Herm. Cl. Kosel

Albrecht Dürer ein Deutscher Heiland

Roman

Jugend und Wanderjahre

THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY

834K846
Oa. 1924
v.1

Return this book on or before the *Latest Date* stamped below. A charge is made on all overdue books.

U. of I. Library

OCT -9'38

DEC 0 6 1982

9324-S

Albrecht Dürer

Erster Band:

Jugend und Wanderjahre

Digitized by the Internet Archive
in 2026 with funding from
University of Illinois Urbana-Champaign

https://archive.org/details/albrechtdurerein01kose

Dürers Selbstbildnis. 1493. Basel.

Albrecht Dürer

Ein deutscher Heiland

Roman aus
Nürnbergs
Blütezeit von

Herm. Cl. Kosel

Erster Band:

Jugend und Wanderjahre

Mit 32 Wiedergaben von Werken des Meisters
und seiner Handschrift

Erstes bis zehntes Tausend

Verlag von Rich. Bong in Berlin W.

Alle Rechte,
auch das der Übersetzung in andere Sprachen, vorbehalten.
Copyright 1923 by Verlag von Rich. Bong
in Berlin

Microfilm Negative # 94-2378
Humanities Preservation Project

Druck von Hallberg & Büchting (Inh.: L. A. Klepzig), Leipzig

Meiner Frau!

Du hast in mir erweckt den Drang zum Schauen
Tief ins Gemüt der schönen Welt hinein,
Um nun als Vorbild treugesinnter Frauen
Der Schutzgeist meiner Dichtungen zu sein.
Du hast mich liebevoll geführt auf meinen Wegen
Durch Lenz und Sommer, oft vom Leid gestreift:
Nun laß mein Werk in deine Hand mich legen
Als erste Frucht, die mir der Herbst gereift.

English G. E. Birnbaum. 31 Dec 1924. Harv.

566573

Vorwort

Der bekannte Dürerforscher Heinrich Wölfflin hat zum Geleit der Auswahl aus „Dürers schriftlichem Nachlaß" (Jul. Bard, Berlin) die trefflichen Worte gebraucht: „Wir Deutsche können das Kunstwerk vom Künstler nicht trennen. Wir wollen immer auch die Person sehen, die dahinter steht. Dürers Ruhm als Künstler beruht gewiß nicht darauf, daß wir einen intimen schriftlichen Nachlaß von ihm besitzen, und doch — er wäre nicht unser Dürer, wenn wir nicht wüßten, wie er geplaudert hat, wenn wir sein Lachen nicht hören könnten, und was für Worte eine große, schmerzliche Ergriffenheit ihm abgepreßt hat." Diese Sätze enthalten tiefen Sinn.

Wer Dürers Seelenleben verstehen will, der muß hinter seinem Werke lauschen, die Ursachen und Weisungen seines Geschickes aus den Trümmern seines Nachlasses aufsteigen sehen, damit sich ihm sein Inneres erschließe; er muß, wie er, ein bewegtes Leben gelebt haben, muß sich, wie er, aus Eigenem emporgerungen und in allen Hemmnissen der Armut und Gebundenheit die Erkenntnis gesammelt haben: wie gering das Erreichte zu bewerten ist. Im Suchen nach Gott und Wahrheit, Schönheit und Liebe wird er Dürers Leben miterleben können. Und so ist in mir Albrecht Dürer lebendig geworden.

Vertieft man sich in die Werke, die, bisher erforscht, Dürers Handschrift nachweisen, so begegnen wir seiner Zeitgeschichte, aus der offenbarende Erscheinungen auftauchen, in denen des Meisters Kunst sich auslebte, die in einem geistigen Kontakt zu ihm standen. Im

Ringen nach dem Ideal der Weibesschönheit begegnen wir erst unauffällig, dann immer eindringlicher Frauen, die im Leben Dürers eine Rolle gespielt haben mögen. Setzt die Kunstgeschichte diese Wahrnehmungen auf das Konto der Formensprache seiner Zeit, so lauscht der Dichter Geschehnissen nach, die Herz und Geist des Meisters in Anspruch nehmen mußten. Die Gestalten der „Eva", der „Fürlegerin" oder sinnlicher Frauen, die ihm zu antiken Bilderstoffen als Vorwurf dienten oder zu frommen Heiligen- und Marienlegenden Beziehungen liehen, werden in der Dichtung lebendig und greifen in das Leben des Meisters ein. Ebenso haben die Gestalten der „Nemesis" und das „Kleine Glück" dem Meister in das Wesen seines Weibes, der so arg verschrienen Frau Agnes, tieferen Einblick gewährt. Aus der Formensprache Dürers ist zu erkennen, welche Eindrücke vom Weibe ihm seelische Erregungen oder ideale Traumversunkenheit bieten konnten, denn Dürer ging dem Wahrhaftigen nach, im Ideal war er schwankend, tieferes Erleben von Leidenschaft und Sinnenrausch sind aus seinen Werken nicht herauszulesen, er suchte Harmonie und Wahrheit im Gestalten. Sein Suchen nach Schönheit mag ihm in den Hemmnissen seiner Zeit, die die Kunst als Handwerk betrachtete und in mittelalterlicher Sittenstrenge kein Schönheitsideal anerkannte, ein schweres, unerfüllbares Problem geblieben sein. Seine Beziehungen zum Weibe sind bisher ernst literarisch wenig bedacht worden; wie eine patriarchalische Gestalt wird Dürer angesehen, dem man leidenschaftliche Regungen nicht zumutet. Das ist ebenso falsch, als es die Nativität sein mag, die ihm 1507 sein Freund Lorenz Beheim stellte, als der Meister, berauscht von den Erfolgen, aus Venedig heimkam: „er sei ein Ingeniosus amator und begehre vieler Frauen". Dürer müßte kein Künstler gewesen sein, wenn ihm das Weib nichts hätte bedeuten können. Seine wenig glückliche Ehe war eine fromm

bürgerliche, wie sie in der Enge der kleinstädtischen Anschauung, von den Eltern bestimmt, üblich war. Frau Agnes galt eben als eine naive Frau ohne Geistesbildung, und Dürer vermochte es nicht, sie zu sich heraufzuziehen. So suchte er wohl Geist, Herz und Schönheit bei anderen Frauen, ohne aber ein Schlemmerleben geführt zu haben wie seine Freunde Wilibald Pirkheimer und Lorenz Beheim.

Auch der aus seinem Werke hervorgehende Glaube, Dürer müsse ein überfrommer Katholik gewesen sein, stößt auf Widersprüche, wenn seine geistige Entwicklung, die ja doch nur aus den Anregungen der Humanisten hervorging, klar besehen wird. Dürer hat tiefen Einblick gewonnen in das mystische Glaubensideal; aus den Studien antiker Schriften mag er im Suchen nach Gott am Kirchenglauben irre geworden sein, ohne es nach außen hin merken zu lassen. Seine „Apokalypse" spricht eine klare Sprache davon, sie wendet sich gegen das Papsttum und die Hierarchie. Im Weltenrätsel, im Mikrokosmos mag er der Natur den Maßstab seines Denkens und Grübelns abgelauscht haben. Alle großen Regungen des menschlichen Geistes sind nicht immer nach den Glaubensursachen ihrer Kundmachungen zu beurteilen, es kommt gerade bei den Größten vor, daß sie in Glaubensdingen grüblerisch ihr Hirn zermartern und vom Kirchenglauben abfallen, während sie nach außen hin bestrebt sind, sich bigott zu zeigen. Und das Mittelalter, wo Huß, Wiklif und Luther die Dogmatik bekämpften und die geheimen Schriften der Araber und Perser, wohl auch die Lehren des Aristoteles, die Averroës übersetzte, weiteste Verbreitung fanden, hat solche Doppelnaturen gezeitigt. Daher kann ein solcher Geist erst verstanden werden, wenn seine Regungen lebendig zur Wirkung gebracht, im Laufe der Geschichte aus den Ursachen zu sehen sind. Alles Mystische ist mit schwankenden Glaubensängsten verbunden und findet nur das Verstehen in Seelen, die

in den Wundern der Natur ihr Karma kennenlernen. Und solch eine Seele nur konnte Dürer belebt haben. Er war ein Grübler und Philosoph, ein Sucher und Schöpfer aus sich heraus, wankelmütig und sensibel, konnte auf den unzulänglichen Bahnen sein Ziel nicht finden und suchte die einsamen Wege, die im Kosmos irrten. Neben den Arbeiten für seinen Broterwerb steht er auf dichterischer Traumhöhe, wie seine „Melancholie" zeigt, und bekämpft in den Weiten seiner geistigen Werkstätte materialistische Dogmen in Kunst- und Glaubensdingen. Die okkulten Zusammenhänge in der Natur ahnend, hätte er, befreit von den Kulturengen, mit größerer Ausdauer als Leonardo schaffen können; und diese Hemmnisse sind es gewesen, die ihn zwangen, als deutscher Heiland sein Kreuz auf sein Golgatha zu tragen.

In diesen Jahren feiert das deutsche Volk die vierte Zentenarfeier des Todes seines großen Meisters und Vorbildes. Da soll mein Werk vorbereiten, mit tieferem Verstehen seiner Seelenregungen, seines äußeren Wesens und seiner bewegten Zeit den Deutschesten der Deutschen schätzen zu lernen. In dem Rahmen einer Dichtung habe ich Dürer lebendig werden lassen, wie er in mir lebendig wurde. Es läßt ihn sein Werk erst ganz verstehen, wenn man ihn schaffen sieht, seines Herzens Regungen in Lauterkeit erkennt, wenn man seine Worte hört, die ihm eine große, schmerzliche Ergriffenheit abpreßte. Nicht die geschichtlichen Daten, nicht die begründete Gelehrtenforschung machen uns sein Wesen lebendig, das muß ein Gefühlspoem tun, das frei schaffend, die immer wiederkehrende Lebensformel, das psychologische Erleben deutet. In diesem Sinne soll mein Werk von Herz zu Herzen, als deutsches Buch von einem deutschen Helden sprechen.

Wien 1922. Herm. Cl. Kosel.

Die weißen Wolkenmänner balgten sich über den spitzen Türmen Nürnbergs mit den aufsteigenden Rauchschwaden der Essen. Aus dem Neutor trabte der junge Wilibald Pirkheimer auf seinem falben Rößlein, sah aber nicht in die Lüfte hinauf; in seinem Geiste wetterleuchtete es, denn sein gestrenger Herr Lehrer war mit seinen Aufgaben unzufrieden. Heimlich, wie Glück und Sehnsucht sich bereiten, ehe sie in Jubel oder in Leid aufgehen, schwoll rastlos in der ungestümen Knabenbrust das Drängen, schönen Mägdlein zu schalmieren. Dabei gingen die Gedanken an Latein und Literatur nicht den Weg, wie er in der Poetenschule verlangt wurde.

Unwillig hieb der junge, fünfzehnjährige Knabe in sein träges Rößlein hinein, daß es sich bäumte und schnurgerade dem Landhause Dr. Johannes Pirkheimers, Wilibalds Vater, in Sankt Johannis zutrabte, über die blühende Wiese hinweg in einem Saus. Und was der Lenz bereitete nach langer Winterhärte, was zu erneutem Leben drängte und durch die Wiesenkrume kraftübersättigt zum Blühen trieb, das stampfte das Rößlein des Patrizierssohnes zusammen.

Eine Weile ließ er das aufgestachelte Tier laufen, dann aber riß er am Zügel.

„Frohnele, wirst du am Weg bleiben? Willst du die Herzensfreud' der stummen Margarete also mutwillig zusammentreten mit deinen harten Hufen?"

Als verstünde das Rößlein die Worte des Knaben, schüttelte es mit der Mähne und blieb stehen, mitten in der Wiese. Zornig fuhr Wilibald mit der Reitgerte über den Hals des Tieres, und wieder raste die Falbe

dahin, bis ihr eine Hofmauer den Weg versperrte. Wilibald lachte und strich dem Rößlein über die Mähne.

„Jetzt hat dein Übermut ein Ende, dummes Frohnele. So eine Mauer steht auch vor meinem Übermut. Lustig trabt meine Gelahrtheit dahin über alle Gutdünken der Lehrer, bis sie nimmer weiter kann. Deine Mauer ist nur der Freihof der stummen Margarete, meine aber ist der gestrenge Dichter Konrad Celtes, der mir meine Weisheit abverlangt, so er nach Nürnberg kommt zum Herrn Vater. Da find' ich auch nit Tor noch Tür in der Mauer und steh' da, wie du jetzt!"

Ein silberhelles Lachen weckte den jungen Stürmer, eine voll erblühte Fliedertraube flog ihm in das versonnene Gesicht. Über die Mauer beugte sich eine feine, schöne Jungfrau, mit ihren blauen Schelmenaugen sah sie den jungen Reitersmann lustig an. Ihr Goldgelocke um das zierliche Köpfel glühte in der Sonne, der schlanke Hals bog sich wie eine Gerte herab, und Wilibald riß sein Barett vom Kopfe und grüßte herrisch.

„Öffnet die Mauer, Jungfrau Margarete; seht Ihr denn nit, daß mein Rößl durch möchte? Ihr verstellt ihm den Weg!"

Frauenmild und in seliger Sanftheit wies die stumme Margarete mit der Hand nach der Landstraße. Ihr Schelmenauge sprach deutlich aus, was ihre Stimme nicht vermochte: „Bleib' am Wege und stampfe mir meine lieben Blumen nicht zusammen!" Rasch verschwand die holde Erscheinung in den Fliederbüschen, und Wilibald sah ihr lachend nach. Er gab seinem Rößlein einen Schwung, und das trabte der Landstraße zu. An der Mauerecke griff eine schlanke, zartgegliederte Hand in die Zügel des Pferdes und hielt es auf. Eine volltönende Knabenstimme rief den jungen Reiter an:

„Wilibald, du? Wie kannst du über die Blumen reiten? Dein Roß zertritt all die lieben Wunder, die Gott so fein und farbenbunt erschaffen hat. Da wird die sanfte Margarete weinen."

„Gelacht hat sie, du Wegelagerer und Strauchritter!“ rief lustig Wilibald und hieb mit der Gerte durch die Luft, daß es sauste. „Was fällst du mein Frohnele an? Ist dir die Goldschmiedekunst wieder einmal verleidet, daß du herumlungerst? Wenn dich dein gestrenger Herr Vater hier sehen tät', gäb's wieder ein Donnerhagelwetter!“

Der bleiche, schlank aufgeschossene Knabe sah mit seinen himmelmilden Augen den Freund an, und errötend flüsterte er:

„Mein Herr Vater hat mir diesen Nachmittag den Laufpaß gegeben. Daheim liegt die liebe Mutter in Kindleinwehen, da gibt's kein Hausen für mich. Alle rennen sie durcheinander, der Vater ist voller Angst. Ich hab' zum lieben Zeitvertreib fleißig in mein Büchlein gestrichelt. Solcher Heimlichkeit erfreut sich mein Herz ganz insbesondere.“

„Zeig' her, Albrecht, was hast du wieder zusammengestrichelt!“

Herrisch riß Wilibald dem schüchternen Knaben das Zeichenbüchlein aus der Hand und besah sich die zarten Aufrisse, die Albrecht so spinnenfein geschaffen hatte. Das Gebaren Jung-Wilibalds war so, wie er es seinem kunstsinnigen Onkel Hans Imhoff abgelauscht hatte. Er blinzelte mit den Augen und nickte mit dem Kopf.

„Ei, du bist ein wahrhaftiges Genie! Was du da strichelst, ist so, als hätte es der Meister Schongauer in Kupfer gestochen. Ich zeig' dir die Stiche; mein Herr Vater hat sie aus Colmar mitgebracht und sagt, es sei das Fürtrefflichste an Kunst. Wirst auch einmal ein solcher Meister werden!“

„Nie!“ gab weinerlich Albrecht zurück. „Mein Herr Vater würd's nit leiden. Ich muß Goldschmied werden, wie er einer ist, bin doch schon zwei Jahre bei ihm in der Lehre.“

„Wenn dir aber das Malen lieber ist! Furchthase du, findest du keinen Mut? Schon in der Poetenschule

hast du lieber mit Handrissen geprahlt als mit Vokabeln. Könnt' ich so zeichnen wie du, da würd' ich mich mit dem Latein auch nimmer plagen."

Das träumerische Schauen des schmächtigen Albrecht ging in die Weite, als sähe er dort holde Gesichte, die ihn lockten.

„Was ich will, ist nit von Belang; was der Vater will, das muß geschehen. Freilich wollt' ich lieber malen, als Kettlein löten und Ringlein schweißen. Wenn ich auf den Firmsilberbechern liebliches Rankwerk eingravieren darf oder aus dem Silberblech schön fein punziere und ziseliere, das freut mich noch. Aber das Feilen und Sägen, das Polieren und Kettleinlöten ist ein hart' Ding für mich, das möcht' ich schon lieber an die Wand hauen in meinem Unbestand."

Die Stimme Albrechts bebte leise, im Unterton klang der ganze Jugendschmerz, der aus der Enge der Verhältnisse aufgestiegen war. — Wilibald sah vom Büchlein weg den Freund mitleidig an.

„Bist ein armer Hase, ein guter. Du hast aber auch gar kein bißl Streitbarkeit in dir, erduldest alles so fromm und still."

Er blätterte im Büchlein weiter. „Ja, sag' mir, Albrecht, da hast du dich ja selber konterfeit? Wahrhaftig, so wie du leibst und lebst, so ganz ergeben in den Willen deines Vaters. Wie hast denn du das selber so fürtrefflich machen können? Das ist wie ein Wunder, kaum zu glauben!"

Verhohlen wischte Albrecht ein Tränenbächlein von der Wange, der Ausruf Wilibalds machte ihn wieder froh, er lächelte überlegen.

„So klug bist du und doch so dumm. Durch den Spiegel hab' ich mich visieret *), das ist doch kein Wunder, ganz leicht ist das gewesen!"

„Hast denn du einen Spiegel?"

---

*) nach der Natur gezeichnet.

„Ich nit, aber die holdselige Jungfrau Margarete hat mir den ihren geliehen heut nachmittag. Den hat ihr der Hans Hirschvogel aus Venedig mitgebracht. Ich hab' sie auch konterfeit mit ihren Sprechaugen, die so blau sind, wie Meister Wolgemuts teures Ultramarin. Ihr Bruder Heinz ist Malknabe bei Nachbar Wolgemut, mit dem hab' ich mich schon lang angefreundet, heimlich führt er mich in die Werkstatt des Meisters, und jeden Sonntag bin ich bei ihm hier im Garten. Ach, was sind das für sanfte Stunden, wenn wir in der Fliederlaube sitzen und über die Malerei reden. Margarete sitzt dabei und spricht mit den Augen und dem Fingerspiel dazu. So holdselig ist sie, daß mir mein Jungenherz oft übergeht in schmachtender Freude. Kommt am Abend der junge Hans Hirschvogel und spielt auf der Laute, dann sieht mich Margarete nimmer an, ihre Augen reden nur mit ihm, und ich geh' davon; der Neid frißt an mir, so daß ich flennen könnt', aber ich darf mich nit verraten."

Gerührt schlang Wilibald seinen Arm um den Hals Albrechts.

„Item, so schaut's aus bei dir: daheim liegt die Mutter im Kindsbett, die Goldschmiederei verdrießet dich, trägst das Malen im Sinn und die stumme Margarete im Herzen. So ein Tag in der Vakanz wirbelt deine frommen Gedanken durcheinander. Bist reif für einen Maler. Mein Großvater hat einmal gesagt: ‚So ein deutscher Maler hat alles andere im Sinn, nur nit die Kunst. Steht ihm ein Türlein offen, gleich fliegt der leichte Sinn hinein, insbesondere in Welschland.' Sei still Albrecht. Ich bin nit besser. Grad heut hat der Lehrer wieder geschimpft mit mir, weil ich halt auch lieber in die Lachaugen der lustigen Kathi Fürlegerin guck' als in die Aufgabenhefte. Pass' auf, wenn ich am Fürlegergarten vorbeireite, steht die Kathi schon am Tor und lacht, und ich reit' ihr was vor. Aber die Kathi ist erst elf Jahre alt, die paßt zu mir.

Deine Margarete aber ist schon siebzehn und du vierzehn, das paßt nit zusammen. Du bist wie ein Bub und sie wie eine Fraue. Sei klug, laß sie dem Hirschvogel, alles Ding muß seine Proportion haben, sagt der Mathematikus Regiomontanus. Jetzt komm mit mir heim, du sollst mir eine Sandfeste erbauen, und ich will sie als Feldhauptmann berennen!"

Dankbar schmiegte sich Albrecht an seinen Freund, ihm tat es so wohl, wenn der Patriziersohn lieb zu ihm war. Wilibald reckte sich im Sattel zurecht und befahl wieder herrisch:

„Führ' mein Rössel, ich will wie ein Ritter bei der Fürleger-Kathi vorbeireiten, und du sollst mein Knappe und Schildträger sein!"

„Immer willst du einen Kriegsmann spielen. Wirst wohl einmal gar gegen den Markgrafen oder den Kaiser in die Fehde ziehen. Solltest nit also wagemutig sein, leicht könnt' dir etwas zustoßen!"

Lachend strich Wilibald mit der Reitgerte über die langen Strähne dunkelblonden Haares, die um Albrechts schmächtigen Hals baumelten.

„Aus dir wird kein Held, niemalen! Kein streitbar Denken sitzt in deinem Köpfl. Nur malen willst du. Ich aber werd' einmal mein scharfes Schwert schwingen über den Feind, heidi! Mit deinem Silberstiftlein kannst du nit einmal den Starrsinn deines Vaters bezwingen."

„Schimpfiere mir den Herrn Vater nit!" Wehmütig griff Albrecht in die Zügel des Rößleins und zog es sanft vorwärts. „Er meint's gut mit mir. Übers Jahr soll ich als Geselle auf die Wanderschaft ziehen. Mein Vater sagt, wer heute nit größer wird im Malen als der Hans Traut, der soll lieber Goldschmied sein, das Handwerk nährt besser. Und was der Traut kann, das würd' ich mein Lebtag nit erlernen. Da ist's besser, wenn ich meine Sehnsucht begrabe!"

Träne um Träne rann über die eingefallenen Wangen Albrechts.

„Bist ein Häslein, ein furchtsames; dein Vater aber ist ein Starrkopf, ein dummer, dabei bleibt's. Jetzt vorwärts!“

Wilibalds Augen funkelten, aus dem Fürlegerhause winkte die Kathi und lief dem Junker entgegen. Ihr Angesicht glühte wie ein Röslein, die kupferroten Zöpfe lagen über dem roten Mieder, sie lief über die Wiese, daß die Kleider nur so flogen.

„Bleib oben am Frohnele,“ rief sie Wilibald lachend zu, „hab' jetzt nit Zeit für dich, muß dem Vater helfen Bohnen binden.“ Sie musterte den sich stolz reckenden Freund: „Schön bist du wieder heute, und wer ist der Knappe, der dein Frohnele führt?“

Rasch steckte Wilibald ein Zuckerplätzchen in Kathis Lachemund. Stolz warf er sich in die Brust und rief:

„Das ist kein Knappe, das ist der Albrecht Dürer! Mach' deine Reverenz, Kathi, der wird einmal Nürnbergs größter Malermeister werden und Kaiser und Fürsten in seinen Sack stecken.“

Bis in die Stirn stieg die Schamröte in Albrechts Gesicht über diesen Spott. Schüchtern zog er seine Kappe und neigte sich unbeholfen vor dem Mädchen, das ihn verwundert ansah.

„Glaubt's nit, Jungfrau Fürlegerin. Ich bin nur ein armer Goldschmiedebub, der nit ein noch aus weiß mit seiner Kümmernis.“

Treuherzig sah das kokette Mädchen den schüchternen Knaben an.

„Aber schön bist du, schöne Buben gefallen mir.“ Darüber lachte Wilibald dermaßen, daß bald Kathi und Albrecht einstimmten. Wie ein Wirbelwind flog das Mädchen, das ihrem verliebten Sinn diese Blöße gab, über die Wiese und ins Gartentor hinein.

„Ist ein verliebtes Zeislein, die Kathi,“ rief Wilibald, „aber mir gefällt das bei einem Mädel. Das

Zimperliche mag ich gar nit leiden. Lachen kann's wie ein Glöckl, und ihr Göschl ist zuckersüß. Hast du schon einmal ein Mädel geküßt, Albrecht?"

„Nein," flüsterte der schüchterne Knabe, „das wäre eine Sünde."

„Sünde! Weißt du denn überhaupt, was Sünde ist? Mein Großvater sagt, eine Sünde sei nur einen Gulden wert; sie kann noch so groß sein, ein Ablaßbrief vom Papst spricht sie los. Schau', Albrecht, daraufhin leg' ich mir alle Spargroschen in ein tönernes Froschmaul. So, und jetzt vorwärts, du wirst dein Lebtag keinen Ablaß brauchen!"

Herrisch gab er seinem Rößlein einen Gertenhieb und trabte davon. Albrecht lief ihm nach. Hinter der Gartenmauer lauerten zwei sehnsüchtige Äuglein, und eine kichernde Mädchenstimme lispelte: „So einen Maler möcht' ich auch einmal halsen. Der ist so lammfromm wie ein Herrgöttlein."

Im Landhaus des kaiserlichen Rates Dr. Johannes Pirkheimer saßen auf der Gartenterrasse Wilibalds Großvater, ein gebeugter Greis, der Vater, und der Ratsherr und Großkaufmann Hans Imhoff im eifrigen Gespräch über Handels- und Ratsangelegenheiten beim Imbiß beisammen, als Wilibald und Albrecht in den Garten traten. Die beiden Knaben schlichen zur Werkzeugkammer und suchten sich Spaten und Schaufeln für den Festungsbau. Am großen Sandhügel, der neben der Terrasse lag, begannen sie alsbald ihre Arbeit. Albrecht entwarf einen Plan und stach den Grund dazu ab, als wäre er ein Baumeister. Wilibald nickte und besann seine Kriegspläne; seine Ohren lauschten aber den Gesprächen, die die drei ernsten Männer auf der Terrasse führten. Sie hatten sich der Kunst zugewendet. Wilibald stieß Albrecht an.

„Hör' zu, was Onkel Imhoff von der welschen Kunst spricht."

Albrecht lauschte und sah, wie Imhoff erregt auf und ab schritt. Er war ein breitschultriger, kleiner Mann mit glattrasiertem, feingeschnittenem Gesicht, aus dem klare, ernste Augen blickten. Seiner Stimme Ton war tief und klang bedächtig, als er eiferte:

„Nein, lieber Doktor, deine Ansicht ist falsch! Weder ein Deutscher noch ein Fläme kann den Florentiner Leonardo erreichen. Was der schafft, grenzt an Zauberei; wie lebendig sind seine gemalten Gestalten, und aus dem Konterfei spricht die Seele. Wie weit steht dagegen die deutsche Kunst zurück. Kein Schongauer, kein Wolgemut kann bestehen neben dem Florentiner. Und der Paduaner Mantegna hat den alten Griechen Dinge abgelauscht, von denen unsere Maler keine Ahnung haben. Armselig und unfertig ist die deutsche Kunst, wie ein Kindlein noch liegt sie in den Windeln! Bei uns gedeiht nur das Häßliche!"

„Du übertreibst," eiferte Dr. Pirkheimer, „die leichtlebige Sitte der Welschen mag andere Meinung haben von der Kunst. Das Weiberzeug, das sie unzüchtig und nackt auf ihre Tafeln malen, lästert den Kirchenglauben, ist heidnisch und reizt die Sinne auf. Der Leonardo ist ein Hexenmeister, ein Alchimist und Freigeist, er will fliegen wie der Vogel und baut eine Maschine dafür; ich mag ihn nit. Dem Schongauer seine Stiche sind heilig und fromm, und was die Flämen malen, ist gottgefällig. Ich hab' den Altar des Jan van Eyck gesehen, hab' die Bilder des Memling bestaunt, und wahrhaftiger als der Wolgemut malt keiner die Heiligen!"

Imhoff lachte: „Der Bischof von Eichstätt hat dir den unbefangenen Sinn für die Kunst genommen, Johannes. Lies die ‚Gleichnisse über die antike Kunst', die Doktor Hartmann Schedel hat ausgehen lassen, der gibt den welschen Malern alle Ehre. Er hat die alten Griechen und Römer mit Mantegna studiert, mit ihm hat er Forschungen über die Anatomie an-

gestellt und Leichen zergliedert. Wir Deutsche stehen noch weit zurück, sind unbeholfen und viel zuviel in der Knechtschaft der Kirche. Wie erblüht in Welschland der Humanismus, bei uns geht er zaghaft daher, ist dermaßen von Angst befallen, daß sich keiner traut, beim Dompropst Sebald laut zu reden, wenn der Konrad Celtes nit dabei ist. Der denkt welsch und fragt weder nach Recht noch Brauch, ihm ist die Wahrheit und Schönheit alles!"

Der kaiserliche Rat Pirkheimer ließ sich nicht überreden. Ruhig stand er auf, als wolle er eine Rede halten, und mit seinen hellen Augen sah er den Widersacher gütig an.

„Hast recht. Andre Länder, andre Sitten. Im heißen Süden lebt sich eine Idee rascher aus, dort blüht und fruchtet der Lorbeer zugleich. Bei uns im Deutschen Reiche steht die Tanne und Eiche in Kälte und Sturm und muß langsam Kräfte sammeln. Aber diese Kräfte sind dann fest und treu. Laß gut sein, Hans, in Nürnberg hebt ein Blühen an, was die Kunst betrifft. Allen voran hebt sich der Adam Kraft mit seiner Steinmetzarbeit empor, wie selten einer. Der Bildschnitzer Veit Stoß hat im „Jüngsten Gericht" über der Schautür von St. Sebald wahrhaftig Meisterliches geleistet. Und Peter Vischers Gußwerke finden ihresgleichen in keinem anderen Lande. Die Glasmalereien von Veit Hirschvogel und die Altartafeln von Hans Traut oder Michel Wolgemut sind auch danach, daß sich die Herzen der deutschen Kunstlieber erbauen können. In Nürnberg hebt allgemach das Blühen an, harre noch eine Weile, bald wird es fruchten im ganzen Deutschen Reiche!"

Wilibald stieß Albrecht, der begeistert zuhörte, an und raunte ihm ins Ohr:

„Hörst du, wie klug mein Herr Vater dem Oheim zu widersprechen versteht? Auch er gibt der deutschen Kunst den Ruhm, der ihr gebührt. Paff' auf,

jetzt fängt auch der liebe Großvater an zu reden, der versteht viel!"

Der Greis hob die Hand auf und sagte:

„Fürtrefflich ist eurer Rede Sinn. Absonderlich was die deutsche Kunst betrifft, die in der ärgsten Not entstanden und gewachsen ist. Die kann nit mehr vorstellen, als wie sich's unsere ehrenwerten Meister ausdenken. Bei uns geht die Kunst aus Zunft und Handwerk hervor. In Welschland ist ein Meister wie ein freier Fürst. Er muß nit mit des Lebens Bitternis ringen, die alte Kultur steckt in der Menschenrasse drin, und was sie von den antikischen Meistern übernommen hat, das ist ein ander Ding als wie bei uns. Wissen wir Deutsche überhaupt schon, was Schönheit ist? Wer hat sie bei uns verlangt, und wer hat sie gesucht? Darum müssen wir den Malern helfen, eine Zukunft bauen, weil sie keine Vergangenheit haben! Ich bin alt und werd's nit erleben, daß einer aufstehen wird, der aussagt, wie die deutsche Kunst am deutschesten sein soll. Andere Dinge sind nit für uns vonnöten, wir brauchen uns nit nach den Welschen zu richten, in uns ist Kraft genug zum Aufbau."

Wilibald triumphierte: „Siehst du, Albrecht, so spricht der Großvater."

Albrecht seufzte: „Du mein Gott! Was soll denn ein Maler anderes können müssen als malen? Oh, könnt' ich das!"

Hans Imhoff gab sich nicht zufrieden, er lief erregt auf und ab, seine Augen funkelten lebhaft.

„Ich will mehr! Unsere Malermeister, so gering sie noch sind, meinen, sie hätten genug getan. Keiner greift weiter aus, sie sind so einfältig wie die Korbflechter und Hufschmiede. Wenn sie den lieben Christus von den Folterknechten so recht erbärmlich martern lassen, wenn sie die Heiligen mit blutrünstigen Wunden bemalen, da glauben sie schon, ein Werk geschaffen zu haben, das erbaulich den frommen Sinn weckt. Kein

tiefer Heilandsgedanke, kein Erlöserangesicht, kein zu Gott hinneigendes Gemüt und keine Seele zeigen die Tafeln mit den hölzeren Gestalten. Nur von des Leibes Qualen, nie von der Seele Leiden spricht unsere Kunst. Eine einzige von den griechischen Statuen, die jetzt ausgegraben werden, sagt viel mehr von Seele und Leidenschaft, von Geist und Adel als alle die Holzpuppen, die unsere Maler und Bildschnitzer geschaffen haben. Ja, einer sollte aufstehen im Deutschen Reiche, der Charakter und Geist hat, unsere harte Kunst auszuweiten, der uns alsdann die rechten Begriffe von Schönheit und Seele in Kunstform umsetzt; das täte uns not."

Ängstlich sah Albrecht den Eiferer an, der so ganz anderes von der Kunst verlangte, als es die Meister in Nürnberg verstanden. Ein sehnsuchtsvolles Gefühl stieg in seinem Herzen auf, er hätte so gerne verstehen wollen, was Imhoff meinte, damit er sich bemühen könnte, der Schönheit und der Seele nachzuforschen. Wilibald sah ihm das Verlangen an.

„Angsthase du!" raunte er Albrecht zu, „willst du dich wieder verkriechen? Lerne halt, das kommt nit aus Mutters Schürze, mußt deine Gehirnkammern alle auftun! Wirst schon der werden, wie ihn der Oheim haben will, pass' auf, ich sag's!"

Mit leuchtenden Augen sah der Großvater den jungen Imhoff an.

„Du bist ein anderer wie die Herrn mit der Ratskette alle. Sag' diese Meinung auch dem ehrbaren Rate, auf daß dort der Anfang gemacht werde. Sie sollen die Strenge lassen, weniger von Geschäften reden und die Jugend ermutigen mit Aufträgen. Ohne Aufträge kann der beste Geist nichts schaffen. Sie sollen ihre Hauswände schmücken mit Kunst, wie die welschen Edelleute; die Stifter der Altartafeln, die nur für ihr Seelenheil bedacht sind, reichen nit weit. Wir müssen die Jungen lernen lassen, sie in die Welt schicken, auf daß sie das Blühen auch in die deutschen Lande verpflanzen.

Ja, damit sollten wir anfangen! In unserer Enge wird kein Baum gedeihen, wir müssen einen besseren Dung auf die harten Schollen gießen!"

Albrecht ließ die Schaufel fallen und hob sie nicht mehr auf. In seinen Gedanken wogte es, seine Seele bekam Flügel, die ihn weit über Nürnbergs Gaue hinwegtrugen. Solchen Gesprächen hatte er noch nie gelauscht, sie wirbelten alle seine Gedanken und Sehnsuchten auf.

Wilibald aber riß ihm das Skizzenbüchlein aus der Wamstasche und lief damit hinauf auf die Terrasse zu seinem Großvater. Sein Knabensinn war erhitzt, er sah schon die Kunst im Deutschen Reiche durch einen Erlesenen befreien und erheben; und dieser Erlesene schien ihm kein anderer sein zu können als sein Freund Albrecht.

Ungestüm schlang er seine Arme um die Schultern des Greises, küßte ihn und rief:

„Helft den jungen Geistern, Großvater, Ihr seid reich, wir müssen im Deutschen Reiche auch solche Maler haben, wie sie in Italien schaffen. Ich kenne einen, der wird das erfüllen, was Ihr erhofft. Aber er ist arm. Sein Herz ist voller Verlangen, er will immer nur malen, und sein Vater erlaubt es nit, weil er das Goldschmiedehandwerk nit aufgeben soll. Seht Euch an, was er in sein Büchel gezeichnet hat, ich glaub', daß der einmal das wird, was wir Deutschen brauchen!"

Der Großvater strich dem Knaben die Locken aus der Stirn, er freute sich über den Jugendmut seines Enkels und besah sich lächelnd das Büchlein, das ihm Wilibald aufgeschlagen vor die Augen hielt. Die beiden anderen Herren traten zu der Gruppe, um die Zeichnungen Albrechts mit zu betrachten.

„Das ist ja der kleine Dürer?" rief erstaunt Dr. Pirkheimer, als er die feine Silberstiftzeichnung sah, die Wilibald triumphierend aufgeschlagen hatte. Dessen

Augen leuchteten, sein Ungestüm drängte Vater und Onkel, doch endlich das Wort auszusprechen, das Albrecht ehren sollte.

„Das hat er selbst gemacht, nach dem Spiegel hat er es visieret, drüben im Garten der stummen Margarete. Ist das nit großartig? Ich sag', der Albrecht wird einmal ein solcher Maler werden, wie ihn Onkel Imhoff sich denkt! So sprecht doch!"

„Ja, mein Junge," sagte der Großvater, „es mag in dir ein Zukunftsehen liegen. Oh, du liebe Jugend! Dir ist noch das Weiterschreiten und Vorwärtsdrängen auf deutschem Boden vergönnt. Nütze es aus. Die Scholle wird neue Wurzeln schlagen, zum Blühen soll das Edelreis kommen, auf daß es fruchte im Deutschen Reiche. Die Düsternis der strengen Zeit ist vorbei, es will lenzen bei uns. Ich werde das Ausreifen der deutschen Kunst nit mehr erleben, in mir ist der Winterfrost, aber ihr, meine Lieben, werdet es kommen sehen, wie sich das Reich weitet. Wo ist der junge Maler, der also hoch den Flug nehmen will?"

Imhoff und Dr. Pirkheimer waren ergriffen von den Worten des Greises. Auch sie fühlten es, wie sich ein regerer Geist belebte und wach wurde nach dem langen Schlafe, seit die Kirche in ihrem Selbstzweck der Geisteskultur Schranken gesetzt hatte. Der Humanismus streifte die alten Fesseln ab, die Wiedergeburt der Antike machte neue Schule, und aus Welschland zog ein helles Wesen über die Grenzen des Reiches. Die Patrizierssöhne studierten in Bologna, Mantua und Padua auf der hohen Schule und brachten freieres Leben in die sittenstrenge, allzu veraltete Anschauung der Geisteskultur mit heim.

Wilibald war wie ein Sturmwind über die Terrasse hinabgelaufen und zerrte den schüchternen Albrecht ungestüm vor den Großvater.

„Da ist er", jubelte er, und der Großvater griff nach dem jungen Dürer und zog ihn an sich.

„Komm zu mir!“ sagte er liebevoll, „ich möchte so gern die Zukunft der deutschen Kunst in meinen Armen halten. Was du in dein Büchlein da gezeichnet hast, ist wohl noch das Schrittlein des Kindes. Aber du gehst sicher und geradeaus. Tue weiter so. Aus der Raupe wird die Puppe. Aus der Puppe aber fliegt der Falter in die Sonne. Sei nit also schüchtern, Albrecht; was dein Vater meint, ist wohlgemeint, aber das Talent kommt von Gott. Und Gott will, daß sein Geist auf Erden weiterschaffe. Aus dir kann einmal ein Auserwählter werden, wenn Gottes Segen dich über die Härten hinweghebt. Bist du so, wie du sein mußt, um dem deutschen Volke die Kunst zu geben, die es befreit von der handwerklichen Unwissenheit, dann wirst du auch trotz Vater und Schicksal den Weg gehen müssen, den dir Gott gewiesen hat. Harre aus und sei stark, das deutsche Heldentum ist auch der Kunst gegeben!“ —

Als Albrecht Dürer an diesem Tage heimging, waren seine blauen Augen naß vom Weinen. Er weinte über die Freude, die er in diesem stolzen Hause erlebt hatte, er weinte über die Kümmernis, die ihn beschlich, wenn er an den gestrengen Herrn Vater dachte, der es nicht zugab, daß sein Sohn ein Maler werden solle. Als er in die Wohnstube des alten Dürerhauses „Unter der Vesten“*) trat, hielt ihm der Vater ein Kindlein entgegen.

„Ein Brüderlein hat dir der liebe Gott beschert. Sieh zu, Albrecht, daß du als Goldschmied ehrsam in meinen Bahnen weiterwandelst. Jetzt heißt es, für ein neues Mäulchen schaffen. Geh hin zur Mutter und wünsche ihr Glück zu der überstandenen schweren Zeit!“

Vater Dürer lag mit seinen beiden Söhnen Albrecht und Hans im Burggraben unter dem breiten Ahornbaume am grünen, blumenduftenden Grase. Es war ein klarer, warmer Maienabend, am Himmelfahrts-

*) „Unter der Vesten“ = ehemaliger Name der jetzigen Burggasse.

tage, der friedlich aus dem Licht hinüberzog in das Düster der kommenden Nacht.

Albrecht und sein siebenjähriges Brüderlein plauderten leise miteinander, damit der Vater in seiner frommen Beschaulichkeit nicht gestört werde, hatte er doch der Sorgen so viele, an die er eine Weile vergessen wollte. Sein Ansehen hob sich, seit sie ihn zum Geschworenenmeister der Goldschmiedezunft und zum Vorsteher seines Bezirkes ehrenvoll erwählt hatten. Wenn es auch Ehrenämter waren, die ihm Verdruß und Plackereien einbrachten, sie verhalfen ihm doch zu vielem, was ihn das Dasein leichter tragen ließ. Seine Ehrenhaftigkeit war sprichwörtlich geworden, man sagte gelegentlich: der oder jener sei auch so ehrlich wie der alte Dürer.

Heute suchte der Meister die Feiertagsstimmung, er wollte den frommen Klängen seiner Seele lauschen, aber sein Denken kam immer wieder auf den Edelsteinjuden Daniel Squarro zurück, bei dem er Steine gekauft hatte, die sich als falsche erwiesen. So grübelte er diesem Betruge nach, den er der Zunftlade melden müsse, das war er seiner Ehre als Geschworenermeister schuldig. Der Nürnberger Rat setzte die furchtbarsten Strafen auf Betrug. Schließlich siegte aber doch sein gutes Herz über die gestrenge Ehrsamkeit, er rief seinem Sohne zu:

„Albrecht, morgen in aller Früh' gehst du zu dem Squarro in die Wohnung und bringst ihm die falschen Smaralgen (Smaragde) wieder zurück. Sag' ihm, er möge die Steine noch einmal auf ihre Echtheit prüfen, eh' daß sie der Zunftmeister anschaut. Sag' ihm nit, daß ich sie als falsch erkannte, ich will ihn nit kränken; ist er klug, dann wird er sie umtauschen gegen echte. Will er's aber nit, dann in Gottes Namen mach' ich halt die Anzeig'. Ich denk', der Jud' wird sich besinnen, ist ein tüchtiger Mann, er weiß doch, daß ihn sonst der ehrbare Rat aus Nürnberg auspeitschen läßt. Ich will ihn verwarnen, es möcht' mir leid sein um sein krankes Weib und sein Kind."

Albrecht erfaßte die Hand des Vaters und streichelte sie liebevoll.

„Was habt Ihr doch für ein gutes Herz, Herr Vater!“ Er sah ihm voller Liebe in die Augen. Es tat ihm wohl, daß er ihn so gute Worte sprechen hörte; aber sein Rechtssinn bäumte sich doch gegen den Juden auf, der den Vater betrügen wollte.

Der alte Dürer war nachdenklich geworden; er raffte sich aber bald wieder auf und sagte noch einmal: „Item, du gehst zu dem Squarro; er kann sich ja leicht verschaut haben beim Steinhandel.“

Nun hatte Vater Dürer sein seelisches Gleichgewicht wiedergefunden. Er ließ sich ins Gras fallen und verfolgte mit seinen Blicken die feinen Verästelungen in den Ahornzweigen, die sich vom Himmel so wundersam abhoben. Darauf machte er Albrecht aufmerksam; denn wo es galt, ihn zu belehren, wurde er gesprächig.

„Albrechtl, schau' dir die feinen Ästlein an, wie sie die Blätterbüschel so herzinnig zusammenhalten, und doch kann sich jedes Blatt so schön entfalten. Wenn du das mit dem Stift aufreißen (zeichnen) willst, so hast du gleich ein sinnig Rankenkränzlein zum Eingravieren auf den silbernen Firmbecher für die Fürleger-Kathi. Fang an, die Stunde ist noch licht genug dazu. Was du heute schaffst, hast du morgen fertig. Die Kunst schändet den Sonntagsfrieden nimmer!“

Albrecht zog erfreut sein Büchlein aus der Tasche und suchte sich mit hungrigen Blicken einen Zweig aus, den er abbrach und auf sein Knie legte. Mit hurtigen, sicheren Strichen fuhr sein Silberstift über das Papier und ordnete die spitzfingrigen Blätter zu einer Rankenfolge aneinander. Der Vater aber war sprechlustig geworden.

„Kinder, um diese Zeit ist's an die dreißig Jahre her, seit ich in Nürenberg bin eingezogen als Handwerksgeselle. Hab' seitdem viel durchmachen müssen, ehe ich mit meiner Sach' bestellt war. Das Leben geht gar zu

geschwind dahin, die Käuzlein jammern und die Vöglein trillern einem dabei so manch ein Lied in die Seele. Ein traurig Ertragen und ein frohes Dahin helfen das Leben vertun! Mußt' froh sein, wenn ein Stücklein Brot am Eßtisch lag. Reichtum hab' ich mir nit erarbeitet. Und eure Mutter ist fromm und tugendhaft gewesen alle Zeit, sie hat mir getreulich Freude und Kümmernis tragen helfen."

Die beiden Knaben nahmen den Vater um den Hals und zeigten ihm, wie lieb sie ihn hatten. Der kleine Hans sagte zutraulich zu dem gestrengen, versonnenen Meister:

„Wollt Ihr nit einmal von damals, als Ihr aus dem Ungarland nach Nürnberg kamt, erzählen? Liebster Herr Vater, wir wollen so gerne aus Eurer Zeit etwas wissen. Gelt, Albrecht, du auch!"

Dürer wischte sich ein Tränlein aus den Augen, das ihm sein weiches Gemüt herausgepreßt hatte, schüttelte die Buben sacht ab und erzählte:

„Bin nit vom Ungarland direkt da hergewandert, Kinder, war erst lange Zeit in den Niederlanden bei manch einem tüchtigen Meister in Arbeit. Wie die Lebensumständ' daherkommen, ist aber Gottesbestimmung. War gar arm und verzagt, wie ich hab' von meinem Heimatstadtl Eytas Abschied nehmen müssen, und wie ich von Vater und Mutter fortgezogen bin, um in der Fremde meine Gesellenjahre zu verbringen. Hab' die Eltern nimmer wiedergesehen, sie sind verstorben derweil. Gott laß sie in Seligkeit die himmlischen Freuden erschauen! — Hab' in Brügge und Antwerpen viel erlernt. Als ich wieder heim wollte, bin ich über Nürenberg gezogen, wo ein Aufblühen der Goldschmiedekunst anhub, wie lange Zeit nit. Wollt' noch ein Stück Geld verdienen, aber es kam anders. An dem Tag bin ich eingewandert, wo der gelahrte Herr Philipp Pirkheimer, Wilibalds Ohm, mit der engelsguten Anna Tintnerin auf ‚der Vesten' prunkvoll Hochzeit hielt. Das

war ein gar lustiges Treiben unter den Linden im Burghof. Die Ehrbaren waren angetan in Sammet und Brokat. Hab' mir gedacht, so ein Einstand ist eine Vorbedeutung. Unter dem Gesinde, das auf der anderen Seite des Hofes um eine Linde tanzte, war eine übermütige Maid, die schwang sich hurtig dahin, aber ihr Partner war gar ungelenk. Ich warf mein Felleisen ins Gras, wischte mir die Schuh sauber vom Wanderstaub, denn wo's zu tanzen gab, war euer Vater gleich dabei. Hab' die Maid an mich gerissen und heidi um die Linde geschwenkt, mein Hütl nach ungarischer Art in die Luft geworfen und im Tanz aufgefangen, da lachten die Gesellen und Mägdlein hellauf vor Lust.

Die ehrbaren Herren vom Brauttisch traten näher und sahen zu, wie ich tanzte. Der Bräutigam ließ mir einen Imbiß und Wein geben, und ich mußte einen ungarländischen Tanz aufführen. An diesem Abend noch hat mich der ehrenwerte Goldschmiedmeister Hieronymus Holpern als Geselle aufgedungen. Er gab unter Lachen zu, daß einer, der so behende tanzen kann, auch flink bei der Arbeit sein müsse. Weil ich mich im Gravieren und Punzen geschickt erwiesen hab' in seiner Werkstatt, hat er mich bald die besten Arbeiten ausführen lassen und mir sein Vertrauen geschenkt. Als Altgeselle dürfe ich an seinem Tisch essen, und die Frau Meisterin war mir gut, weil ich ein so fromm' Gemüt hab'. Insbesondere aber stand ich in Gunst bei der kleinen Meistertochter, die dazumal ein vierjährig Kindlein war. Wie oft hab' ich das kleine Bärble herumgetragen am Abend, hab' ihr Docken geschnitzt und Wurstelmänner gemalt. Wenn sie aber so recht ungestüm bat, ich soll ihr von den wilden Ungarn, vom König Attila und den Heunen erzählen, da ist sie mir auf dem Schoß gesessen und hat mich gar lieb angeschaut."

„Und ist unsere gute Mutter worden", ergänzte der kleine Hans.

Dürer sah nachdenklich über die Wiese, wo fleißige Bienen den erbeuteten Honig heimtrugen. Die liebe Erinnerung tat ihm gar so wohl. Wie lange Zeit schon hatte er sie nicht gerufen. Er nickte:

„Ja, Hansl, dasselbige blauäugige, herzliebe Mägdlein ist deine Mutter worden, kaum, daß sie fünfzehn Jahre alt war. Gar so jung und so gerade, so fromm und fleißig war meine Barbara. Lieb hat sie mich gehabt, und ich bin doch schon an die vierzig Jahre alt gewesen. Der gute Meister Holpern hat mir sein Kind gerne gegeben, ist doch die Lieb' zu mir von Kind her in der holdseligen Jungfraue mit aufgewachsen. Es hat gar nit anders sein können.

Ich hab' den Zunftmeistern geschworen, das Silberzeichen- und Goldschmiedeamt in Ehren getreu zu warten, und hab's als Meister und Bürger von Nürenberg auch ehrsam gehalten allezeit."

Albrecht legte sein Zeichenbüchlein und den Silberstift weg und fragte:

„Sagt mir, Herr Vater, wie Ihr mit dem Rat Johannes Pirkheimer, Wilibalds Vater, bekannt wurdet. Ich möcht' so gern wissen, wie das war!"

„Schau', das war nit von besonderem Hergang. Der Herr Doktor war mit meinem Schwäher Holpern befreundet, zu seiner Hochzeit trieb ich ein gar prunkvoll Tafelstück in Silber, so daß er mich belobte. Als ich gleich darauf Meister wurde und eine Werkstatt suchte, richtete er mir eine in seinem Hinterhause ein. Dort hab' ich gar glückliche Tage verlebt mit eurer Mutter, aber auch viel Kümmernis haben wir durchgemacht, denn drei Kindlein sind uns verstorben, ehe uns der liebe Gott einen Sohn schenkte, der mir heute wieder so viele Sorgen macht. Weißt du, wer das ist, Albrecht? Einer ist's, dem das ehrsame Handwerk seines Vaters nit gut genug ist, der gern ein anderes erlernen möcht'! Ich hoff', du machst mir keine dummen Streiche! Kannst einmal ein tüchti-

ger Goldschmied werden, ein viel gerühmterer denn ich; du hast soviel besonderes Geschick dazu."

Albrecht war nahe zum Vater hingekniet, jetzt neigte er sich zu ihm nieder und küßte seine Hand.

„Herr Vater, ich will Euch keinen Kummer bereiten, an mir soll's nit fehlen. Ich werde getreu alles tun, was Ihr von mir fordert."

Der Vater schloß seinen verängstigten Sohn in die Arme.

„Das hör' ich gerne. Bleib mir nur du getreu. Hast in der ersten Stunde schon soviel Freude in mein Haus gebracht, und dabei ist unser Glück gewachsen. Der Koberger, dein Pate, war dazumal ein gar regsamer Buchdrucker, der mir viel Arbeit verschaffte für Silberbeschläge seiner Bibeln und Betbücher. Auch hat mir der Ehrbare Rat Pirkheimer für die Stadt und den Kaiser manch ehrenvolle Arbeit übertragen, so daß mein Ansehen wuchs und ich, als mein Schwäher starb und eurer Mutter eine schöne Erbschaft hinterließ, das Haus vom Goldschmied Peter Kraft hab' erwerben können. Schau', Albrechtl, und das sollst einmal du übernehmen, sobald du Meister wirst. Bleib mir nur immer getreu und laß die eitlen Dinge fahren, die dir der alte Pirkheimer in den Kopf setzt. Der Herr Hans Imhoff hat mir alles erzählet, glaub' nur nit, mir könnt' was verborgen bleiben. Ist mir ja recht, daß du dich mit dem Wilibald angefreundet hast, aber sollst deshalb nit hoffärtig werden. Das Geschick hat's gewollt, daß du in dem Hinterhause des reichen Patriziers Pirkheimer zur Welt gekommen bist, ein Jahr drauf, als im stolzen Herrenhause dein Wilibald das Licht der Welt erschaut hatte. Das soll dich aber nit eitel machen. Wenn die Ehrbaren wohlgewogen sich um dich bekümmern, so ist das nur Redensart. Glaub' mir, keiner hilft dir, für die Kunst haben sie kein Verstehen, wollen sich groß machen, aber nur mit Worten, nit mit Taten. Da könnt' der Vater

vergehn vor Sorg', wenn sie nur den Sohn in ihre Netze locken dürften! Vergiß nit, Albrecht, daß Wilibald ein Geschlechtersohn, du aber nur ein Goldschmiedbub bist!"

Dicke Tränen kollerten über die schmächtigen Wangen Albrechts. Das tat dem kleinen Hans so wehe, daß er vorlaut ausrief:

„Wenn er aber doch gar so schön zeichnen kann, der Albrecht, der liebe; warum soll er denn nit dürfen Maler werden?"

Diese vorlaute Rede ärgerte den alten Dürer, er klopfte dem kleinen Hans auf den Mund, blickte gar zornig drein.

„Halt deinen Schnabel, du bist nit befragt!"

„Herr Vater, Herr Vater," stöhnte Albrecht, seinen Bruder schützend, „der liebe Bruder weiß ja nit, was er sagt, sonst hätt' er gewiß den Herrn Vater nit erzürnt. Strafet mich. Eitel Denken liegt in meinem Sinn, weil ich ja auch die Malkunst so gottgefällig find'. Sehet doch, was für fromme Bilder so ein Maler schaffen kann, und wenn er viel lernt und viel grübelt, kann er's den welschen Meistern gleichtun, die so ehrenvoll wie Fürsten in Venedig schaffen. Es mag ja nit recht sein, daß ich so viel Lust und Lieb' habe zum Malen, daß ich jedes Blümlein, jedes Tierlein wollt' in mein Büchlein hineinzeichnen, und gar, wenn ich mich vermesse, ein Konterfei . . ."

„Was, gar ein Konterfei?" unterbrach zornig der Vater den Sohn, „das könnt' ein übel Ding werden! Das laß du nur, kannst die Zeit besser nützen!"

Hänschen plapperte voller Mitleid die Geheimnisse des Bruders aus:

„Wenn er doch aber schon deren wohlgetroffen gemacht hat?"

Eine zornige Röte überlief Dürers mageres Gesicht. Er griff mit hastiger Hand nach dem Büchlein im Grase und eiferte erregt.

Dürers Selbstbildnis als Knabe von 13 Jahren. 1484.
(Silberstiftzeichnung.)

Dürers erstes Marienbild.
(Federzeichnung. 1485; vor seiner Lehrzeit.)

„Hab' ich dir das erlaubt? Willst du gegen meinen Willen so sündhaft Treiben heimlich tun? Ist deines Vaters Wort so gering? Zeig' her dein Sündenspiel und laß das Flennen!"

Sein hartes Wort tat Vater Dürer wieder leid. Er sah Albrecht gütiger an, dann blätterte er in dem Büchlein. Blatt für Blatt besah er genau, sein Erstaunen wuchs. Als er das zaghaft gestrichelte und doch so wohlgetroffene Selbstkonterfei seines Sohnes sah, gab es ihm einen gewaltigen Ruck.

„Hast du das wahrhaftig ohne fremde Hilfe gemacht? Lüg' aber nit, Gott hört alles, was du zu deinem Vater sprichst!"

Albrecht wischte sich mit der Hand die Tränen von den Backen, verwirrt stammelte er:

„Gott weiß es, daß ich das heimlich und allein geschaffen habe. Hab's durch den Spiegel der Jungfrau Margarete visieret. Ist das Ding, was dem Ehrbaren Pirkheimer so gefallen hat. Seid nit bös, Vater!"

Der alte Dürer ließ seine Augen lange forschend auf dem Gesicht seines Sohnes ruhen, besah die Zeichnung wieder, nickte und schüttelte den Kopf, seine Hände zitterten leise. Albrecht war von dem Mißtrauen seines Vaters gepeinigt und verwirrt. Er dachte an die Worte Wilibalds: „Aus dir wird kein Held!" Das gab ihm den Mut, einmal frei heraus zu reden, was ihm am Herzen lag.

„Ich lüge nie, Herr Vater! Auch dürfet Ihr nit glauben, daß ich nit weiß, was ich will. Die Kunst ist kein Sündenspiel, das wisset Ihr selber. Mir ist sie heilig! Hab' viel darüber nachgedacht, was das Höhere ist, das Gott in unsere Seele stellt. Ich bin einmal für das Malen, weil ich nit immer nur löten und feilen mag. Ihr ahnet nit, Herr Vater, was das für eine Freud' ist, wenn man sich das Lebendige in der Natur in sein Büchlein aufreißen kann. Von Gott dem Meister lernt sich's so gut, ihm kann's kein anderer Meister

im Erschaffen gleichtun. Man muß in Andacht versinken beim Schauen, wie er alles dahinmalt in seiner Welt. Herr Vater, wenn ich auch noch so fleißig in der Werkstatt schaffe, ich muß mir sagen: aus dem Silberblech läßt sich das Schöne nit heraustreiben, das kann nur die Farbe malen. Und derenthalben möcht' ich soviel gern ein Maler werden!"

Selbstvergessen, nicht mehr zaghaft, hatte Albrecht dieses Bekenntnis abgelegt. Da er den Zorn des Vaters aufwallen sah, überlief sein Gesicht eine Purpurröte, voller Scham über seine Kühnheit schlug er die Hände über die Augen, er konnte den durchdringenden Blick seines Vaters nicht ertragen. Mit einem plötzlichen Aufstöhnen lief er davon und warf sich schluchzend in einem Gebüsch zu Boden.

Dürer sah dem davoneilenden Sohne zornig nach und schrie:

„Was hat der närrische Bub? Ist ihm sein Gehorsam dahin? Will er mich belehren, welches Handwerk das bessere ist? Wart' du!"

Der kleine Hans klammerte sich ängstlich an den Arm des Vaters, mit nassen Augen sah er ihn bittend an und zog dessen drohende Hand an seine Lippen.

„Ach strafet ihn doch nit, er ängstigt sich so sehr, weil ihn sein Sinn zur Malerei treibt. Strafet ihn doch nit, er hat ja nichts Böses gewollt!"

Dürer stand auf, blätterte versonnen in dem Büchlein, sein Zorn war plötzlich verraucht. Ruhig nahm er den kleinen Hans, der zu heulen begann, an der Hand, und gütig sprach er zu ihm:

„Hab' keine Angst, ich will ihn ja nit strafen. Guter Regungen braucht er sich auch nit zu schämen. Wer Besseres in sich fühlt, findet leicht das andere minder. Mag sein, daß ihm Gott einen höheren Weg vorschreibt als mir. Aber — mir tut's weh! Wer soll denn einmal meine Werkstatt übernehmen? Jetzt lernt der Albrecht schon zwei Jahre: sollen denn die ver-

loren sein? Du lieber Herrgott, hab' doch ein Einsehen mit meiner Zwiespältigkeit, ich mein's doch nur so gut mit meinem Kinde!"

Hänschen drückte sein Lockenköpfel an Vaters Hand, im glücklichen Erfassen des väterlichen Wankelmutes flüsterte er ihm schluchzend zu:

„Laßt ihn, Herr Vater! So Ihr es wollt, will ich bei Euch bleiben und ein ehrenwerter Goldschmied werden. Ich bin Euch gewißlich treu!"

Dürer hob sein Söhnchen zu sich hinauf und küßte es gerührt. Seine Augen aber suchten Albrecht, der im Gebüsch weinte und den Mut hatte, wenn's sein müsse, in dieser Stunde für die Kunst zu sterben. Der Vater erkannte es nicht. Er fühlte nur, daß seines Sohnes Trotz und Auflehnung ihm bitter wehe tat, da er es doch so gut mit ihm meinte, wie sonst niemand auf der Welt. Er fühlte aber auch, daß in der Seele seines Kindes, das sich nie in Trotz oder Gleichmut gegen die Eltern erhoben hatte, ein neues Element aufgewacht war und ihn aus dem Gleichgewicht brachte. Da nahm er sich vor, ihn behutsam auf die früheren Wege zurückzugeleiten und ihm in der Werkstatt Arbeiten zu geben, die ihm wieder die Lust zur Goldschmiedekunst erwecken sollten.

Langsam schritt er zu dem Gebüsch, in dem Albrecht weinend lag, legte ihm die Hand auf die Locken, und mit weicher, bebender Stimme sagte er:

„Albrecht, du mußt nit weinen mehr. Schau', dein alter Vater erkennt ja dein Wesen so gut. Wenn du einmal ein Wörtel gesagt hast, das aus dem Ungeziem herausprang, ich verzeih' dir's gern, weiß ich doch, daß dir's leid tut. Du hast mir ja versprochen, daß du mir keinen Kummer machen willst und alles das tun wirst, was ich von dir fordere. Ich hab' keine Angst, du wirst dein Wort getreulich halten. Weil du aber nit gerne Ketten löten und Ringlein feilen magst, so sollst du fürderhin ein ander Ding betreiben!"

„Vater," schluchzte Albrecht in der Erwartung, daß er nun würde malen dürfen, „Ihr wolltet?" —

„Ja, mein Sohn," lächelte der alte Dürer, mit seiner Idee zufrieden, „du sollst jetzt einmal die sieben Fälle des Schmerzensreichen in Silber treiben und fein gravieren, deine Aufrisse besagen, daß du die Formen erfassen wirst. So kannst du in Silber fromme Bilder schaffen, die zu einem heiligen Zwecke dienen sollen. Die Goldschmiedekunst ist gar mannigfaltig, sollst alles erlernen und einmal ein gerühmter Meister werden!"

Albrecht ließ die Arme sinken; kein Erbarmen hatte der Gestrenge mit seinem Herzenswunsche. Als er aber in den Augen des Vaters ein Leuchten wahrnahm, das herzinnigste Güte ausstrahlte, fiel er ihm um den Hals und küßte ihn voller Liebe.

Im Hause Daniel Squarros war noch vollkommene Morgenruhe, als Albrecht am Glockendraht zog. Eine schmutzige Magd öffnete ihm die Tür und führte ihn über eine schmale Holztreppe in das Obergeschoß. Sie hieß ihn in einem düsteren Raume warten, an dessen Wänden Kupferstiche hingen, die er alsogleich besah. Lange Zeit war er im Anschauen der feinen, figurenreichen, mythologischen und frommen Stiche versunken, da hörte er hinter sich ein silberhelles Lachen.

„Sind schön, die Stiche, was? Schau' sie nur an, hat sie doch der Mantegna gestochen."

Dürer wendete sich der Sprecherin zu. Es war ein neunjähriges Mädchen, frühreif und schön gewachsen, das Gesicht war fein gebildet wie bei einer Wachspuppe. Er konnte die Blicke nicht losreißen von dem holden Wesen.

„Was schaust du mich so an, Albrecht?"; sie wiegte sich leicht hin und her.

„Bist gar so schön! Und kennen tust du mich auch?" sagte er schüchtern.

„Hab' dich bei der Fürleger-Kathi im Garten gesehen. Hast gerade den Wilibald abkonterfeit am Frohnele. Schön war der Aufriß. Bist wohl ein Malknabe? Weil dich auch die Kupferstiche so freuen. Die verkauft mein Vater heimlich, er kann auch stechen, hat's beim Mantegna gelernt. Zu dem Blatt da hat er die Platte selber nachgestochen!" Altklug und vorlaut raunte sie ihm ins Ohr: „Sag's nit weiter, der Mantegna braucht's nit zu wissen!"

Albrecht fühlte das flatternde Mädelhaar an seine Schläfen kitzeln, es tat ihm so wohl. Die großen Mandelaugen der koketten Kleinen lachten ihn begehrlich an.

„Kannst mich leiden, Albrecht? Grauset dir nit vor einem Judenmädel? Möchtest mich gern konterfeien?"

„Das wird mir nit gelingen. So viel fein bist du, daß der Silberstift das gar nit ausdrücken kann." Verzagt sah er das Mädel an, das glückstrahlend über das Lob des Knaben sich an ihn drängte.

„Probieren kannst du's ja, wenn du willst."

„Gerne will ich, aber ich bin doch gar kein Malknabe, ich bin des Goldschmieds Dürer Lehrbub und möcht' so viel gern ein Maler werden."

Das Mägdlein sah ihn mitleidig an, dann lachte es lustig auf:

„Wirst schon ein Maler werden, ich merk' dir's an; hast Augen, die alles sehen, was schön ist."

„Bist wohl des Daniel Squarro Tochter?"

„Ja, die Judith bin ich. Und du wirst mich am Sonntag im Burggraben beim Tiergärtnertor finden, da sollst du's probieren mit dem Konterfei!"

Albrecht nickte, konnte aber nichts erwidern, da der alte Squarro mit zornigem Gepolter in die Stube trat und Albrecht anschrie, was er von ihm wolle.

„Mein Vater, der Goldschmied Albrecht Dürer, schickt mich zu Euch mit den Edelsteinen, die er bei Euch gekauft hat. Sie sind nit so hell wie sonst, Ihr

sollt sie bei Euch behalten, bis sie der Zunftvorsteher überprüft hat. Dann hol' ich sie wieder."

Zögernd und errötend hatte Albrecht die Post ausgerichtet; Squarro aber, der verärgert war, schrie ihn zornig an:

„Das sollst du mir von deinem Vater sagen? Sage ihm von mir, daß er sich die Steine selber ausgesucht hat; hätt' er sich doch hellere genommen! Er glaubt wohl gar, die Steine seien falsch?"

Erschrocken stand Albrecht da und zitterte wie ein Sünder. Judith hing sich an Vaters Arm:

„Schaut doch den lieben Albrecht an, wie er sich fürchtet. Seid gut, Vater!"

„Gut soll ich sein?" belferte der Jude. „Glaubt der Meister etwa, daß er mich beschimpfen darf, weil ich ein Jude bin? Ich bin kein Betrüger!"

Albrecht hatte schüchtern die Steine ausgepackt und sie dem Squarro hingehalten:

„Das meint ja der Vater nit. Ihr könntet Euch ja verschaut haben. Der Vater denkt, daß Ihr selbst die Steine prüfen und sie vertauschen sollt, ehe der Zunftvorsteher sie prüft. Mein Vater meint's Euch doch so gut!"

Wie eine Katze schlich sich Judith näher und besah die Steine. Der Jude aber war in seinem Zorn und ließ sich nicht bereden. Ohne die Steine zu beachten, schrie er:

„Gott der Gerechte soll mich strafen, wenn die Steine sind von mir. Die hat der Herr Vater bei einem anderen gekauft. Jetzt geh!"

Albrecht war einen Schritt zurückgetaumelt, wußte er doch, was der Vater durchgemacht hatte, ehe er zu dem Entschluß kam, den Juden zu warnen.

Judith aber klammerte sich an Squarro an und flüsterte ihm zu:

„Ihr irret, Vater! Ich hab' die grünen Steinln noch am Sabbat in der Schale gesehen, die Ihr heim-

lich haltet. Tauscht sie doch dem lieben Buben um gegen echte. Schaut, wie er sich kränket!"

Squarro schleuderte Judith zornig von sich, hieb ihr einen Schlag auf den vorlauten Mund und jagte sie zur Tür hinaus.

Albrecht packte die Steine wieder in das Papier ein, steckte sie in die Tasche und verließ ängstlich das Zimmer. Am Gang hörte er Judith heulen, ihm tat das schöne Mädchen herzlich leid, es hatte ihm doch helfen wollen.

Der alte Dürer stand vor der Tür, als Albrecht heimkam. Die Antwort des Juden erregte ihn derart, daß er ganz außer Fassung geriet. Er konnte es lange nicht glauben, daß ihn der Jude beschuldigte, die falschen Steine bei ihm nicht gekauft zu haben. Der wollte das betrügerische Treiben von sich abwälzen und Dürer aufdrängen. Tiefer Grimm kämpfte in der Brust des ehrlichen Dürer, er hätte am liebsten geweint. Ein Makel an seiner Ehre war ihm das furchtbarste. Wie sollte er sich von dieser Inzicht befreien?

Albrecht sah, wie der Vater rang. Er schlich zu ihm, schlang die Arme um seinen Hals und sagte:

„Warum quält Ihr Euch so wegen des bösen Juden? Daß Ihr die Steine bei ihm gekauft habt, das weiß doch der Meister Andreas. Ihr habt sie ihm ja gleich, noch vor dem Laden des Juden, gezeigt, und er hat sie auch nit so gefunden wie sonst. Erinnert Ihr Euch denn nimmer, Herr Vater?"

„Ja, Albrecht, ja;" erleichtert atmete Dürer auf, „gleich geh' ich hin zu ihm und frag' ihn, was ich tun soll." Er warf sein Schurzfell ab, hing den Mantel um und ging. Meister Andreas versprach ihm, für ihn auszusagen; er müsse aber sogleich zum Zunftvorsteher gehen, daß die Anzeige gemacht und Dürer zum Abschwören der Inzicht zugelassen werde.

Der Zunftvorsteher versprach, als Fürsprecher bei Gericht Dürers Ehrlichkeit zu beweisen, denn kein Kind

könne ihm Böses nachsagen, das wüßte ganz Nürnberg. Dürer müsse dann durch einen Eid die Inzicht abschwören und die gefertigte Urkunde der Zunftlade übergeben, auf daß die Gilde der Goldschmiede Klage erheben könne gegen den betrügerischen Juden Daniel Squarro.

So hatte denn Vater Dürer schwere Stunden. Vielleicht war der Jude gar kein Betrüger, vielleicht hat er selber die Steine für echt befunden und nur im Zorn die Inzicht ausgeschrien, vielleicht hatte sich Albrecht verhört? Dieser Gedanke ließ den alten, ehrlichen Meister nicht mehr los. Nach dem Essen griff er wieder zu Kappe und Mantel und ging zum Rathause, in dessen Lauben der Jude seinen Laden hatte.

Als Dürer eintrat, saß Squarro vor einer kleinen Holzschüssel mit Steinen, die er rasch verbarg. Unwillig gab er den Gruß zurück und rief erregt:

„Wenn Ihr wegen der Steine kommet, so weiß ich kein ander Wort für Euch, als was ich Eurem Buben gesagt hab'. Ihr wollt mich beschuldigen, von mir falsche Steine für echte gekauft zu haben. Die Steine, die mir Euer Bub gebracht hat, sind gar nit von mir, solche hab' ich gar nie gehabt. Weil ich ein Jud bin, glaubt Ihr, ich müßt' sie Euch für echte austauschen. Wie klug Ihr seid! Aber Gott soll mich strafen, wenn ich Euch die Steine verkauft hab'. Einer von uns beiden ist ein Betrüger, und der seid Ihr, nit ich!"

Dürer stand wie versteinert da, er wußte kein Wort zu sagen. Squarro ließ ihn stehen und setzte sich wieder zum Ladentisch. Über die breite Glatze des Juden lief eine Fliege, nach der er zornig schlug. Eine Holzschüssel mit roten Korallen schob er so ungestüm zur Seite, daß die Küglein über den Laden rollten. Er bückte sich danach. Da kam Dürer wieder zu sich. Sein gutmütiger Blick traf den Juden:

„Daniel Squarro, bedenket die Inzicht, die Ihr mir aufredet, ich bin ein ehrlicher Meister und muß sie

abschwören! Es trifft mich hart, daß Ihr mich Betrüger schimpft. Besinnet Euch, Euer Zorn ist maßlos, Ihr werdet ihn bereuen!"

Squarro sprang auf, die Stirnadern schwollen ihm jäh an:

„Noch einmal sage ich Euch, die Steine sind nit von mir!"

„Ich kann's beweisen", keuchte Dürer. Der Jude maß ihn erschrocken; als er aber den schwankenden Mut des fassungslosen Goldschmieds sah, wurde er wieder trotzig.

„Beweiset es, oder nit, ich will's beschwören bei dem siebenarmigen Leuchter Abrahams! Seid froh, daß ich gegen Euch nit Klage führe, und gehet mit den Steinen dorthin, wo Ihr sie gekauft habt. Mich aber lasset fürder in Ruhe."

Den ehrlichen Dürer trafen diese Worte wie ein Faustschlag ins Gesicht. Er kannte die Rechtsverhältnisse Nürnbergs, die unanfechtbarer Willkür unterstanden. Die Schöffen hatten das Recht, gegen Kläger und Geklagte mit strengem Spruch vorzugehen. Wer den Reinigungseid ablegen wollte, mußte die Stadt verlassen, und erst wenn ihm die Schöffen sicheres Geleit zusprachen, wurde er von den Stadtboten auf das Rathaus geführt. Mißlang der Antrag zum Eid, so wurde er wieder von den Stadtboten aus dem Tore geführt und durfte die Stadt lange Zeit nicht betreten. Die Schöffen konnten sogar die „peinliche Frage" an ihm vollziehen. Dazu wurde nun Vater Dürer durch seine Ehrlichkeit und seinen Rechtssinn getrieben. Das betrübte ihn schwer, er sah den Juden noch einmal an, der aber kehrte ihm den Rücken zu. Da ging Dürer aus dem Laden, er mußte nun das Verfahren seinen Lauf gehen lassen, der Jude wollte es nicht anders. Aber eine heillose Angst trieb ihn durch die Gassen, ihm war, als riefen ihm alle Buben nach: Betrüger!

Am anderen Morgen erhielt er die Nachricht, vor dem Tiergärtnertor zu harren, bis ihm der Schöffenspruch das „sichere Geleit" verbrieft zusage. Der gemarterte Dürer sank vor das Christusbild und betete inbrünstig. Frau Barbara weinte, und Albrecht saß voller Kümmernis am Werktisch und sann nach, wie er dem lieben Vater helfen könne. In diesen bangen Stunden erlebte er das erste Grauen vor der irdischen Gerechtigkeit.

Als der Vater nach rührendem Abschied, als gelte es, für alle Zeit zu scheiden, das Haus verließ, litt es Albrecht nicht mehr in der Werkstatt, er konnte das Weinen der Mutter nicht länger ertragen. Betrübt schlich er in seine Kammer und betete zur Himmelskönigin, daß sie für seinen ehrlichen, guten Vater bei Gott vorspreche, damit ihn der Reinigungseid von der Inzicht des Juden befreie. Als er so betete und das alte, hölzern gemalte Marienbild, das der Vater noch von seinem Schwäher bekommen hatte, ansah, war ihm die Maria gar zu häßlich, gar zu irdisch. Sie hatte dicke, rote Backen und einen hämisch verzerrten Mund, das Jesuskindlein auf ihrem Arm sah aus wie ein weißes Fröschlein. Ja, Hans Imhoff hatte recht, die Nürnberger Kunst war arm. Wie herrlich war Maria auf den Kupferstichen Mantegnas, die Albrecht bei dem Juden gesehen hatte, und wie poetisch war sie auf den Blättern Martin Schongauers aus Colmar, die ihm Wilibald gezeigt hatte. Ach, könnte doch er einmal ein solcher Meister werden! Tränen rannen dem Knaben über die schmächtigen Wangen. In dieser Kümmernis wuchs sein Verlangen zur Kunst. Traumhaft nahm er Papier und Silberstift, zeichnete eine Madonna, die er dann mit der Feder ausführte. Er ahnte, daß sein Vater im Rechtsstreit siegen müsse, aber zu seinem Trost gelobte er der Himmelskönigin seine Kunst:

„Ich will dir getreulich dienen, heilige Maria, wenn du dem Vater heute hilfst! Ich will dich schön auf-

reißen *), daß alle Frommen eine Freude haben sollen. Du mußt ja die Schönste sein, denn sonst hätte Gott dich nit ausersehen, ihm seinen Sohn zu gebären. Ich will dich schmücken mit Krone und Mantel. Nimm's nach dem Sinn! Und wenn du mir helfen willst, daß ich ein Maler werden darf, dann werde ich Fleiß und Kunst darauf verwenden, erbauliche Bilder von deiner Himmelsschönheit zu schaffen. Hilf mir, Maria, hilf!"

So betete und gelobte er, indes seine feinen Finger die Feder zu harten Strichen führte. Es lag ihm die Unschuld des Vaters wie engelreine Musik in der Seele, und so zeichnete er neben der thronenden Maria zwei musizierende Englein anmutig hin, die ihm süßen Trost gewährten. Es war das erste Marienbild, das der Knabe entwarf, mit herben, ungelenken Strichen, aber es war so voller Reinheit und Frömmigkeit wie sein kindliches Gemüt.

Und Maria half. Dürers Reinigungseid gelang, die Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit des verängstigten Meisters wurde von den Schöffen erkannt und von den Meistern beschworen. Noch zur selben Stunde führten die Fronboten den Juden Daniel Squarro unter johlender Beschimpfung des Volkes in das Lochgefängnis.

Als Dürer nach stundenlanger Qual, von jedem Verdacht der Unehrlichkeit losgesprochen, heimkam, geleitet von den Meistern seiner Zunft, sah Albrecht in den Augen des Vaters die sieghafte Befriedigung, und er fiel ihm gerührt und schluchzend um den Hals; glücklich stammelte er:

„Die heilige Himmelskönigin hat Euch geholfen, Herr Vater! Ich hab' ihr gelobt, daß, wenn ich Maler werden darf, ich ihr Bildnis schön und heilig malen will. Damit sie erkennen möge, wie ich sie in mir sehe, hab' ich einen Aufriß gemacht. Dabei betete ich mit gläubiger Seele und in zaghafter Kunst für Euch,

*) zeichnen

lieber Herr Vater; zürnet mir nit, daß ich mich an so heilige Dinge gewagt hab'! Maria hat Euch doch geholfen!"

Der alte Dürer sah erstaunt das Marienbildchen an. Eine tiefe Rührung erfüllte seine Seele, da er erkannte, wie Albrechts Liebe des Herzens Regungen der Madonna gelobte, um den Vater zu trösten. Gerührt sagte er sich, daß eine höhere Macht den Knaben für die Kunst berufe, und er gelobte in diesem glücklichen Augenblick der heiligen Maria, seinem Sohne nicht mehr hinderlich zu sein. Vor den Meistern, die das fleißig ausgeführte Bildchen lobten, sagte er zu Albrecht feierlich:

„Dein Gebet hat mir und dir geholfen, mein Kind! Aber was du da hast aufgerissen, das rührt mein hartes Herz. Ich sehe es jetzt ein, daß dir die Heiligen beistehen. So will ich denn diesen Aufriß und dein Büchlein dem Meister Wolgemut weisen; so er mir zuspricht und dich in seine Lehre nimmt, will ich deiner Sehnsucht nimmermehr im Wege stehen. Die Meister mögen dich dann aus meiner Lehre lösen, und Gott verleihe dir seinen Segen, daß du ein rechtschaffener, tüchtiger Maler wirst!"

Mit hellem Jubelschrei stürzte Albrecht dem Vater in die Arme:

„Vater, o du lieber, herzensguter Vater, hat dir die heilige Maria diese Eingebung verliehen? Wie soll ich das Glück ertragen?"

Er küßte dem Vater die Hände und fiel der Mutter um den Hals. Zitternd vor Freude küßte sie ihr Kind, und schluchzend vor Wehmut sprach sie:

„Werde ein Maler, der den Frommen beschauliche Tafeln hinstellt, daß sich der Segen Gottes in dir erfülle. Die heilige Maria, die du so innig verehrt hast in deinem Strichelwerk, lasse dich auf ebener Bahn von ihren Engeln geleiten, daß du dein Gelöbnis im frömmsten Sinn erfüllen kannst. Albrecht, mein liebes Kind, gehe mit Gott und Christus, dem Herrn, den neuen Weg!"

„Amen!“ sagte der kleine Hans und flog dem geliebten Bruder um den Hals. Er hatte ja auch geholfen, des Vaters Sinn zu wenden.

Als Albrecht erfuhr, daß die Stadtknechte Daniel Squarro ins Lochgefängnis geführt hatten, erschrak er. Wie mag Judith jammern und in Angst sein, dachte er, es tat ihm so leid um das schöne Mädchen, das ihm doch helfen wollte. Er konnte nicht warten, bis der Sonntag kam und er Judith im Tiergarten konterfeien sollte. Noch an demselben Abend schlich er sich an das Haus des Juden und spähte nach Judith aus. Er wollte ihr auch die freudige Mitteilung machen, daß aus der traurigen Sache für ihn ein Glück erwachsen sei, das er sich nie hätte träumen lassen. Eigentlich war doch der Trotz Squarros daran schuld, daß sich das Schicksal Albrechts so rasch und gut wendete. Und Judith hatte es vorausgesagt, daß er sein so heiß ersehntes Ziel erreichen würde, da sollte sie es zuerst erfahren, daß er Maler werden dürfe.

Er lauerte vor der Tür des Hauses, in das er sich nicht hineinwagte; eine ungekannte Sehnsucht beschlich sein Knabengemüt. Da trat die alte Magd des Juden aus der Tür. Schüchtern fragte Albrecht nach Judith, ob sie sehr traurig sei, ob sie weine, da ihr Vater im Lochgefängnis sitze. Ob ihre kranke Mutter davon wisse, und ob er sie nicht trösten solle. Traurig sagte die Magd:

„Die arme Frau wird den Schrecken wohl nit überleben, sie schreit wie eine Wahnsinnige, und ihr Gebreste greift nach ihrem Leben. Judith aber, das leichtfertige Ding, mag an den Ernst nit glauben, sie trällert dahin, als wäre nichts geschehen, und weiß die Mutter nit zu trösten. Seht hinauf, dort steht sie wieder beim Spiegelfenster und nestelt ihr Rabenhaar zurecht, das hoffärtige Ding.“

Zornig drohte die Magd nach dem Fenster, Judiths Falkenaugen aber hatten Albrecht sofort erblickt, sie

hatte gerade an ihn gedacht und riß ungestüm das Fenster auf. Sich herausbeugend, rief sie Albrecht zu:

„Willst du jetzt mein Konterfei machen? So wart' halt im Tiergarten, ich komme alsogleich, die Mutter schläft."

Albrecht lief in den nahen Tiergarten, in seiner Seele stürmte es, er durfte nun lange in die großen, schwarzen Augen Judiths blicken, die ihn so oft im Traume verfolgten. Unter einem hängenden Buchenast warf er sich ins Gras und wartete. Es dauerte nicht lange; wie ein Reh sprang das eitle Mädchen, der es über alles ging, weil sie Albrecht konterfeien wollte, zu ihm und rief außer Atem:

„Weißt du schon, daß sie den Vater ins Lochgefängnis geschleppt haben? Mußt nit besorgt sein, du kannst wahrhaftig nit dafür. Wird halt der Vater für die falschen echte Smaragen hergeben, und da werden sie ihn wieder heimschicken. Hätte er dir gefolgt, wäre er jetzt nit in der Schmach!"

Albrecht erschrak vor der naiven, leichtfertigen Auffassung Judiths, er wagte es aber nicht, sie auf die Gerichtsbarkeit aufmerksam zu machen, die den schweren Fall ihres Vaters hart strafen werde. Er wollte trösten, aber Judith kicherte in sich hinein, ihre Augen sahen Albrecht verlangend an, und mit geheucheltem Seufzen begann sie mit einem Male zu jammern:

„Ach, Albrecht, was hab' ich auszustehen mit der Mutter. Sie weint und schreit Tag und Nacht. Bis nach Mitternacht bin ich bei ihr gesessen und hab' nit eine Minute geschlafen, das macht mich so schwach. Mir ist, als müßt' ich zusammensinken, halte mich!"

Erschrocken nahm er sie um die Mitte, und sie ließ sich an seine Brust fallen. Ihre Augen schlug sie großmächtig zu ihm auf und lächelte ihn an. Die Nähe des schönen Mädchens machte auch ihn schwindelig. Er fühlte, wie Judiths Leib zitterte, und schlang seine Arme noch fester um sie. Sie schmiegte sich an

ihn und trieb mit ihm ein eitles Spiel. So früh schon war sie Meisterin in der Verstellungskunst, ihr junges Herz pochte zum Zerspringen. Aber auch in Albrecht stürmte das Blut toll, als er den weichen, früh entwickelten Mädchenleib unbeholfen in seinen Armen hielt, im süßen Erschauern der Sehnsucht, einmal ein so schönes Mädchen küssen zu können. Immer lüsterner tauchten Judiths Blicke in die seinen, sie hatte alles vergessen um sich herum, ein Taumel verlangender Begierde, einmal einen Knaben küssen zu dürfen, ließ sie das süße Spiel fortsetzen. Sie hob ihr Gesicht empor zu seinem, die roten Kirschenlippen öffneten sich, wie Perlen leuchteten die weißen Zähne hervor. Schmachtend und verführerisch sah sie ihn an, und er neigte seinen Mund über den ihren und küßte sie scheu.

Plötzlich wurde Judith lebendig. Sie schlang ihre Arme um seinen Hals, zog sich zu ihm herauf, und trunken küßte sie ihn wie toll. Albrecht wurde es schwül vor den Augen, er bebte am ganzen Leibe, die ungestümen Küsse Judiths gossen rote Flammen über sein Gesicht. Diese erste Glücksempfindung im Kusse berauschte ihn derart, daß er aufstöhnen mußte.

„Ich weiß nit, wie mir ist. Alles dreht sich mit mir!"

Das lüsterne Mädchen preßte ihn fest an sich und flüsterte:

„So hab' ich doch einmal Bubenlippen geküßt. Das ist der schönste Augenblick in meinem Leben. Nie werde ich das vergessen. Ach, Albrecht, wie ist das schön! Immer hab' ich mich gesehnt danach, aber kein anderer Bub hätte ein Judenmädel küssen mögen. Sag', graust dir nit vor mir? Hat's auch dir so gefallen?"

In der Knabenseele stieg eine leichtbeschwingte Melodie auf, die formte sich unbewußt zu Worten, zu einem Liede. Ehe er sie aussprechen konnte, atmete Albrecht tief auf, als müsse er erst aus dem Wonnehimmel niedersteigen zur Erde.

„Es ist mir so, als ob aus einem Traume eine Blume hold erwachsen wäre. Sie hat so viel Schönheit und Duft, daß es ein Mensch gar nit glauben kann. Und deine Lippen sind die Blumenblätter und deine Augen sind die Blumenseele, dein Leib aber ist das Stänglein, daran all das Liebliche zum Blühen treibt."

Sie sah ihn beseligt an, flüsterte die Worte nach und lachte beglückt.

„Das will ich mir all mein Lebtag merken, so schöne Worte hat noch kein Mensch zu mir gesprochen, sie kommen wie vom Himmel."

Ihr lodernder Blick flammte in seine Seele hinein, noch einmal hob sie den Kopf zu ihm empor und küßte ihn, dann riß sie sich los und lief davon. Auf ihr Konterfei hatte sie vergessen.

Im stillen Tiergarten lag Albrecht im Grase und träumte dem Wunder nach, das ihm geschah. Ergriffen in der ersten Knabenliebe weinte er still vor sich hin, aus einem nie gekannten Gefühl heraus, das aus Sehnsucht und Scham gemischt war. Es schien ihm, als wäre er in dieser Stunde ein anderer geworden, als wären ihm Flügel gewachsen, auf denen er in die Unendlichkeit zu schweben glaubte. Im Erwachen aus den Knabenjahren flog seine Sehnsucht der Liebe und der Kunst entgegen, er fühlte sich frei und ließ sich willig tragen.

In Anton Kobergers Buchdruckerei „Unter der Vesten" ging es geräuschvoll zu. Vierundzwanzig Druckerpressen waren beständig in Tätigkeit, und ein Regiment Gesellen handhabte sie oder setzte die geteilten Lettern, wie sie Gutenberg in Mainz einige Jahrzehnte vorher so sinnreich ersonnen hatte, zusammen. Die Papierbogen lagen bedruckt in hohen Stößen auf Gestellen, an denen schriftkundige Gesellen die Korrekturen besorgten. Fleißige Illuminierer bemalten die Holzschnittbilder oder die großen Bibel-Initialen. Die Buchbinder falzten und hefteten, und in das fleißige Treiben griff Kobergers Ge-

schäftsgeist als Triebkraft ein, so daß jede Hand ihren Zweck erfüllte. Es war kein Wagnis mehr, Bibeln und andere Bücher in größeren Auflagen zu drucken, denn Koberger hatte einen so regen Geschäftsverkehr mit den deutschen Städten, daß er nicht genug drucken konnte.

So roh und so unschön auch die Holzschnitte waren, die in den Bibeltext eingefügt wurden, da sie der schon zehn Jahre vorher herausgegebenen Kölner Bibel entnommen waren, dienten sie doch zu neuer Anregung, und Koberger hatte Meister Wolgemut dafür gewonnen, daß er ihm große Tafeln zu einem neuen Werke zeichnete und in Holz schnitt. Der geschäftskluge Malermeister beteiligte sich an der Herausgabe des „Schatzbehalter des Reichtums des ewigen Heils und Seligkeit", den Koberger von ihm illustrieren ließ. Das Werk war eben unter der Presse, und Wolgemut überprüfte die ersten Abzüge seiner Holzschnitte, die wohl auch die besten dieser Zeit waren.

Neben ihm standen Hans Imhoff und Dr. Hartmann Schedel, der bekannte Arzt und Humanist. Die Herren waren überrascht von der Ausführung des Schatzbehalters. Dr. Schedel meinte, so wie diese fromme Schrift, könne auch einmal ein gelehrtes Werk mit Bildern von Koberger ediert werden. Diesen Gedanken nahm der geschäftstüchtige Buchdrucker sofort auf, und Imhoff unterstützte ihn. Dr. Schedel erklärte sich bereit, eine „Chronik aller Wunder der Welt" zu schreiben, wenn sie Meister Wolgemut illustrieren wolle. Imhoff erbot sich, das nötige Kapital zu verschaffen, und so kam das illustrierte Werk, die „Weltchronik", zustande. Es war der erste Schritt, der Anfang zu dem wissenschaftlichen und künstlerischen Ruf, den Nürnberg in rascher Entwicklung damals einnehmen konnte. Die weitblickenden Männer machten diesen Anfang zu einer Zeit, wo sich die Humanisten vereinten, wo strebsame Künstler wie Michael Wolgemut, Hans Pleydenwurff, Veit Stoß, Adam Kraft, Peter Vischer, Veit Hirschvogel und an-

dere sich zu großen Taten aufrafften, unterstützt von den Humanisten und den Patriziern Pirkheimer, Fugger, Imhoff, Tucher, Holzschuher, Paumgartner und anderen. Was deutsche Kraft vermochte blühte auf.

Und in diesen Tagen heißen Ringens und Emporstrebens tat der Knabe Albrecht Dürer seine ersten zaghaften Schritte der Kunst entgegen, niemand ahnte, daß aus ihm einmal in dieser Blütezeit Nürnbergs der größte Meister werden würde.

An einem trüben Novembernachmittage des Jahres 1486 führte der Goldschmied Dürer seinen Sohn Albrecht in die Werkstatt Michael Wolgemuts und bat den Meister, das Können Albrechts zu prüfen, und wenn er es für das Malerhandwerk genügend finde, ihn als Malknaben in die Lehre zu nehmen. Albrecht aber war in dieser Werkstatt, die im Nachbarhause lag, schon seit langer Zeit wohlbekannt und gerne gelitten. Wolgemut hatte Freude an dem aufgeweckten Jungen, und die Malknaben waren ihm bald Freunde geworden. Nun begrüßten sie den glückstrahlenden Albrecht, als gehörte er längst zu ihnen. Wie oft hatte er in freien Minuten dem Vollenden eines Tafelbildes entgegengeträumt, wie oft hatte er den flinken Silberstift oder den Stichel gerührt, wenn es galt, Versuche zu machen oder mutwillige Aufgaben der Gesellen zu lösen. Insbesondere war ihm der muntere Malknabe Heinz Prim, der stummen Margarete Bruder, zugetan; mit ihm hatte er herzinnige Freundschaft geschlossen. So kam es, daß dem glückstrahlenden Albrecht alle Hände zuwinkten, als er mit seinem gestrengen Herrn Vater die Werkstatt betrat. Sein Jubelruf: „Der Vater erlaubt's", war dem ersten Schritt in die neue Zukunft schon vorausgeeilt, auch Wolgemut hatte ihn gehört und empfing den jungen Dürer mit freundlichem Lächeln.

„Na also, jetzt kommt der liebe Guckindiewelt und will die Kunst erobern. Wird dir nit so leicht werden, Albrechtl! Die Kunst ist ein gar schwer Ding! Noch

keiner hat erreicht, was er von ihr gewollt hat. Erst packt sie ihm das Herz an, reißet ihm alles heraus, was neben der Kunst buhlt, dann greift ihre unbarmherzige Hand in die Seele und schiebt den Zweifel hinein. Was du auch schaffen willst, nichts ist ihr gut genug, es drängelt und kläubelt, und wenn du glaubst jetzt hast du etwas gut gemacht, da kommt der vermaledeite Erkenntnisteufel mit seiner Großmutter, der Grüblerei, und haut dir das Ding in den Dreck! Du stehst dabei, und deine Seele wird leer wie ein Drahthäusl, aus dem der Vogel auf und davon ist."

„Wird nit immer so sein, Meister", wendete Albrecht schüchtern ein. „Ihr könnt ja alles, seid gerühmt und hochgeachtet in Nürnberg!"

Wolgemut bewegte seine Schultern hin und her, ihm tat jede Schmeichelei wohl.

„Denk' ja nit, Albrechtl, daß ich viel kann!" sagte er, es gefiel ihm, aus sich selbst weniger zu machen, damit es die andern dann bestreiten sollten: „Ich tu' mir gar nit soviel einbilden drauf, daß mir ein paar Altartafeln und ein paar Kupferstiche gelungen sind, die mir den Ruhm eingebracht haben. Was ich mach', sind lauter Dinge, die ich machen muß, daß mir meine Eheliebste eine Suppe kochen kann. Wie ich noch ein Knabe war wie du, Albrechtl, da ist ein Stürmen und ein Drängen in mir gewesen; hab' mit dem braven Schongauer geträumt von großen Dingen — ist aber nur ein Stückl Brot aus dem geworden, was wir erreichen konnten."

Wolgemut machte eine Pause, er wollte jetzt die Einwendung hören, daß er doch ein berühmter Maler sei, trotz alledem; als aber keine Antwort kam, sprach er etwas verärgert:

„Wird dir auch nit besser gehn, mach' dich gefaßt darauf, Albrechtl! Jetzt hast du noch die Eierschalen am Rücken kleben, du Kunststücklein, da ist dir ein buntes Täflein schon gut genug. Wart' nur, bis du denken

lernst, da wirst du manchmal in der Seele frieren, wenn die Gestalten, die sich die Tafelstifter einbilden, gar so schwer zu fassen sein werden. Wärst lieber Goldschmied geblieben; Becher und Ringlein brauchen alle Reichen, mit Tafelbildern ist's schwerer! Ich möcht' ein andermal kein Maler mehr werden!"

Albrecht, der die belfernde Art Wolgemuts schon kannte, wußte, daß er es immer anders meinte, als er es aussprach, und daß er von sich sehr viel hielt. Er war eitel und hörte es gerne, wenn man von ihm eingenommen war. Da lachte Albrecht:

„Meister! Was wisset Ihr davon, wie man Euch rühmt? Ihr seid ja doch der beste Maler im Deutschen Reiche. Und wenn ich bei Euch lernen darf, so wird auch aus mir was werden. Ich lass' nimmer ab davon! will mich schon genügsam zeigen und bedenken, daß ein Stein nit höher fliegen kann, als daß man ihn schleudert!"

Wolgemut reckte sich stolz, klopfte Albrecht wohlwollend auf die Schultern, wendete sich an den alten Dürer und sprach:

„Da seht den Weisheitskrämer an, Nachbar! Ist ein seltsam Pflänzlein das. An einem Zweiglein hängt ihm die Kunst, am andern die Gelahrtheit. Ist schon recht so!" Zu Albrecht gewendet, tat er sich wichtig: „Mußt halt durchs Wasser waten, dich durch die Erde zwängen, fliegen lernen und übers Feuer springen, so du heil davonkommen willst. In den Elementen liegt die Kunst, die du suchen willst. — Jetzt nimm dir Papier und Reißkohle, stell' dich dort zum Malgestell und fang an. So du es zustande bringst, mein Konterfei halbwegs aufzureißen, daß kein anderer daraus wird als ich, dann will ich dich in die Lehre nehmen. Fang an!"

Heinz Prim hatte für seinen Freund schon alles vorbereitet. Wie ein Krieger, der den stärksten Feind bezwingen will, trat Albrecht zur Staffelei, ein triumphierender Blick traf den Vater. Wolgemut zupfte seinen Rock zurecht und setzte sich breit hin. Während Albrecht zeich-

nete, besah sich Wolgemut das Büchlein, das des Knaben heimliche Versuche enthielt. Kein Blatt ließ er unbesehen. Albrecht erkannte an seinem Nicken oder Achselzucken Lob oder Tadel, er war in seiner frohen Erregung rot im Gesicht. Mit schüchternen Strichen fuhr sein Kohlestift über das Papier.

Meister Wolgemut flüsterte Vater Dürer heimlich zu:

„Eine leichte Hand hat er, der Albrecht. Keinmal noch ist ihm die Reißkohle abgebrochen, den andern bricht sie bei jedem zweiten Strich ab. Was sein Büchlein angeht, da läßt sich mehr denken als sagen. Er sieht die Natur gut an, das ist recht. Er nimmt sich auch daraus, was er selber tragen kann, nit mehr, das ist ehrlich. Wird seine Kunst halt geradaus gehen, wahrhaftig sein und bedacht. — Seid nit verzagt, Nachbar, aus Eurem Albrecht wird schon ein tüchtiges Meisterlein herauswachsen; das saubere und akkurate Stricheln hat er von Euch gelernt, das andere will ich ihm schon beibringen mit der Zeit."

Vater Dürer seufzte, er konnte seinen Kummer nicht zurückhalten, denn gerne gab er seinen Sohn nicht aus der Hand. Er war ihm schon eine tüchtige Stütze, insbesondere bei Gravierarbeiten, die führte er sauberer aus wie jeder Geselle.

„Der liebe Gott hat mich mit viel Ungemach geprüft, jetzt nimmt er mir den Buben gar noch. Ich muß halt verharren in frommer Demut; geht ihm das Malen nit von der Hand, so hat er doch immer noch in meiner Werkstatt seine Zuflucht. Gott mög's gnädig lenken! Sein Weg führt ja zu ihm zurück."

Wolgemut, der wußte, daß der Vater vergeblich auf seinen Sohn warten werde, lachte lustig auf:

„Wird diese Hoffnung wohl in die Pegnitz fallen, Vater Dürer! Euer Söhnlein hat den Anfang schon weit überholt. Es ist eher zu bedenken, ob ihm wird meine Lehre genug sein! Dem Jungen werden Flügel wachsen über Nacht, er wird in die gute Zeit hinein-

taumeln. Nürnberg blüht jetzt auf. Die Ehrbaren bau'n Häuser in welscher Art, da wird die Kunst Arbeit haben. Glaubt mir's, Euer Albrecht kommt in die goldene Zeit hinein, der wird's leichter haben wie wir Alten!"

Wolgemut, der immer wieder aus seiner Stellung kam, die er zuerst eingenommen hatte, ließ sich von einem Blick Albrechts leiten, der sein Modell durchforschte.

„Seht hin, Nachbar, wie er sich stellt dazu. Wie ein gelernter Maler steht er da, ist eine Freude das! Sein Blick herrscht wie der eines Ratsherrn. Das liegt halt im Blut bei ihm. Ist schwer, die Probe, aber ich kann ihm keine leichte geben, er ist schon so weit. Soll sein Köpfl ein bißl anstrengen, vielleicht bekommt er's satt!"

Sein lauernder Blick lächelte verschmitzt den alten Dürer an, der diesen Strohhalm ergriff, um seine bange Seele über den Wogen zu erhalten, die um ihn her tobten.

Heinz Prim, den die Neugierde plagte, ob auch sein Freund die Probe bestehen würde, schlich sich hinter Albrecht. Als er die Zeichnung sah, rief er voller Verwunderung aus:

„Jesus! Das ist ja der Meister, wie er leibt und lebt!"

Da war die stille Beschaulichkeit zerschnitten, die Gesellen stürmten hinter Albrecht, und die Verwunderung wuchs mit dem Neid, als sie die gelungene Arbeit sahen. Wolgemut rief:

„Gib einmal her jetzt und zeig' mir den Aufriß, kleiner Apelles!"

Da hielt ihm Albrecht in verzagter Erwartung das Konterfei hin, das in feinen ängstlichen Strichen die Umrisse des bartlosen Gesichtes zeigte. Seine Seele, die wie aus einem Rausch erwachte, ließ ein Gebetlein zur Himmelskönigin steigen: „Hilf mir wieder, du Gute, jetzt ist's am nötigsten!"

Und sie half wieder! Wolgemut besah die Zeichnung, strich mit der Hand ein paarmal über sein spitziges Kinn, dann legte er das Blatt dem Vater Dürer auf die Knie und stand auf. Einige Male ging er wie sinnend an

dem zitternden Albrecht auf und ab, blieb endlich stehen und sprach:

„Hätt' ich's nit angesehen, ich glaubet's nimmer, daß du das gemacht hast. Du bist ein ganz hinterlistiger Vogel, du! Hast mir schon soviel abgeguckt? Item, ich nehme dich in meine Lehr' auf. Küss' deinem Herrn Vater die Hand, die dich zu mir geführt hat, und werde ein fleißiger Maler. Fleiß ist alles, der überwindet das Schwerste. Dort ist dein Platz jetzt, kannst gleich dableiben. So heul' doch nit, dummer Bub!"

Albrecht, der seines Vaters Hand küßte, brach in ein erschütterndes Weinen aus. All die Not im Ringen um seine Lebenswende, alle seine tiefinneren, geheimen Sehnsuchtswünsche waren nun besiegt, er hatte den Vater umgestimmt, die Probe bestanden, durfte Maler werden, aber seine Nerven ertrugen dieses Glück schwer, seine Standhaftigkeit versagte, ein Schluchzen der Rührung schüttelte ihn, und die Augen flossen dem Weichherzigen über. Der Vater nahm ihn in seine Arme und strich ihm über die Locken. Traurig sagte er:

„Also hast du's erreicht!" —

So war nun Albrecht Dürer von der Goldschmiedewerkstatt in die Malerwerkstatt übersiedelt, und sein Vater gab bangen Herzens seinen Segen dazu. Wieviel Tränen die Mutter aber darüber vergossen hatte, in der Angst um die fromme Seele ihres Lieblings, das soll ein unbeschriebenes Blatt bleiben. Nur Wolgemut mochte ahnen, daß in dem Knaben für Nürnbergs Aufblühen der Kunst ein Meister erstehen werde, der ihn einmal überbieten werde.

Der Lenzknabe hatte in seinem Übermut die Bäume und Sträucher im Gärtlein der stummen Margarete in St. Johannis mit einem Blütenüberschwang behängt, daß sie ihn kaum tragen konnten. In diesem Blütenwunder saß die liebliche Jungfrau in ihrem leichten Frühlingsgewande unter den hängenden Fliedertrauben am Bänk-

lein und las die „Götterverwandlungen“ des Ovid. Sie schwärmte für klassische Schriften, und der junge Humanist Hans Hirschvogel brachte ihr die deutschen Übersetzungen, die er für sie schrieb.

Die holde Jungfrau, der die Natur die Stimme versagt hatte, fand die größte Freude am Lesen und hatte ihren Geist gebildet wie wenige Frauen. Sie beherrschte die Kunst des Schreibens und schrieb selbst ihre Eindrücke in poetischer Form nieder, die dem jungen Hirschvogel herzinnige Freude bereiteten. Ihre Unterhaltung über gelehrte Dinge vermittelte die Stumme auf dem Schreibtäfelchen. Aber mehr noch konnten ihre großen Wunderaugen sprechen. In ihnen öffnete sich ihre Seele; wer es verstand, darin zu lesen, der brauchte ihr Schreibtäfelchen nur für strittige Fragen.

In den stillen Abendstunden saß sie mit Hans unter der Fliederhecke oder in der Gartenlaube. Da sprachen ihre Augen, von den Fingern unterstützt, und Hirschvogel verstand sie so gut, daß er ihre Deutung nicht mehr zu wiederholen brauchte, sondern gleich die richtige Antwort geben konnte. Ihre Augen verrieten aber auch Dinge, die aus dem Mädchenherzen schüchtern emporkeimten. Das liebe, sonnige Wesen Hirschvogels erfüllte sie mit solcher Freude, daß sie ihn in ihr junges Herz schloß und von ihm träumte wie von einem Prinzen, der eine stumme Hirtin begnadete. Hielt er ihre feine Sprechhand in der seinen, um nur aus ihren Augen lesen zu lernen, so zitterte sie leise, wie eine Blume zittert, wenn sie der Lenzhauch kost. Ihre großen Wunderaugen aber weckten in ihm ein sehnsüchtiges Verlangen. Sie begleiteten ihn überall hin, er sah sie in seinen Träumen, er sah sie aus den alten Pergamenten plötzlich aufleuchten, und ihm war so wohl, wenn er sie sah. So entspann sich aus der Freundschaft eine ideale Liebe, keiner sprach es aus, aber sie fühlten es, denn ihre Sehnsucht rief sie.

Margarete war eine Künstlerin im Sticken und Spitzenklöppeln. Die reichen Patrizierinnen wogen ihre

Arbeiten mit Gold auf. Was Hans Hirschvogel die größte Bewunderung abrang, das war ihr Tanz. Sie ersann sich die Tänze selbst. Musik war für sie Rhythmus und Formensprache. Wenn Hirschvogel auf seiner Laute, die er in Padua meistern lernte, eine melodiöse Weise spielte, da wiegte sich ihr elfenfeiner Leib in leichten Bewegungen, ihre Füße irrten wie suchende Gedanken über die Wiese hin, ihre Arme bogen sich um ihren Leib, über ihren Kopf, die Finger tändelten in ihrem Goldhaar oder am Gewand, und in Gebärde und Mienenspiel gab sie der Melodie einen rhythmischen Ausdruck, der sinnberückend auf Hans einwirkte. Schönheitstrunkenheit, Grazie und Geist konnten ihren Leib zu einer unirdischen Gestalt verzaubern.

Und diese Tanzkunst war es, die in einer trunkenen Minute die Herzen der beiden vereinigte zum Geständnis ihrer Liebe. Hirschvogel spielte eine Liebesweise, sie suchte, sie zu gestalten. Wie ein Falter taumelte sie auf der Wiese, ihre Finger berührten die roten Lippen, ihre Augen schmachteten, sie breitete die Arme aus, schloß einen Fliederzweig an ihre Brust und küßte ihn so innig, als küsse sie den Erwählten ihres Herzens.

Da warf Hirschvogel seine Laute auf die Bank, sprang zu ihr hin, kniete nieder und zog die leichtbeschwingte Huldgestalt in seine Arme.

„Ich bete dich an, du Priesterin der Schönheit. Du bist mir Himmel und Seligkeit. Neige dich zu mir herab und laß mich der glückliche Fliederzweig sein, der an deinem Herzen kosen darf!“

Und sie neigte sich über sein erglühtes Gesicht, in ihren Augen lag der Glanz reinsten Glückes, und ihre roten, zuckenden Lippen ruhten auf den seinen; es war der erste Kuß, er atmete alle Seligkeit aus und schmolz ihre Herzen zusammen . . .

Heut saß sie unter den Fliedertrauben und träumte davon. Sie hatte Ovids Mythe von Kallisto gelesen. Eine unbändige Sehnsucht erfüllte sie nach ihrem Geliebten. Sie dachte: „Und wäre mein Geliebter der Zeus, und

wäre ich Kalliſto, die Nymphe der Diana, ich wollte ihm meine Liebe nicht wehren. Meine Liebe zu ihm ſoll ein glückſeliges Dahinträumen ſein im Rauſche der Sinne. Wie Kalliſto ſich Jupiter hingegeben hat, ſo wollte ich meinem Hans mich hingeben, denn ich weiß, daß ich nie ſein Weib werden kann. Ich bin nicht ſeinesgleichen, und ſeine Sippe würde mich verachten. So ſoll er mir Jupiter ſein, daß ich ihm Kalliſto werde. Ich weiß, daß mich die Juno ſeiner Sippſchaft darob verfolgen und verwandeln wird. Mein Jupiter aber beſitzt die Macht, mich in ſeinen Himmel zu reißen, wo ich ihm als Sternbild leuchten werde."

Es war die Stunde, wo ſie ihm täglich über die große Wieſe bis zur Landſtraße entgegenging. Sie ordnete raſch ihre goldenen Lockenringel in die Stirne, und wie einem Kinde, das eine Freude erwartet, leuchteten ihre Augen. Eilig ſchritt ſie durch das Gartentor, bog um die Mauer und lief wie im Tanze leichtbeſchwingt über die Wieſe dahin.

Und da kam er ſchon. Aber wie ſah er heute aus? Bleich war ſein Geſicht, die Augen matt und feucht, traurig ſah er die Huldgeſtalt an, die ihm erſchrocken entgegenlief. Er nahm ſie an der Hand, fühlte, wie ſie zitterte, ſah ihre Augen fragen: „Was iſt dir, Geliebter?" Kein Wort brachte er über ſeine Lippen. Sie ſchritten über die Wieſe, in den Blütengarten, ſetzten ſich auf das Bänklein unter den Fliedertrauben, und dort preßte er ſie an ſeine Bruſt und weinte wie ein Kind.

Margarete konnte nichts tun, als mit ihm weinen, denn ſie fühlte, daß er einen großen Schmerz im Herzen trage. Sie küßte ihn auf die Stirne, auf die Augen, auf den Mund. Dann ließ ſie ſich ins Gras niedergleiten, legte ihren Kopf auf ſeine Knie, ſah ihn noch einmal mit einem Blick an, der ſprach: „Jetzt ſprich!" Dann verbarg ſie ihren Kopf in ſeinem Schoß. Hans ſpielte zitternd mit ihren goldenen Locken, wie er es ſonſt immer getan, und ſprach mit einer von Leid entſtellten Stimme:

„Lasse mich sterben, Geliebte! In dieser Stunde haben sie mir mein Leben verschachert, diese Krämer, die sich als Patrizier aufspielen, die nur ihren verabscheuenswerten Kastengeist im Hirn haben: Familientradition, Hochmut und Geschlechterstolz. Sie pochen auf die Geldsäcke, anstatt auf ihre Herzen; wer nit ein Ehrbarer ist, der ist ihnen wie ein Leibeigener. Kein Gewissen haben sie, sie leben den Sitten ihrer Vorfahren nach, sind zu feige, sich selbst Gesetze zu schaffen, die menschenwürdig wären. Margarete, du meines Lebens Inhalt, du meiner Seligkeit Gott! Dich wollen sie aus meinem Herzen reißen — dich! Der grausame Spruch ist gefallen. Entweder ich heirate die Barbara, des protzigen Tucher hoffärtige Tochter, oder ich werde enterbt und verstoßen aus der Familie. Kannst du es fassen, Geliebte? Meine Seele haben sie zertreten, mein Herz herausgerissen. Ich kann ohne dich nit leben."

Da hob Margarete ihren Kopf; ihre sprechenden Augen flüsterten ihm zu:

„So lebe mit mir!" Ihre Gedanken waren vorbereitet, sie wußte, daß die Patrizier keine Unebenbürtige in ihrer Sippe litten. Sie wollte Jupiters Kallisto sein, nicht Hirschvogels Weib.

Erschrocken prallte Hans zurück, als er ihre Augen so reden sah.

„Du? — wär's möglich? — du wolltest meine Geliebte werden? Ich soll mit dir leben? Immer — immer?"

Margarete nickte. Ihre Augen sonnten sich an seinem Glück. Sie zog das Schreibtäfelchen aus dem Täschchen, das an ihrem Gürtel hing, und schrieb hastig darauf: „Deine Kallisto will ich sein, mein Jupiter, wenn du auch eine andere Gestalt annimmst. Ich will dein Herz, nicht deinen Ring!"

„Trotz Sünde und Schande?" fragte er gerührt. Sie schrieb mit feinen Schnörkeln auf ihr Täflein:

„Menschen bekümmern mich nicht. Gott aber will es!"

Mit einem Jubelruf schloß er die Geliebte in seine Arme.

„Morgen kommt meine Braut aus Augsburg, da führe ich sie zu dir. Ich will sie auf den Knien bitten, mich zu vergessen, das Gelöbnis zu lösen, mich freizugeben. Wenn sie dich sieht, du Engelfeine, wird ihr Herz Mitleid haben mit unserer Liebe. Sie müßte denn eine Teufelin sein, wenn sie mich ohne Herz und Seele zum Gemahl nehmen wollte. Herz und Seele sind dein, sie werden ewig nur dir gehören. Und willigt mein Vater nit ein, daß du mein Weib werdest, dann löse ich mich von der Sippschaft und entfliehe mit dir!"

Margarete schüttelte ihren Lockenkopf, er erschrak: „Du willst nit?" Sie schmiegte ihr Gesicht in seinen Schoß und schwieg.

Ein Falter setzte sich auf ihren Nacken. Sie schauerte leise zusammen. Lange blieben die Liebenden stumm. Als sich Margarete endlich erhob, stand am Himmel die Purpurglut der Abendsonne. Sie wies mit der Hand danach. Er wußte, was sie wollte, schloß sie in die Arme, und als er sie wieder freigab, war ihr Lockenhaar zerzaust, aber ihre Augen funkelten seligkeitstrunken.

Am anderen Tage ging Margarete traumverloren in ihrem Blumengarten auf und ab. Es war ein Sonntag im Lenz, so mild, so warm, daß sie ihr loses Tanzkleidchen anziehen konnte. Das leichte Flatterkleid war von weißem Linnen, mit einem violetten Band unter der Brust zusammengehalten, und die feinen Formen des Leibes schimmerten durch das Gewebe hindurch. Wie ein Engel lief sie von Blume zu Blume und küßte ihre Lieblinge. Die Haarlocken glänzten in der Sonne wie eitel Gold.

Ihr Bruder Heinz und Albrecht Dürer saßen in der Gartenlaube und erfreuten sich der holden Fraulichkeit Margaretens. Albrecht suchte ihre feinen Formen mit dem Silberstift festzuhalten. Seine Seele war aufgewühlt, sein Herz erbebte, denn in dem stillen Knaben war die Sehnsucht nach Schönheit erwacht. Sie war sein Ideal, sein Schönheitstraum. So suchte sein Silberstift ihre wun-

derfeinen Formen, andächtig strichelte er über das Papier dahin, und seine blauen Augen waren trunken von der Schönheit, die sie sahen. Seine Seele, die der Liebe so sehnsüchtig entgegenträumte, von Juditha Mädelküssen aufgerüttelt, zitterte in diesem Rausche.

Margarete, die in der stummen Sprache seiner Augen las, lächelte ihn hold an. Auch sie hatte den Knaben lieb, aber sie konnte doch seine Schwärmerei nur als Huldigung nehmen, in ihrem Herzen wohnte der eine, der es ganz ausfüllte: Hans Hirschvogel. Ihr Blick glitt über Albrechts Zeichnung, und als sie erkannte, daß er mit ganzer Seele dabei war, sie zu zeichnen, blieb sie in der Stellung, die er aufgefaßt hatte, geduldig stehen, damit ihm die Arbeit leichter werde. Als gösse der Lenz alle seine Blumen über ihn, als strahlte die Sonne nur für ihn allein, so war es ihm zumute, da er sie so willig stehen sah. Ein unendliches Bangen beschlich ihn, sein Atem stockte, und plötzlich übermannte ihn die bittere Erkenntnis, daß all diese lenzholde Schönheit nicht für ihn, daß sie für den anderen bestimmt sei. Tränen des Schmerzes rieselten über seine Wangen, er warf das Büchlein auf den Boden, lief in die Fliederhecke, dort setzte er sich auf die Bank und schluchzte.

Margarete sah ihm erst erschrocken nach, dann erkannte sie, daß seiner Knabenliebe erste Regung ihr galt; sie besann sich nicht lange, ergriffen von tiefem Mitleid mit seinem Herzensjammer, lief sie zu ihm hin, nahm seinen Kopf in ihre feinen Händchen und küßte ihn auf den schluchzenden Mund, bis seine Tränen versiegten. Da taute all seine Liebe auf, wie ein Wunder erfüllte ihn ihr lächelnder Blick, und er flüsterte:

„Wie seid Ihr doch barmherzig, Margarete. Soviel Glück flößet Ihr meinem armen Herzen ein, und ich weiß, daß Ihr nur den Hans liebet."

Plötzlich schlang er zärtlich seine Arme um ihren Hals, schmiegte sich an ihre Brust, als könnte ihn keine Macht der Welt mehr aus dieser Seligkeit zurückrufen. Marga-

rete liebkoste mit den Fingern sein Haar und ließ ihn gewähren.

Da riß sie der Ruf Hirschvogels, der mit der Tucherin angeritten kam, aus ihrer holden Versunkenheit. Sie löste behutsam die Arme Albrechts von ihrem Halse und lief ihrem Hans entgegen, der seine stolze, hochmütige Braut in den Garten führte. Als diese Margarete erblickte, erglühte sie voller Neid über ihre Lieblichkeit und Schönheit. Hans Hirschvogel sagte schüchtern:

„Seht, Jungfrau Barbara, das ist Margarete, von der ich Euch erzählte, daß sie so kunstvolle Spitzen zu klöppeln versteht und so wunderbar tanzen kann. In der Gelehrsamkeit ist sie bewandert wie sonst keine Jungfrau in Nürnberg."

Barbara maß Margarete mit stolzen, höhnischen Augen. Ihre Blicke musterten neidisch die feine Gestalt, die durch das Flatterkleid so wunderhold durchschimmerte. Sie reckte in hochmütiger Gebärde ihren üppigen, reichgekleideten Leib, verzog den Mund höhnisch. Ihre grauen Augen schossen Blitze von Neid und Eifersucht, denn sie erkannte, daß Margarete ihren Bräutigam liebe, die Augen der Stummen verrieten es allzu deutlich. Hoffärtig neigte sie zu stummem Gruß ihr Gesicht ein wenig und sprach zu Hans:

„Ihr preiset mir das Wunderdirnlein an, als sollte ich es kaufen müssen. Was fang' ich an mit solchem Flatterding? Seht Ihr nit, wie sie gewandet ist? Ich weiß ein Haus in der Frauengasse, wo solche Gewandung üblich ist, um Männer lüstern zu machen."

Erbleichend wankte Margarete zurück, dieser Schimpf traf sie wie ein Faustschlag. Albrecht sprang zu der Wankenden und stützte sie. Er führte sie in die Fliederlaube, wo sie stöhnend auf die Bank sank. Albrecht aber stellte sich vor Barbara hin und rief:

„Ihr habt ein rohes Gemüt, Barbara Tucherin. Seht Ihr denn nit, daß dieser Engel die schönste Jungfrau ist? Ihr feines Himmelsgewand steht ihr besser als Euch

das Prahlkleid. Hütet Euch, die Engelsreine zu kränken! Ich müßte Euch sonst als Teufelin konterfeien!"

Diese Entrüstung des Knaben nahm der unerquicklichen Szene die Schärfe. Barbara wollte die Zurechtweisung durch ein Hohngelächter erwidern, es gelang ihr aber nicht; da schob sie Albrecht unsanft beiseite und trat zu Margarete. Etwas milder sagte sie:

„Hab' Euch nit kränken wollen, aber Eure lockere Art ist verführerisch für junge Männer. Mein Bräutigam ist ehrenwert, und ich dulde nit, daß er mit Euch einen heimlichen Wandel pflege, das müsset Ihr ja wohl einsehen. Für mich ist Ansehen und Sitte die Hauptfrage. Betrübet Euch nit länger, meine Rede ist härter als mein Sinn!"

Margarete würdigte die Hochmütige keines Blickes, wußte sie doch, daß sie mit ihr nie werde Freundschaft halten können. Diese adelstolze Patrizierin konnte ihrem Hans kein Glück bringen, dazu war sie nicht geschaffen. Das Gefühl des Hasses gab dem sanften Sinn Margaretens eine jähe Wendung. Hans, der diese rasche Wandlung in Margaretens Augen las, erschrak derart, daß er erblaßte, sie aber erhob sich und reichte ihm ihre Hand; als wollte sie ihn trösten, sprachen ihre Augen: „Verzage nit; was sie dir nie sein wird, das will ich dir sein immerdar."

Dieses unerschrockene Bekenntnis gab Hans wieder neuen Mut, er fühlte es, daß die Dinge nicht anders kommen konnten. Er hielt die Hand der Geliebten lange unter zärtlichem Druck, der lauernde Blick Barbaras sah ihn aber gebieterisch an, und so ließ er die weißen Elfenfinger der Geliebten seufzend aus seiner Hand gleiten.

Margarete lud die Gäste ein, in der Laube Platz zu nehmen. In ihrer Seele schwand nach dieser stummen Zwiesprache mit ihrem Geliebten jede Angst vor der Patrizierin. Ihr Frauensinn hatte sogleich erkannt, daß die Hochmütige ihre Schönheit und ihren Liebreiz fürchte, und daß sie neidisch sei. Sie gab sich nun wieder freier,

faltete die Hände über ihrer Brust und sah Barbara nicht mehr an, sie schien überhaupt für sie nicht mehr vorhanden zu sein. Ein leises Frohlocken sah aus ihren Sprechaugen zu Hans hinüber, und er verstand es, als spräche sie: „Wie häßlich und plump ist deine Braut, sieh mich an, ich bin doch viel schöner und zierlicher!“

Sie brach einen Fliederzweig vom Strauche und steckte sich ihn in ihr Haarband. Sie wußte wohl, daß zum Gold ihrer Locken der Fliederton stimmte. Ihre feinen Hände begannen ein heiteres Spiel, während Barbara sie ununterbrochen musterte.

Rot und wieder blaß wurden die Wangen der Tucherin; was in ihr vorging, ahnte keiner. Hans aber trank mit innigster Liebe die feine Beweglichkeit der Geliebten, die es trieb, als klängen Lieder in ihr, nach deren Melodie sie sich bewegte. Plötzlich sprang sie auf, lief ins Haus und brachte Hirschvogels Laute. Lächelnd legte sie sie in seine Arme, und ihre Augen baten ihn, zu spielen. Da hatte auch er auf Barbara vergessen, griff in die Saiten und spielte eine Weise, die sie am liebsten tanzte.

Über die Gartenwiese, wo Hyazinthen und Levkoien, Veilchen und Anemonen blühten, flog der leichtbeschwingte Mädchenleib wie eine Libelle, neigte sich im sanften Linienfluß zu Biegungen rhythmisch hin und her; tänzelnd zwischen den Blüten irrten die kleinen Füße, kaum ein Blumenblatt berührend. Die Arme hob sie, ließ sie im Kreise schwingen, bog sie niederwärts, und ihr Fingerspiel strömte Melodien aus. Das liebe Köpfchen schaukelte traumverloren von Schulter zu Schulter, das rote Rosemündchen war geöffnet zu reizvollem Lächeln, daraus wie Perlen die lichten Zähne glänzten. Hüften und Brüste quollen durch das zarte Linnen in harmonischen Formen hervor, sinnlich aufreizend und doch so unendlich keusch. Die Augen aber, diese großen, blauen Puppenaugen mit den langen Wimpern, träumten aus dem sanften Blütenrot der Wangenbetten heraus wie ein Märchen aus dem Wunderlande der Scheherazade.

Einige Minuten sah Barbara verwundert das bezaubernde Spiel der Stummen an, sie empfand eifersüchtig das Ausströmen aus diesem Mädchenleibe, als wenn heimlich nur von ihm alles Leben, Lachen, Lust und Glück, aber auch ein mächtiges Weh und Trauern und Vergehen ausginge. Diese Minuten wurden Barbara zu einer fast schmerzhaften Gier, das Erschaute vernichtet, die Schönheit verdorben und den Liebreiz vertilgt zu sehen. Ein widriges Lächeln stand auf den Lippen der Hoffärtigen, das allmählich zur Fratze untilgbaren Hasses wurde. Zornige Röte stieg in ihrem harten Antlitz auf, sie dachte eine Weile nach, erhob sich rasch, riß dem in sein innigstes Glück versunkenen Hirschvogel die Laute aus der Hand und warf sie in den Sand. Dann faßte sie den Arm ihres Bräutigams ungestüm, zog den Verblüfften aus dem Garten zu den Pferden und band diese los.

„Wir reiten sofort!“ herrschte sie Hirschvogel an; „in dieses Haus passet Ihr nit hinein, das ist wie ein Freudenhaus. Sitzet auf derweil, ich hab' meine Handschuh' vergessen!“

Rasch sprang sie wieder in den Garten, wie ein Panther schlich sie sich zu Margarete, die in lieblicher Gelassenheit wie eine Blumenhuldin auf der Wiese stand und sehnsuchtsbang dem Geliebten nachsah. Funkelnd trafen sie die Blicke der Zornigen, die wie eine Furie ihre Reitpeitsche erhob und sie über den schlanken, blütenreinen Leib Margaretens niedersausen ließ. Unter dem rohen Hieb brach Margarete zusammen. Höhnisch wandte sich Barbara dem Gartentor wieder zu und kreischte:

„Nehmt das als Lohn, Dirne! Hütet Euch aber, ein andermal solche Verführungskünste vor den Augen meines Bräutigams aufzuspielen. Ihr könntet es sonst am Pranger büßen müssen.“

Hirschvogels Pferd war unruhig und machte ihm zu schaffen, da sah er diese Szene nicht, er ahnte auch nicht, daß Barbara sich konnte so hinreißen lassen in ihrer Tücke und Grausamkeit; noch hatte er nicht Gelegenheit

gehabt, in das eigentliche Wesen der Tucherin Einblick zu nehmen. Aber die hochmütige Art, mit der sie die schöne Margarete maß und über sie sprach, preßte ihm das Herz zusammen. Er wußte nun, daß Barbara in ihrem Hochmut alles verachte, was Poesie war.

Die Tucherin stieg ohne Hilfe in den Sattel und jagte Hans Hirschvogel nach.

Margarete aber lag hingestreckt auf ihren Blumen, Albrecht und Heinz sprachen ihr liebreich zu. Sie starrte mit offenen Augen, aus denen unbezwinglicher Haß glühte, der bösen Barbara nach und war nicht imstande, die Verwirrung ihrer überreizten Nerven zu beherrschen. Sie fühlte den Ausbruch des Wahnsinns kommen, wie man den Zusammenbruch aller Sinne fühlt. Daß ihr Hans nicht zu Hilfe eilen konnte, nicht Zeuge war dieser furchtbaren Tat, begriff sie nicht; wie eine zur Marter Verurteilte, hatte sie wehrlos diese tiefste Erniedrigung, diese Schmach erdulden müssen. Stöhnend erhob sie sich, wie eine Unsinnige lief sie durch den Garten, ihr Gesicht war bleich, wie eine Perle schimmernd, die Augen weit aufgerissen und starr, die Lippen zusammengepreßt, sie schien ohne Blut zu sein. In ihrer Seele aber erwachte in diesem furchtbaren Augenblick das grausame Gespenst: die Rache gegen die Verfolgerin.

Es ist ein stilles, schüchternes Ertragen, wenn sich der junge Geist regen will, der laute Umkreis aber wie ein stacheliger Igel alle freudigen Regungen aufspießt, wenn Wünsche und Begehrungen, die aus lauteren Empfindungen quellen, aus sehnsuchtsirren Jugendträumen emporblühen und tatendurstig ins Leben treten wollen, dahinwelken müssen wie hüllenlose Blüten im Rauhreif. Das Zusammenstückeln klingender Sehnsucht, wie es ein Künstlerdrang versucht, wird dann zum melodienlosen Chaos. In solchen Qualen gehen Leidenschaften und Inbrünste vorbei an Verheißungen und bleiben stehen vor der Einfalt, von der sich die Seele muß einschüchtern lassen.

Jedes Sich-Herausheben-Wollen aus dem Rahmen erbgesessener Trägheit des Geistes rührt an die Stacheln des Neidigels, weckt die Bosheit des Unverstandes und wird von rohen Händen wie ein Hühnlein berupft.

So geschah es dem mit Inbrunst für die Kunst erfüllten jungen Dürer in Wolgemuts Werkstatt. Seine Geschicklichkeit wurde von den Gesellen verlacht, sein Fleiß verhöhnt, sein Grübeln nach anderen als herkömmlichen Dingen verspottet, und jedes Lob des Meisters wurde ihm qualvoll vergällt. Hatte Albrecht eine Zeichnung kopiert, so war sie genau wie das Original; peinlich erfaßte er ihren Sinn, und kein Strichlein entging ihm. Das ärgerte die Gesellen, die es nicht konnten. Begehrte der Meister, Albrecht solle auf einer Kupferplatte eine Stelle weiterstechen, wenn Wolgemut andere Arbeit hatte, so führte der Jüngling diese Arbeit mit Verständnis aus, paßte sie den anderen Stellen gewissenhaft an, so daß man kaum unterscheiden konnte, wie weit des Meisters Stichel reichte, und wo der Schüler begonnen hatte. Lobte ihn Wolgemut, so trieben es die Gesellen wüst mit dem bescheidenen Albrecht. Galt es, einen flüchtigen Entwurf des Meisters mit Geranke oder landschaftlichem Beiwerk auszufüllen, wußte Albrecht Dinge zu ersinnen, die sein suchendes Auge der Natur abgelauscht hatte, und die ihm sein Drang nach Wahrheit zu zeichnen befahl, wie es die Gesellen nicht trafen. Das erweckte Mißgunst und rohen Übermut. Boshafte Ränke oder Schmähungen trafen den harmlosen Knaben, der, in sich versunken, diesen äußeren Anprall mit himmlischer Geduld ertrug.

Einmal sagte Wolgemut zu Albrecht, als der ihm nach einer Naturskizze eine Landschaft auf eine Altartafel in den Hintergrund malte:

„Junge, Junge, du siehst mit deinen Augen mehr als zehn Gesellen mit den ihren! Du setzest den bunten Jahrmarkt des Lebens in ein beschauliches Tal. Um unsere hölzernen Jämmerlinge malst du ein wahrhaftiges Leben. Glaubst du, die Kunst sei dazu da, daß man sie mit Gottes

Wunder eins werden lassen soll? Ich seh' es kommen, daß du in die Märlein der Heiligen ein wahrhaftiges Erleben hineinklügeln wirst! Ja, du, sieh mich nit so verständnislos an!"

„Meister, ich kann's doch nit anders machen als so!"

„Schau' mich an, Junge! Ich hab' einmal auch so gedacht, ist aber die Lebenswalze über dieses Denken gelaufen. Der Unverstand der Menge hat meine Flügelseele auf die Steinwege gedrückt. Man hat mir zugerufen: Das Grübeln ist ein närrisch Ding, es nimmt jede Überraschung. Warum die Natur nachahmen? Sie ist ja da für jeden! Was ein Maler schaffen soll, muß anders als natürlich sein, muß aus dem Reiche kommen, das wir nit sehen. Die heiligen Gestalten müssen statuenhaft dargestellt werden, nit aber nach dem Leben. Das trifft bald einer!"

„Meister!" stammelte Albrecht verwirrt. „Die Natur ist ja Gottes Schöpfung, in ihr findet ein Maler das Vollkommene. Wer sie kann ergründen, der hat den wahrhaftigen Schatz. Ich muß vor einem Blättlein, vor einem Baum beten, weil es ein Ding ist, was ein Menschengeist nimmer schaffen kann. Die Feste, die Gott in seiner Natur feiert, sollen der Seele des Malers ein Feiertag sein. Ein Gemälde soll so wahrhaftig ausschauen, wie Gott es in seine Welt hineinmalt!"

Wolgemut sah den Knaben, dem in dem Eifer die Augen hell aufblitzten, lächelnd an:

„Du erkennst es wohl, ob's aber auch die andern erkennen? Willst du nur für dich malen, du Traumspinner?"

„Zuerst für mich, dann für die andern!" sagte Albrecht kühn.

Wolgemut lachte über des Knaben Eigendünkel:

„Da wirst du bald verhungern dabei! Das ist alles nur ein Dusel. Wirst schon anders denken, wenn so ein protziger Stifter bei dir eine Altartafel bestellt und sagt: Der Heilige muß hübsch weiß sein, daß man seine Unschuld sieht. Bluten muß er, auf daß die Frommen Mitleid haben

mit ihm. Die Marterbüttel müssen rote Wämser haben, daß es schauerlich wirkt. Daneben will er als Stifter mit seinem Ehegemahl und seiner Sippschaft knien, auf daß die Leut' erkennen, wie fromm er ist. Von Gold muß der Heiligenschein des Märtyrers sein, dazu gibt er einen blanken Goldgulden her. Und hundertfünfzig rheinische Gulden darf der Altar kosten, keinen Heller mehr. — Albrecht, was willst du machen für den Lohn?"

Traurig ließ Albrecht sein Köpfel hängen, hob es aber rasch wieder und sah den Meister trotzig an:

„Muß nit der Lohn allein den Antrieb geben dazu, eine Freude darf sich der Maler auch beim Schaffen gönnen. Wird halt mehr grübeln müssen und mehr Fleiß anwenden dabei!"

Wolgemut lachte:

„Immer will das Ei klüger sein als die Henne. Brüte du nur dein Ei aus, Junge! Wird halt wieder nur so eine Henne aus dem Küchlein werden, die Eier legt!"

Getreu erfüllte Albrecht alle Verpflichtungen, die ihm die Lehrzeit auferlegte. Die Werkstatt Wolgemuts war ein großes Durcheinander, denn der Meister war vielbeschäftigt, er galt als der beste Maler in Nürnberg. Holzschnitzergesellen, Schreiner und Vergolder hantierten an Altarfiguren und mächtigen Altargehäusen, die von den Malergesellen bunt bemalt wurden. An den Seitenflügeln der Altartafeln, die der Meister oder Pleydenwurff, sein Stiefsohn, ausführten, hantierten Malergesellen an gefühllosen Darstellungen hölzernfrommer Namensheiliger mit ihren Symbolen. Holzschneider schnitten an den rohen Holzstöcken für Kobergers Druckerei. Lehrknaben verrichteten Handlangerdienste, rieben die Farben, wuschen die Pinsel und fegten den Schmutz aus der Werkstatt.

Die Meisterin beherrschte den Geist des Hauses. Sie war eine trockene, fromme aber händelsüchtige Frau, die überall ihre Augen hatte, alles rügte und die Untüchtigkeit der Gesellen und Malknaben rücksichtslos und mit harten Worten strafte. Der Meister in seiner Umständlichkeit

und Oberflächlichkeit ließ sie schalten und walten, erlitt ihre Unbilden ohne Widerspruch; war sie doch die Erbin ihres ersten Mannes, Hans Pleydenwurff. Ihr verdankte er sein Ansehen als Meister und seinen Wohlstand, denn er war ein armer Geselle des Verstorbenen, und seine Ehe mit der Witwe war nur eine Wirtschaftspolitik für ihn, kein Liebeshandel. Ihr Sohn Wilhelm Pleydenwurff galt ihr alles, ihn liebte sie und wertete ihn höher als Wolgemut.

Albrecht stand in einem beständigen Kreuzfeuer zwischen den Unbilden der Gesellen und der Herrschsucht der Meisterin. Lobte Wolgemut seine Geschicklichkeit, fielen die neidischen Gesellen über ihn her. Erging er sich in fleißigem Schaffen und grüblerischem Denken, weckte ihn die Meisterin unsanft aus der Traumseligkeit und verwies ihn zu den niedrigsten Arbeiten, die er als jüngster Malknabe zu verrichten hatte. Alle diese Schikanen ertrug der junge Dürer geduldig und klagte nie. Ungestüm rang seine Seele nach Wissen. Fragte er einen Gesellen, herrschte der ihn an: „Halt dein fürwitzig Maul!“ Fragte er den Meister, der insbesondere in der Heiligengeschichte sehr bewandert war, so erzählte ihm dieser mit umständlicher Gewichtigkeit einen unklaren Wust der Dinge, ehe er einmal ein Wort von Tiefklang herausbrachte, das eine Lehre enthielt, nach der der Knabe dürstete. Am liebsten prahlte der Meister von seinem Jugenddrange, der in des Lebens Werktagen unerfüllt blieb.

So stand der junge Dürer zwei Schwierigkeiten gegenüber: der Kunst, an der seine Seele litt, und dem Leben, das ihm die Gesellen und die Meisterin so qualvoll gestalteten. In den Tagen der Woche ertrug er alle Quälereien, am Sonntage aber flog seine Seele aus in die Freiheit der Gottesnatur, in der er sein inneres Verlangen befriedigte.

Einmal saß Albrecht beim Werkstattfenster und zeichnete auf ein Holzstöckel für Dr. Schedels „Weltchronik“ nach dem Entwurf des Meisters; da hörte er, wie ein

bunter Schmetterling an die Butzenscheiben anstieß, er wollte durch irgendein rundes Scheibenloch ins Freie fliegen. Von dem häufigen Anprallen verlor er die Kraft und fiel betäubt neben dem Holzstöckel Albrechts auf den Tisch. Der junge Naturfreund besah die feine Zeichnung auf den Flügeln des Falters und begann sogleich, die verästelten Ornamente in den feingegliederten Äderchen nachzuzeichnen. Er hielt den Falter für tot und spannte ihn mit Nadeln auf den Tisch. Wie er mit emsigem Fleiße die zierlichen, webeartigen Verspinnungen der Flügeläderchen zeichnete und dabei über das Wunder der Natur grübelte, erwachte der Falter aus der Betäubung, schlug mit den Flügeln um sich, und bei der Anstrengung, sich aus den Nadeln zu befreien, brach ihm ein Flügel ab. Das feine Körperchen krümmte sich in den Schmerzen, und Albrecht, ergriffen von der Qual des Schmetterlings, sah hilflos ängstlich zu. Der Falter torkelte über den Tisch wie wahnsinnig hin und her, so daß Albrecht aus Mitleid laut aufschrie: „Jesus! Das hab' ich nit gewollt!"

Da stürzten die Gesellen herbei, und ein Schreien und Schimpfen ging an, weniger aus Mitleid für den Falter als aus Anlaß, dem erschrockenen Knaben hart mitspielen zu dürfen. „Tierschinder!" schrien sie ihn an, der dem Weinen nahe war: „Reißest du dem armen, wehrlosen Gottesgeschöpf die Flügel aus, so sollt' man dir die Hände ausreißen! Du Taugenichts; beim Meister Liebkind machen, das kannst du. Wir werden dir's versalzen!" Ein paar Hiebe trafen den weinenden Knaben, dem der Schmerz um den armen Falter das Herz bedrückte. „Jetzt weißt du, wie das tut. Sieh, wie sich das Tierlein im Schmerz krümmt, schlag es doch wenigstens tot!"

„Ich kann nit, es erbarmt mich ja sosehr!" heulte Albrecht.

Da regnete es neue Püffe und Kopfstücke, ein Geselle zerdrückte mit roher Faust den am Tisch flatternden Falter. Dürer schrie entsetzt auf, der rohe Faustschlag auf das arme Tierlein tat ihm mehr weh als die Schläge, die er bekam.

Bei diesem Tumult trat der Meister in die Werkstatt und befreite Albrecht aus den Händen der Peiniger.

„Warum prügelt ihr den armen Jungen?“ herrschte er sie an.

„Ein Tierschinder ist er, ein gottloser!“ schrie es wild durcheinander. „Aufgespießt hat er das Würmlein bei lebendigem Leibe! Die Flügel hat er ihm ausgerissen, der Ungut!“

Der Meister zog Albrecht aus dem Winkel hervor, in den er sich heulend verkrochen hatte, sah ihn strenge an und sprach ernst:

„Das ist arg bös von dir. Und du kannst so etwas tun? Ist nit immer dein Herz voller Sorg' gewesen für alle Blümlein und Käferlein? Mit so einem schönen Gotteswunder kannst du also barbarisch verfahren? Sag', wie's war!“

Albrecht erzählte unter Schluchzen und Stöhnen genau von des Falters Schicksal und zeigte dem Meister seine feine Zeichnung. Der besah das fleißige Strichelwerk, nickte wohlwollend mit dem Kopfe, strich die zerrauften Locken aus Albrechts Stirne und sagte freundlich:

„Ich hab's nit anders erwartet von dir, hab' noch niemalen in deinem Gemüt Rohes gefunden. Wohl ist's ein Stückl feines Naturwunder, das du da beobachtet hast. Dein Stift aber ist deiner Hand willig gewesen, ich freu' mich wahrhaftig über deine Geschicklichkeit, wäre mir nie eingefallen, ein solches Ding daraufhin zu besehen. Hast recht, in der Natur sind Schönheiten, die ein Maler sehen sollte. Halt nur die Augen offen, Junge! Du wirst einmal viel erzählen können in der Kunst von Dingen, die anderen wenig auffallen, und es wird noch manch ein Flatterding dafür sein Leben hergeben müssen. Auch wirst du noch oft erfahren, daß Neid und Roheit stärkere Fäuste haben, als die du jetzt so unschuldig verspürt hast. Wisch' dir die lieben Augen blank, armer Junge, auf daß andere Zähren darin Platz finden, die du um größeres Seelenleid wirst weinen müssen. Bist halt ein arm hilflos

traumseliges Tüchlein, daran sich schmutzige Händ' gern abwischen. Bleib's nur, Albrechtl, mach' dir nit viel draus und denk', ein reines Tüchlein ist Gott wohlgefälliger denn eine schmutzige Hand!"

Die Gesellen verkrochen sich, beschämt von des Meisters Worten, hinter ihre Tafelgestelle, die Malknaben aber freuten sich über den Sieg Albrechts. Heinz Prim schlang seinen Arm um den Hals des Leidensgenossen und tröstete ihn:

„Jetzt hat dich der Meister wieder beschützt. Halt nur noch durch, und wenn du Geselle bist, darfst du die Malknaben auch verhauen."

Albrecht lachte unter Tränen über diesen Trost und setzte sich wieder an seine Arbeit. Der Nachmittag verlief, und sauber gezeichnet lag ein Holzstöckel zum Schneiden fertig am Werktische.

So erging es dem Malknaben Albrecht Dürer in seiner Lehrzeit bei Meister Michael Wolgemut.

Die Verhandlungen mit dem Juden Daniel Squarro dauerten lange Zeit, da noch andere Edelsteinjuden in den Prozeß verwickelt wurden. Um diese Zeit klopfte es am Fenster, an dem Albrecht zeichnete.

Erschreckt sah er durch das Guckloch und erblickte Judith mit einer Rolle in der Hand. Sie winkte ihm in hastiger Erregung. Rasch lief er auf die Gasse, packte das Mädchen am Arm und zog es hinauf gegen den Burggraben zu, daß es die Gesellen nicht sehen konnten.

Judith war totenblaß und taumelte diesmal wirklich.

„Albrecht, mein Mutterl ist verstorben," rief sie schluchzend, „sie hat meinen Vater nimmer sehen dürfen, das hat ihr das Sterben so schwer gemacht. Kaum hatte sie die Augen geschlossen zum ewigen Schlaf, ist der Trommelknecht durch die Gasse geschritten und hat ausgerufen, jeder, der bei dem betrügerischen Juden Daniel Squarro und bei anderen Edelsteinjuden falsche Steine eingehandelt habe, solle diese dem Gildemeister vorweisen, er bekomme echte dafür. Da ist die Mutter aufgefahren, hat die Augen

aufgerissen und geflüstert: ‚Jetzt foltern sie den Vater, dann strafen sie ihn auf Leben und Tod. Judith, räche ihn, schwöre mir das vor Gott!‘ Mit diesen Worten ist die Mutter verstorben, und ich hab' es ihr geschworen."

Mit weit offenen Augen, aus denen der Schmerz um ihre tote Mutter herausſah, starrte das Mädchen in die Luft, als sähe es dort ein grausames Bild. Zitternd ließ sie es geschehen, daß Albrecht ihre feine Hand ergriff und sie mitleidig streichelte.

„Verzage nit, Judithlein," sagte er kummervoll, „deine Mutter ist jetzt im Himmel Jehovas. Derselbe Gott, der mich vor den wüsten Gesellen beschützt, wird dir in dieser Not beistehen. Ich will für dich beten, es wird alles wieder gut werden, mußt deshalb nit auf sündhafte Rache sinnen. Es ist mir herzweh um dich, du liebes Judithlein."

Dankbar sahen die großen Kinderaugen den aufgeschossenen Jungen an, vertrauensselig barg das Mädchen ihr Köpfl an seiner Brust und sagte getröstet:

„Du bist gut zu mir, Albrecht. Ich weiß auch, dein Gebet wird mir helfen. Auf so gute Menschen hört Gott. Ehe ich von Nürnberg weggehe, will ich dich noch einmal herzen. Ich weiß, daß sie meinen Vater bannen werden, und er wird in der Fremde ein neues Heim gründen müssen. So lange will mich die Fürleger-Kathi in ihrem Hause halten, bis mich mein Vater holt. Um keinen in Nürnberg wird mir so bange sein als um dich, mein lieber Albrecht." Sie hielt ihm die Papierrolle hin: „Da nimm, es sind die Kupferstiche von Mantegna, die dir bei uns so gefallen haben. Wenn du sie ansiehst, so denk' dabei an das arme, heimatlose Mädl, das du so herzhaft geküßt hast. Ich will das mein Lebtag nit vergessen, an deine schönen Worte werde ich allezeit denken und sie mir vorsagen. Und jetzt hilf dem Vater, du kannst es, du bist ein Guter, auf dich setz' ich mein Vertrauen!"

Sie drückte ihm die Rolle in die Hand und lief davon.

Albrecht sah dem zierlichen Mädchen mitleidsvoll nach. Verängstigt faltete er die Hände und betete:

„Grundgütiger Herr Jesus, du wirst es doch nit geschehen lassen, daß die Schöffen den Vater des lieben Judithlein aus Nürnberg blutig hinauspeitschen. Hat er gefehlt, so verzeih ihm du. Bist ja der König der Juden gewesen und bist für sie aus Liebe am Kreuz gestorben. Hilf ihm, Herr Jesus!"

So hatte Albrecht seiner Seele Gleichgewicht wiederhergestellt und lief in die Werkstatt zurück. Inzwischen war der junge Arzt und Humanist Dr. Hartmann Schedel bei Wolgemut eingetreten, um den Fortgang der Holzschnittarbeiten für seine „Weltchronik" zu besehen. Gehobener Stimmung über das Lob Schedels griff der Meister nach der Rolle, die Albrecht am Arme trug.

„Was hast du da, mein Junge?" fragte er neugierig.

Albrecht rollte die Kupferstiche auf und zeigte sie ihm.

„Es sind Stiche vom Mantegna aus Welschland. Daniel Squarros Tochter hat mir sie geschenkt. Seht doch nur, wie die Meermänner und die nackenden Weiber sich im Wasser tummeln. Das ist ein gar seltsames Ding, mir ist, als sähe ich Sonne und Farben, und doch ist's nur ein Kupferstich."

Wolgemut und Dr. Schedel besahen sich den Stich und sprachen über die Arbeit. Der Meister räusperte sich ein paarmal, dann sagte er zaghaft, ein wenig neidisch:

„Heidenzeug ist das, aber brav gestochen. Wenn auch die Umrisse nit so deutlich sind, ist doch in den Schattenrissen viel Rundung. Gut sind die Roßmenschen gemacht. Aber du, Junge, halte dich nit an das welsche Heidenzeug und an die verzärtelten Formen. So du dir den Umriß eines runden Beines oder Armes denkst, wirst du ihn schärfer aufreißen müssen, daß er wahrnehmbarer wird."

Albrecht sah mit seinen klugen Augen den Meister an, sah wieder auf den Stich und schüttelte mit dem Köpfel:

„Seid nit ungehalten, Meister, aber gerade die weichen, sanften Umrisse lassen das Lebendige heraustreten. Reiße ich ein Bein oder einen Arm scharf auf, so wird

er aussehen wie aus Holz. In den verzärtelten Formen bekommt auch ein Gesicht mehr lebendigen Ausdruck und — wie soll ich's denn sagen — —"

„Mehr Seele", sagte, erstaunt über die Auffassung des jungen Grüblers, Dr. Schedel. Albrecht dachte an die Worte Hans Imhoffs und rief:

„Ja, Seele, das ist's, und Schönheit auch. Die geben den Gestalten Leben. Die unseren sind so leblos, so, als könnten sie nit reden. Und die Landschaft ist auch so wahrhaftig, man könnte darin herumgehen, sie ist so weit hinaus und vorn so nahe!"

„Das nennt man Perspektive," sagte lächelnd Dr. Schedel, der Eifer Albrechts gefiel ihm, „das ist eine Kunst für sich, die einer ergründet hat, der seine gescheiten Gedanken mit verkehrter Schrift aufschreibt. Es ist der Florentiner Leonardo da Vinci, ein großer Mathematiker und Erforscher der antiken Proportion vom schönen Menschenleib. Ist ein Maler, wie kein besserer in Welschland schafft, er hat die Riesenreiterstatue des Herzogs Sforza in Mailand aus Ton modelliert. Mit großem Verstehen beschreibt er die Messungen der ausgegrabenen Götterstatuen, die berühmte Bildhauer vor fünfzehnhundert Jahren in Marmor gemeißelt haben, so man antikisch benennt. Item, der Meister Leonardo kann alles, aber nichts bringt er fertig. Er fangt alles an, führt's aber nit zu Ende. Albrecht, du bist auch ein Grübelkopf, hüte dich, allzuviel anzufangen. Im Vollenden liegt die Kraft, und die Ausdauer ist eine große Tugend des Malers. Die Kunst darf dir nie ein Spielzeug sein, sie ist gar zu ernst!"

Mit verwunderten Blicken sah Dürer den Gelehrten an. Innige Dankbarkeit leuchtete aus den Augen des so ermutigten Knaben. Er schüttelte aber beharrlich sein schmächtiges Köpfel, und sonderlich fürwitzig sagte er:

„So schön wie Musik klingt mir Eure Rede in meiner Seele zutiefst. Aber einen Disput wollet mir gestatten,

ehrbarer Herr Doktor. Ich denk' mir, das Vielwissen Leonardos muß eine besondere Gabe von Gott sein. Damit kann der Erleuchtete anderen nützen, die weniger von der Gnade empfangen haben. In seinem Hirn mag so viel Wissen aufgehen, daß er nit genug Hände und nit genug Tage im Jahr haben kann, das Ersonnene auszuführen. Es mag für ihn ein großer Trost sein, alles zu wissen, keine Fragen stellen zu brauchen. Und ich möchte allerwegen fragen, weil ich gar nichts weiß. Wenn ich die Wunder der Natur bestaune, frag' ich mich, was das alles für Ziel und Zweck hat, warum das Schöne oft aus dem Häßlichen kommt und beides so wahrhaftig ist, daß ein Mensch darüber narrisch werden könnt'. Das Geringste und das Mächtigste ist von Gott mit gleicher Liebe geschaffen. Weinen könnt' ich, wenn ich mit meinem Stiftlein ohnmächtig davor steh' und kein' Anfang und kein Ende weiß. Da denk' ich mir, besser ist viel wissen wie Leonardo, als das Geringe zu Ende führen wie andere."

Dr. Schedel zog Albrecht zu sich heran, es war ihm ein Bedürfnis, diesem denkenden Knaben von seinem Wissen zu geben.

„Dem Gotteswunder nachzuforschen, ist ein Menschenleben allzu kurz. Was Gott in abertausend Jahren geschaffen hat, ist aus kleinen Anfängen entstanden. Da, wo jetzt festes Land ist, mag einmal ein großes Meer gewesen sein, das zeugen Steinabdrücke, die Korallen, Meerpflanzen und Tiere einschließen und auf Bergen gefunden werden, die vor abertausend Jahren einmal der Meeresgrund waren. Das zu erforschen, sind wir Menschen zu schwach. Es mag bei einer Sintflut das Meer seinen Boden zerrissen und die Berge herausgetrieben haben aus der Flut, so daß in der ganzen Natur eine Wandlung geschah. Durch den Einfluß der Sterne, wie die Astrologen uns deuten, sind neue Tiere entstanden, die am festen Lande leben konnten, aus denen mag der Mensch geworden sein!"

„Und Adam und Eva?“ fragte Dürer, aufgewühlt von der ihm unfaßlichen Entstehung der Erde und der Menschen. Dr. Schedel lächelte:

„Was die Philosophen und die Kirchengelehrten über die Entstehung des Weltgeistes, über Gott und Menschenseele und über die Märlein der Glaubensgeschichte streiten, ist alles noch unfertig. Tausende Gelehrte werden noch irren, ehe den frommguten Menschen ein klares Bild von der Schaffung der Welten, von Menschen und Tieren wird gezeigt werden können. Glaub' du nur dieweil an Adam und Eva, das waren gewiß die ersten Menschen, glaub' du nur an den Gott, der sie geschaffen hat aus Erde, das ist gewiß der größte und mächtigste Geist im Weltenall, in dem wir Grübler nur neugierige Mücklein sind. Es wird einmal die Wahrheit aufstehen, dann werden wir an die Deutung der Kirche nit mehr glauben brauchen. Darüber mögen noch tausend Jahre vergehen!“

„Ist es nit gottlos, die Wahrheit unserer heiligen Kirche anzuzweifeln?“ Albrechts Augen wurden immer größer.

„Gottlos ist nur, das Walten des Geistes anzuzweifeln, der alles erschaffen hat, was wir nit begreifen können. Was ein Menschenhirn ersonnen hat, ist allezeit ein Märlein, wer's anzweifelt, ist weder gottlos, noch rechtgläubig!“

„Und Jesus Christus?“ Entsetzt fragte es Albrecht; eine ungeheure Weite dehnte sich um ihn, in die er hineinstaunte.

„Er hat uns deutlich gelehrt, daß die Wahrheit Gottes unergründlich ist. Er ist der Sohn jenes Gottes, den uns die alten Religionsgründer personifiziert haben. Jesus hat ihn noch persönlicher gemacht, indem er als sein Sohn Mensch wurde, um uns zu zeigen, wie menschlich das Entstehen und Sterben, das Denken und das Leiden, und daß Gott allein der Geist ist, der das alles schafft, lenkt und vernichtet! Glaube nur an Christus, mein Junge, erschreck' dich nit, und jetzt wirst du es fühlen, wie furcht-

bar das Wissen ist. Es zerschlägt uns das Herkömmliche, wendet alles Große und Erhabene, was wir liebhaben, zu nüchternen Dingen. Das Vielwissen ist ein Abschiednehmen von Glauben und Freuden. Darum beneide den Leonardo nit, er ist ein Einsamer geworden. Grüble nit, glaube und freue dich über das, was ist. Nach anderem frage nit, es ist besser so für dich."

Michael Wolgemut war nicht wenig erstaunt über diese Weisheit, aber er ließ sich nicht anmerken, daß er über solche Dinge noch nie nachgedacht hatte. Etwas protzig mußte er sich aber machen, war er doch Nürnbergs größter Malermeister.

„Ich hab' auch einen Blick in das unbekannte Land tun wollen," sagte er polternd, „aber was hätte mir das genützt für mein Handwerk? Gott suchen heißt ein Ketzer sein, und die Stifter lassen ihre Altartafeln bei keinem Ketzer malen! So hab' ich alles Grübeln aufgegeben."

Lächelnd sah Dr. Schedel den Meister an. Ironisch sagte er:

„Es ist besser so. Ihr müßt für die dummen Menschen Werke schaffen, die alle verstehen, da ist das Grübeln von Übel. Nur wer die Erdenlast empfindet und begehrende Triebe in die Freiheit hinausführen will zum Reifen, der darf nach anderer Meinung nit fragen. Heut ist die Kunst nur den Gebresten der Menschenseele ein Trost, aber sie wird auch wieder zu tieferer Erfüllung kommen, wie zur Zeit der alten Griechenkultur, die hoch über der unseren stand. Ein neuer Geist strömt aus der Antike hervor, der Wissenschaft und Kunst der Schönheit zuführt, der Anbetung des Göttlichen in den Dingen, die uns erfüllen. Die Kunst baut schon in Welschland neue Tempel auf die zertrümmerten alten. Einmal haben Erzpriester in edelsteinbesetzten Gewändern, Diakone mit Räucherfaß und Weihwasser, schwarze Mönche mit Wachslichtern, Männer und Weiber in fanatischem Frohlocken die Tempel der alten Götter zerstört, im Namen des Christengottes. Diese Galiläer zerschlugen die vollkommenste

Kunst, die je ein Menschengeist schuf, und stellten in die heiligen Haine Dianas und Apollos das Kreuz, auf dem Christus für sie starb. Aus dem blutigen Kreuzzeichen ist die Kultur des Märtyrertums entstanden, die alle Freude am Leben verbot und tausend Jahre hindurch Kunst und Wissenschaft unterdrückt hat. Aus ihr ist eine dürftige, neue Kunst aufgestanden, die wieder anfangen mußte zu suchen. Wie arm ist sie geworden, wie schmerzensreich, und wie dunkel sind die Tiefen ihres Wissens. Die Pfaffen haben Schönheit und Gelahrtheit als Sünde ausgeschrien. Heut aber graben die Kühnen, den Bann der Kirche nit achtend, die toten Götter als Trümmer aus der Erde, und die Gelehrten forschen den großen Denkern nach, die jahrhundertelang verschollen waren. Der vom Schicksal Gebundene empfindet den Augenblick der Erlösung aus der Kirchengruft, er durchbricht die Zwänge und dunklen Engen, zündet die Fackel des Geistes an und erhellt die Zeit der steinernen und erzenen Schönheitsführer aus der alten Götterwelt. Eine neue, befreite Kunst steht auf und baut sich heidnische Tempel. Männer wie Botticelli, Cosimo, Verrocchio, Mantegna und Leonardo reißen die hierarchische Gotik nieder und machen die Antike wieder lebendig. Leben und Schönheit erwachen aus langem Schlafe, und wir Deutsche stehen dem allem fern, und teilnahmslos huldigen wir noch den Zerstörern der alten Kultur."

Schedel sprang von seinem Sitze auf, lief in der inneren Erbitterung durch die Werkstatt, gefolgt von den leuchtenden Blicken Albrechts, der durch diese Rede eine neue Sehnsucht nach Wissen in sich beleben fühlte. Aus seiner Angst vor den gottlosen Heiden wuchs eine mächtige Erkenntnis, die seinem Kunstverlangen neue Nahrung gab. Er wollte eine Frage stellen, Dr. Schedel aber las in seinen Augen die innere Wandlung, faßte ihn an den Schultern und rief:

„Knabe, du hast mich mit deinen Grübleraugen angerufen, daß ich also aus der Fassung geriet; in dir ist ein regerer Geist als in denen da," er wies auf die Gesel-

len, „du mußt einen weiteren Weg gehen. Es ist doch gut, wenn du nachgrübelst über die Rätsel des Weltgeistes. Lerne aus den Stichen Meister Mantegnas, sie werden dir viel mehr sagen als unsere Meister. Studiere die Antike, es wird sich dir ein Tor auftun, aus dem mehr Licht strömt, als unsere deutsche Kunst ahnt. In deiner Generation wird die Renaissance reifen. Wenn du dich frei machst von den hölzernen Heiligen und den Ketten Roms, kannst du noch ein großer Maler werden. Lerne erst das Handwerk, dann erhebe dich darüber hinaus. Lade erst die Mißgestalten der deutschen Kunst auf Tafeln ab, dann wird eine höhere Macht diese Menschengeschäfte aus dir tilgen, und das Genie wird in dir erwachen. Merke dir den Spruch: Die Natur ist das Reich, die Wahrheit sein Schirmherr, die Schönheit aber ist das Licht, in dem das Leben zur Vollendung reift."

Dieser Spruch gab dem jungen Dürer den Weg frei, den er suchte. Es war erstaunlich, wie rasch er, da er nun zur Befreiung der Kunst aufgerufen wurde, von einer inneren Bestimmung erfüllt, das Knabenhafte und Ängstliche abwarf. Von Dr. Schedel angeregt, vertiefte er sich in dessen Bücher der Wissenschaft, besuchte den Gelehrten, der ihm viele Kopien antiker Bildwerke zeigte und auf alle Fragen sichere Antwort wußte. Daß die Gesellen ihn darob verspotteten, beirrte ihn nicht. Mit unheimlichem Fleiße vergrub er sich in die Arbeit, die ihm die reinste Freude bereitete.

Über den mit schauluſtigen Menschen angefüllten Platz vor dem Rathause tanzte das leichte Flockentreiben des frühen Winters. Kreischender Lärm brandete aus der Flut der erregten Männer und Frauen empor zu den Fenstern der Häuser. Das Urteil über die betrügerischen Edelsteinjuden war gesprochen. Es lautete auf Verbannung aus der Stadt und fünfzig Meilen ihres Umkreises. Bei Todesstrafe ward ihnen das Betreten des Gebietes verboten für alle Zeit. Stadtbüttel sollten die Juden aus dem

Tore Nürnbergs auspeitschen. Alle Qualen der ‚peinlichen Frage' hatten die Unglücklichen schon durchgemacht, die ärgste sollte sich in dieser Stunde vollziehen. Des Volkes Wüten gegen die Betrüger durfte heute öffentlich ausarten. Von Sankt Sebaldus und vom Marktplatz her drängten sich die Menschen, jeder wollte die Juden höhnen. Die Stadtwächter hielten einen Raum vor den Rathausstufen frei, stießen die Bürger mit den Hellebarden zurück und machten die Gasse frei, durch die, von den Bütteln gepeitscht, die drei Verurteilten laufen mußten.

In den Tumult der Volksmenge schrillte die Rathausglocke, ein Trommler schlug einen Wirbel, die Büttel stellten sich auf die Stufen, erhoben ihre langen Lederpeitschen und harrten ihrer Opfer. Mit tausend gierig-lüsternen Augen starrte die Menschenmenge auf das Rathaustor, aus dem alsbald drei Juden mit entblößten Oberkörpern gestoßen wurden. Der erste Büttel, den sie passierten, hieb den ersten Peitschenhieb über die zitternden Leiber. Das Volk johlte. Niemand hörte die entsetzlichen Schmerzensschreie der Unglücklichen, die eilig durch die Gasse liefen, von den Bütteln unermüdlich gepeitscht, vom Volk beschimpft. Über den Marktplatz trieb der ungezügelte Rassenhaß die Opfer dem Neutor zu. Der Ausbruch entfesselter Wut gegen ein armes, rechtloses Volk, das in der Verfolgung menschenunwürdig behandelt wurde, konzentrierte sich auf die drei Opfer, die, des Betruges überwiesen, mit doppelter Strenge gerichtet wurden.

Der junge Dürer hatte seinen Vater gebeten, er war bei Dr. Johannes Pirkheimer, bei Hans Imhoff, bei Dr. Hartmann Schedel gewesen, um zu bitten, daß Judiths Vater milder bestraft werde. Aber es gab kein Erbarmen bei den Schöffen, keine Fürsprache half, der grausame Spruch erfüllte sich auch an Squarro; denn er war ja derjenige, der den alten Dürer trotzig und übelwollend zum Reinigungseid getrieben hatte, also noch die Schuld der Verleumdung trug. So sah Albrecht die armen Opfer

der Gerechtsame durch die Gassen treiben, der Wut des Volkes preisgegeben.

„Jesus!“ stöhnte er, „siehst du die bösen Menschen nit? Hast du kein Erbarmen?“

Er lief durch die offene Menschengasse, er wollte aus der Stadt zum Fürlegerhause, um Judith zu suchen und ihr den Greuel dieses Anblickes ersparen. Die Stadtknechte schimpften über ihn, er aber lief, mehr gehetzt von seinem guten Herzen als die armen Opfer von den blutrünstigen Bütteln. Vor dem Neutor staute sich die Menge, er drängte sich durch und lief über die Brücke auf die Landstraße, wo neue Volkshaufen die Gepeitschten erwarteten. Sein Auge suchte über die Wiese dahin, um das Mauthaus herum, seine Blicke stachen suchend durch die Menschenmauern. Seine Seele zitterte in Angst um Judith.

Endlich sah er sie mit der Fürleger-Kathi über die Wiese kommen. Er lief zu ihr und führte sie wieder nach St. Johannis zurück. Sie wollte den Vater erwarten, aber Albrecht sprach in seiner Angst die erste Lüge, er sagte ihr, daß der Vater nicht also bestraft würde wie die anderen. Und Judith glaubte ihm, ließ sich willig in den Fürlegergarten führen, und dort hoffte er sie am sichersten festzuhalten, indem er begann, von ihr ein Konterfei zu zeichnen. Die junge Eitelkeit Judiths gab befriedigt dem Drängen nach, und so wurde sie daran gehindert, das grausame Schauspiel der Auspeitschung ihres Vaters anzusehen.

Albrecht aber war diesmal nicht bei der Arbeit. Seine Gedanken über das Unglück Daniel Squarros beschäftigten ihn viel mehr, er dachte an das Schicksal dieses Mannes, der nun heimatlos war und auf fremder Scholle ein neues Leben beginnen mußte. Sah er die hold erblühte Schönheit Judiths vor sich, die fortan in der weiten Welt werde irren müssen, da liefen ihm die Tränen aus den Augen, und er legte den Silberstift beiseite. Er dachte an die Worte Dr. Schedels, wie Priester in edelstein-

besetzten Ornaten, Mönche, Männer und Weiber die alten heidnischen Kunstwerke zerschlugen, weil sie nicht dem Christengotte zu Ehren geschaffen waren. Das Unrecht, wie er meinte, das den Juden geschehen war, die wegen falscher Steine solche Demütigung erfahren mußten, kam ihm ebenso unwürdig vor wie das Unrecht, das den antiken Marmorwerken geschah. Er dachte, wie eine harmlose Verlockung oft die Triebfeder sei, einen guten, reinen Menschen im Angesicht des Bösen zum Fall zu bringen. Diese Erkenntnis nagte an den Gefühlsfäden des jungen Dürer, der davor erschauerte, wie leicht die Sünde ein Verführer des Frömmsten sein kann, und wie schwer der es zu büßen habe in der irdischen Gerechtsamkeit. Ihm widerstrebte jedes Unrecht, er dachte an Margarete, die unter der Demütigung der bösen Barbara zusammenbrach und seitdem, vom Haß getrieben, ihre Verfolgerin verachtete. So verachtete nun Albrecht den Spruch der Richter, der so unbarmherzig die Opfer in die Welt trieb. Ein Abscheu vor den bösen Menschen erfüllte ihn, sein geistiges Auge sah in diesem Augenblick die apokalyptischen Reiter, so wie sie der heilige Johannes geoffenbart hatte, über die Saat des Antichristen stampfen; das brachte ihm sein Gleichgewicht wieder.

Er sprang auf, voller Mitleid griffen seine Hände nach dem Kopfe Juditths, er küßte ihre Augen, ihren Mund, stammelte einige tränenerstickte Abschiedsworte und lief davon; er konnte den Anblick dieses schönen und nun so unglücklichen Geschöpfes nicht mehr ertragen.

Barbara Tucherin war mit ihrer Freundin Elisabeth Welserin nach Augsburg geritten, um dort ihre Ausstattung zu wählen. Der Winter war strenge, die Patrizier Augsburgs veranstalteten einen Mummenschanz am Eise, zu dem die angesehene Tucherin geladen wurde. Bei einem Eistanze, den sie aufführte, um ihre geübte Kunst zu weisen, fiel sie so jäh nieder, daß sie sich einen Drehbruch des Beines zuzog.

So lag seit Wochen die Braut Hans Hirschvogels am Schmerzenslager und konnte nicht nach Nürnberg zurück. Und Hans? Wie gering war sein Empfinden für seine Braut, als sie ihm von ihrem Unglück schrieb. Er hatte kein Mitleid mit ihr, weil sie keines mit Margarete besaß. Er liebte sie nicht.

Zur gleichen Stunde brachte ihm Heinz Prim ein versiegeltes Schreiben von Margarete.

„Item, es gibt Wunder, die Gott schickt", jubelte er, als er zum Fenster eilte, den Brief aufbrach und las. Das Wunder, das er erwartete, war Frauenlogik und schlaue Berechnung eines gedemütigten Weibes, das sich an der Nebenbuhlerin durch die völlige Hingabe ihrer Liebe an den gemeinsam Geliebten rächen wollte. Und Margarete spann ihre List in den poetischen Brief hinein:

„Mein Himmel ist ohne Licht. Seit Deine Augen mich nit sehen, zähle ich alle Stunden schlafloser Nächte; so fehlt mir keine einzige, in der Dein geliebtes Bild nit in meiner Seele stünde. Frage ich Dein Bild, ob auch Du in den vielen Stunden an mich denkst, so nickt es mir lächelnd zu. Item, so bist Du bei mir, und ich bin bei Dir Tag und Nacht. Ob ich im Garten steh' im Flügelkleide, ob ich im Hemdlein liege im stillen Bett, Du bist bei mir und herzest mich, mein Geliebter! Wenn das Deine hochmütige Barbara wissen tät', sie ließ' mich ganz nackend auf den Pranger stellen!

Wer kann mir die Lieb' zu Dir aus dem Herzen reißen? Nur Du! Ich aber hab' in Deiner Seele gelesen, daß Du das nimmer tun könntest! Und so will ich Dein sein, allezeit in Treue, mit Leib und Seele. Wenn Du die andere als Ehgemahl heimführst, da weiß ich, daß Du ihr kein Recht an Dein Herz gibst. Das Glück aber sollst Du bei mir finden. Hans, mein Hans, so rachesüchtig kann ich sein für einen einzigen Peitschenhieb der bösen Barbara.

Dir gehe ich entgegen über die Wiesen. Mit zitternden Füßen gehe ich Dir allabendlich entgegen; mit feuchten Augen kehre ich allein wieder heim. Ich stehe beim

Fenster und zähle die Sterne, jede Nacht tausend. Wieviel tausend Sterne gibt es denn für ein einsames Herze? Und jeder spricht von Dir! Knie ich vor meinem Bettlein im Gebet, dann kommst Du geflogen. Ich kann Dich aber nit greifen, nit halsen. Da wogt mein Busen, pocht mein Herz, und es ist mir so wohl, so weh! Du siehst mich an, wenn ich mein Gewand abstreife. Du siehst mich an, und dann tanze ich für Dich, für Dich allein. Da gaukelt ein heidnisches Trugmärlein durch meine einsame Stube. In der Ecke sitzt ein boshaftes Weiblein und kichert. Zum Fenster herein fliegen alle Sterne und tanzen mit mir. Und Du siehst mich an mit neugierigen Augen, weil Du mich so närrisch, so hüllenlos nie noch hast tanzen sehen. Erschrickst wohl gar und schauderst zusammen, wenn das alte Hutzlweiblein im Winkel kichert: ‚Rache, Rache!'

Wir brauchen der Worte nit. Die Lilie, die uns so rein und weiß erblühte, hat ein hochmütiges Weib, das herrisch nach dir griff, vom Stengel gepeitscht. Sie liegt im Blute. Rot wie die Flamme. Ein Rosenstrauch im Mohnfeld. Und ich lache. Ich lache über das Rot, das die Liebe färbt. Ich lache über das Lilienweiß, das dahin ist. Ich lache, weil ich Dein bin. Dein für alle Ewigkeit, und daß ich Dich im Arme halte und Dir das Glück geben kann, was die andere nit vermag.

Und gehe ich heut abend allein über die Wiese durch den Schnee, da will ich eilen, weiß ich doch, daß einer kommt, der mich heimführt zum Tanze über das rote, rote Feld der Liebe in die Versunkenheit hinein. Die Schneespur, die wir treten wollen, soll ein Weglein werden zu unserem Glück. Das Weiblein im Winkel soll nur kichern!"

Kein Poet der Welt vermag so ein Lied zu singen, wie das Elflein von St. Johannis es getan in diesem listigen Briefe. Wenn eine Stumme also spricht, erzittert das ganze Herz des Lauschers. Wieviel Worte mögen aufgespeichert sein in dem Schrein ihrer Liebe, da sie sie nicht sprechen kann! Sie mögen stürmisch pochen an Pforten, die sich ihnen nie öffnen konnten. Und jetzt zieht ein

jedes Wort aus, mit der Leuchte in der Hand, mit lachender Gebärde, und springt über die Blumen, die da blühen im Garten der Unschuld. Es ist wunderlich, daß nie gesungene Klänge größere Harmonie haben als Lieder, die auf allen Lauten zu spielen sind. Ach ja, es gibt Worte, die lange, lange stumm schliefen und erst erwachen im Leide. Sie weinen lustige Tränen und lachen verschwiegenen Schmerz.

In dem Herzen Hans Hirschvogels stieg eine so heiße Sehnsucht auf, wie in einem Brande die Glut. Er hatte alles andere vergessen, was sonst und gestern gewesen ist.

Weit, in der fremden Stadt stöhnte eine Braut in Schmerzen, und ihre Seele verschmachtete. Keiner dachte an sie . . .

Der Abend strahlte purpurn. Über der Wiese lag flockiger Schnee, eine Decke so weiß wie Lilienblüten. Darüber wurde der Himmel tiefblau. Flimmernde Sternentrauben hingen in die Traumwelt hinein. In die Welt, die nur ein liebend Herz erschaut, in der die Sehnsuchten und die Erfüllungen taumeln. Über die glatte Schneefläche lief ein Zickzack von trunkenen Fußspuren. Neben den Spuren der Frauenfüße taumelten die Spuren von Männerfüßen zum Hause und traten das Weglein aus, das zum Glück führt. Das Haus lag stumm und still. Unter dem Dache in der warmen Stube stöhnte es leise, und es zitterten darinnen heiße, sinnverwirrende Küsse. Die Sterne sahen durchs Fenster herein und lauschten. Das Weiblein in der dunklen Ecke kicherte: „Rache, Rache!“ Klingender Goldfunkenglanz sprang aus den Locken, die sich im Neigen und Schmiegen in suchende Arme verirrten.

Im Sternenlicht leuchtete wie Marmor ein schmiegsamer Leib. Zierlich trippelten zwei Füßlein im Tanz für den Liebsten. Versunken in lachendem Schweigen preßten sich Mund auf Mund. Rote Gluten, Rosen und Mohn, flammten in lockenden Garben.

Heiß war die Nacht, und weiße Flocken formten doch eisige Blumen an die Scheiben der Fenster. Kein Sternlein mehr sah das Glück, das in trunkenen Sinnen erzitterte ...

Das alte Weiblein im Winkel kicherte die ganze Nacht: „Rache ist süß! Jüngling, du wirst es bereuen!“

Abend für Abend führte das Weglein im Schnee zum Hause des Glückes. Der Wind hat's am Morgen immer wieder verweht, bis der liebliche Lenz kam — und — Barbara heimwärtsritt.

Ein demütig frommes, gewohnheitsgetreues Kreuzweggehen hub am Karfreitag an. Bürger und Bürgerinnen mit ihren Kindern schritten in feierlicher Prozession von Station zu Station der sieben Fälle Christi, die Nürnbergs Steinmetzmeister Adam Kraft nach den Plänen des Stifters Martin Ketzel gemeißelt hatte. In großer Einfachheit von ergreifender Wirkung hatte der Steinmetz den Weg Christi auf sein Golgatha dargestellt. So natürlich wirkten die Bewegungen der Figuren und der Ausdruck der Gesichter, daß die Nürenberger, die den eben vollendeten Kalvarienberg das erstemal sahen, vermeinten, das erschütternde Drama in Wirklichkeit vor sich zu sehen. So wehte auch eine empfundene Passionsstimmung den Kreuzweg entlang, gegen den Friedhof St. Johannis zu.

Frau Barbara Dürerin schritt andächtig von Station zu Station, eifrig betend. Sie trug ihren Jüngsten, den strampelnden Endres, am Arme, er wollte so weit nicht laufen, war erst drei Jahre alt. Hans schritt links neben ihr, und Albrecht rechts. Hans war schon mächtig aufgeschossen, Albrecht viel größer als seine Mutter, er hatte die Lehrzeit bei Wolgemut beinahe beendet. Frau Dürerin erzählte ihren Söhnen von Christus in Emmaus, als sie am Wegrain eine Weile rasteten. Hans aber fiel ihr ins Wort:

„Albrecht hat mir gesagt, daß die zwei Apostel, die über die Felder schritten, nit an Christus glauben wollten ...“

„Schweig, dummer Bub!“ fiel ihm die Mutter ins Wort. „Wohl haben die beiden an Christus geglaubt, wußten aber nit, wer der Fremde war, der zu ihnen trat. Der legte so klug die Lehren Jesu aus, daß die beiden darob erstaunten und ihn baten: ‚Bleibe bei uns, denn es will Abend werden!‘“

Mit starren Augen sah Albrecht in den Himmel hinauf, als verstünde er der Mutter Kirchenweisheit nicht. Sie sah seinem Blicke nach und zitterte leise. Längst merkte sie, wie wenig Albrecht an den Gebeten teilnahm, daß er nur die Kunst Adam Krafts bestaunte, sie mit kritischen Blicken betrachtete und auf das Beten vergaß. Was ging mit ihrem so frommen Sohne vor? Verträumt, in Grübelei versponnen, der Gegenwart wie entrückt, schritt er von Stationstafel zu Stationstafel. Die Mutter wagte es nicht, ihn zu mahnen, daß der Prozessionsgang dem Auferstehungstage, nicht aber der Kunst zuliebe gegangen werde. Seufzend erzählte sie weiter:

„Da kamen die drei ins Dorf, Emmaus genannt. Als sie bei Tische saßen, nahm der Fremde das Brot, brach und segnete es und gab den anderen ein Stück davon. Nun erkannten die Apostel ihren Herrn und Heiland Jesus Christus, der wieder zu ihnen auf die Erde gekommen war. — Kniet nieder, Kinder, hört, wie die Glocken von den Türmen klingen, sie verkünden seine Auferstehung. Betet, betet!“

Mit aufgehobenen Händen kniete Frau Barbara beim Klang der Osterglocken und betete laut. Auch Hans hob die Hände hoch empor und sprach der Mutter Gebet nach. Albrecht aber blieb versonnen stehen und dachte: „So wie die Apostel in Emmaus, vergessen auch heut die Priester und der Papst den Herrn Jesus. Wenigen lebt er so im Herzen, daß sie ihn allezeit erkennen. Auch heut müssen die Menschen durch die Kunst Adam Krafts gemahnt werden, wieviel Liebe Jesus für die Menschheit empfinden mußte, da er für sie das Kreuz auf sein Golgatha trug. War alles umsonst. Ist das Fest vorbei, so treiben's die Leute wie zuvor, weil sie den Heiland nit kennen.“

Erstaunt sah die Mutter, daß Albrecht nicht niederkniete und nicht laut betete. Mahnend rief sie ihn an:

„Albrecht, sei demütig vor dem Herrn Jesus, er wird sich abwenden von dir. Knie nieder und bete!“

Zögernd folgte der große Sohn. Als er aufstand, sprach er feierlich:

„Mutter, meine Frömmigkeit wurzelt tiefer als im Niederknien und lauten Beten. Ich seh' den Leidensgang Christi so klar vor mir, daß ich ihn malen könnt', wie er war. Aber hilft das den hochmütigen Menschen? Sehet hin, wie sie sich verstellen vor den Tafeln des Adam Kraft, der mit ganzem Herzen die Leiden des Erlösers empfunden und gemeißelt hat. Die Menschen müssen innerlich so fromm werden, daß sie die Bilder nit brauchen. So aber sind sie mit verschlossenem Herzen und ohne Nächstenliebe. Da denk' ich mir, daß die alten Heiden besser waren. Sie liebten ihre Götter wegen ihrer Schönheit.“

Von Schreck und Angst gepeinigt, den Sinn der Worte ihres Sohnes nicht erfassend, schluchzte die Mutter auf und griff nach dem Arme Albrechts.

„Jesus, Bub! Wirst mir doch dem Heidentum nit verfallen? Keine ruhige Stund' hätt' ich mehr in meinem Leben. O Jesus! Zu was ist ein Maler denn sonst da, als den Leidensweg den Frommen vorzumalen? Wie ein Bischof könntest du zu den armen Sündern reden in deiner Kunst, und jetzt willst du ein Heide werden und ein Ketzer.“

Albrecht senkte seine Blicke zur Erde, er empfand, daß er zu weit gegangen, und daß seine Mutter ihm nicht folgen konnte.

„Mutter!“ sprach er ernst, „ich bin kein Heide und kein Ketzer! Das Nur-Mitleid-Haben mit dem Leidensgang des Erlösers ist ketzerisch. Sieht der Fromme den lieben Christus nur heilig, weil er hat müssen am Kreuze sterben, das wär' so, als ob wir eine Blume nur schön fänden, wenn sie ein Menschenfuß zertreten hat. Es ist vermessen, das Göttliche mit menschlichen Gefühlen zu

erwägen. Anbeten müssen wir Gott und erkennen, warum er seinen Sohn hat Mensch werden lassen. Papst und Kirche sind in Sünde verfallen, und das Liebeswerk Christi ist ein unverstanden Ding geblieben. Das hab' ich damals erlebt, da die Ratsbüttel die armen Edelsteinjuden blutig aus der Stadt peitschen mußten. Das ist keine Nächstenliebe, das ist ein ewiges Kreuzigen der Gottesschöpfungen, über die kein irdischer Richter also urteilen darf. Gott ist nit rachsüchtig, er ist barmherzig, er ist die Liebe. Darum, Mutter, weiß ich, daß Gott seinen Sohn hat Mensch werden lassen, um darzutun, wie duldsam und voller Liebe der Mensch sein soll, um Gott wohlgefällig zu werden."

Die geängstigte Mutter bekreuzte sich und stöhnte:

„Lieber Gott, vergib dem verirrten Sohne diese Sünde!"

Albrecht aber sprach in seinem Erkenntniseifer weiter:

„Bei Wilibald hab' ich die Offenbarungen des heiligen Johannes gelesen. Was Johannes vorausgesagt hat, ist Kampf und Vernichtung des Antichristen. Der Antichrist ist das vermeinte Recht zum Bösen im Menschen, das sich Gesetze schafft, um wüst über die Qualen der Gepeinigten und Rechtlosen zu stampfen, wie sie es mit den Juden getan haben — —"

„Jesus, Junge! Das waren doch Betrüger!" schrie Frau Barbara auf.

„Sie haben gesündiget, gewiß! Aber hat ein Mensch das Recht, darüber so unbarmherzig zu richten? Hat er der Strafe Gottes vorzugreifen? Das ist der Antichrist im Menschen, der Gottes Schöpfung so grausam verstümmelt. Ich seh' in den Offenbarungen Johannis unsere Zeit widerspiegeln. Papst und Kaiser morden und brennen, wie damals der römische Kaiser die Christen wilden Tieren hat vorwerfen lassen und sie als lebendige Fackeln verbrannte. Erschrick nit so, Mutter! was ich sag', ist die lauterste Wahrheit. Die ‚Apokalypse' will ich der gepeinigten Christenheit darstellen, wie Adam Kraft den gepeinigten Christus am Kreuzweg dargestellt hat."

„Jesus, mein Junge!“ schrie in ihrer Hilflosigkeit die Mutter Albrechts auf, „was spricht aus dir für ein böser Geist? Deine fromme Mutter versteht dich ja gar nimmer! Wie kann der Papst oder der Kaiser der Antichrist sein? Du hast doch nit etwan am heiligen Auferstehungstage Wein getrunken?“

Mitleidig sah Albrecht seine fromme Mutter an. Seine Begeisterung für die „Apokalypse“ hatte sie erschreckt, sie verstand ihn nicht. Sie erblickte die Religion in den Fesseln, in die sie die Kirche einengte, nicht aber in der Befreiung durch Liebe.

„Mutter,“ sagte Albrecht, von mitleidigem Gefühl erfüllt, „verzeihet mir, wenn ich Euch Dinge sagte, die Ihr nit verstehen könnt. Ich bin kein Kindlein mehr, das ein Gebet nachplappert, wie's ihm die Mutter vorsagt. Die Zeit stellt mich dahin, wo ich stehen muß. Die Kunst soll eine Festfreude für meine Seele sein.“

Gelehrtes und Gehörtes von Dr. Schedel und seinem Freunde Wilibald gärte im Sinne Albrechts; das ergreifende Wissen und unklare Ahnen wirbelten ihm Bilder vor, die er nicht deuten, nur fühlen konnte. Einmal dachte er nach, wie der Gottessohn als Mensch denken mochte, ob ihm Ängste und Kümmernisse etwas anhaben, ob er lachen und weinen konnte. Er dachte darüber nach, wie Gott sich im Schaffen abmühe, jeder Blume die Farbe, jedem Käfer die Flügel zu geben, und wie viele solcher winzigen Schöpfungen er stündlich fertigbringe, stündlich wecken und sterben lasse. Dann: wenn Gott das alles allein fertigbringen wollte, müßte er eine unendliche Gestalt mit Millionen Händen haben. Er aber mag nur den Gedanken schaffen, und Millionen Geister arbeiten für ihn. Was sind aber diese Geister? Die mußte er ja auch erschaffen haben? Sind es Seelen, die in jedem Keime, ob Blume, Tier oder Mensch, sich selbst ein Gehäuse bauen, in dem sie leben können? Dr. Schedel sagte, die Seelen seien unsterblich, verlassen beim Sterben des Menschen ihre Hülle und bauen sich eine andere. Dann sind sie ein Teil von Gott.

Albrecht sah die verängstigte Mutter plötzlich in ihrer überfrommen Not sich vor das Bild des Gekreuzigten an der letzten Station des Kalvarienberges niederwerfen und hörte sie schluchzen:

„Sie haben dich gelästert, lieber Jesus, dich verhöhnt und ans Kreuz geschlagen. Sie haben dir zugerufen: ‚Bist du Gottes Sohn, so hilf dir selber!‘ Du hast stumm geduldet; vor deinem Vater im Himmel hast du die bösen Menschen verteidigt: ‚Herr, vergib ihnen, denn sie wissen nit, was sie tun!‘ Schau' auch auf mich herab, du gekreuzigter Heiland, ich heb' meine Hände zu dir auf und bitte dich: Jesus, vergib meinem Sohne, denn er weiß nit, was er spricht!“

Da war sich der junge Dürer klar darüber, daß es in den Ideen des Menschen Formen und Farben gebe, die Lichtkeime ersticken und Schatten auftürmen. Was dem einen Glück dünkt, ist für den anderen Unheil. Er nahm sich vor, nie wieder seine Gedankenwelt vor solchen auszudeuten, die sie nicht verstehen können. In seiner Kümmernis schlich er sich davon. Er wußte jetzt, daß er mit der in Gottesfurcht eingeengten Seele seiner Mutter werde einen Kampf zu bestehen haben. Aber er ließ sich nicht beirren, sein hellfunkelndes Auge sah zum Himmel empor, und er dachte: In meinem Willen ist junge Kraft, ich will es der Blumenseele gleichtun und in mir ein Gehäuse voller Schönheit erbauen.

Im Tucherhause wurde zur Hochzeit gerüstet. Über ein Jahr wurde diese Feier hinausgeschoben seit dem Verspruch; Hirschvogel hatte sich diese Bedenkzeit erbeten, jetzt durfte er nicht mehr trotzen. Hundert Hände waren geschäftig am Ausbau des neuen Hausstandes tätig. Der alte Tucher ließ sich nicht spotten. Aus seinem Handelshause in Venedig ließ er Schätze orientalischer Zier- und Webekunst nach Nürnberg bringen, sein protziger Krämergeist wollte es einem Fürsten gleichtun. Für die heimische Kunst hatte er aber nichts übrig, es war nicht Sitte,

die Wände mit Bildern zu zieren; geschnitzte Holztäfelungen mit breiten Simsen, auf die Kupfer- und Zinnkannen und Zierwerk gestellt werden konnte, entsprachen dem vornehmsten Geschmack.

In ihrer reich mit Teppichen behangenen und belegten Kemenate stand Barbara, die Braut, am Erkerfenster. Sie hatte die Fensterluke geöffnet und sah hinab auf das Treiben des Marktes. Ihre Augen waren nach der Straßenöffnung gerichtet, von wo gewöhnlich Hans Hirschvogel einbog, wenn er sie besuchte. Die Veränderung, die sich in ihrem Bräutigam vollzogen hatte, seit sie nach Augsburg ritt und dort so viele Wochen am Schmerzenslager verbringen mußte, hatte sie besorgt gemacht. Sie dachte an den natürlichen Liebreiz Margaretens, an ihre Schönheit und Zierlichkeit, an ihren graziösen Tanz und ihre Sinnlichkeit. Barbara wußte, wie sehr ihr Bräutigam sich sträubte, von dem schönen Mädchen zu lassen, sie wußte, wie er seinen Vater beschwor, ihn nicht zur Ehe mit Barbara zu zwingen, und wußte, daß der Ehrgeiz ihres und seines Vaters von dem Verlöbnis nicht abließ. Wie schwer sich Hans fügte, ahnte die hochmütige Braut. Sie fühlte aber nicht, daß Hans und Margarete im sinnlichen Taumel eines wurden, daß es der Stummen Rache war, Herz und Seele des Bräutigams von der ihm aufgezwungenen Braut zu reißen und an sich zu ketten. Barbara wußte nicht, daß die Stumme in ihrer uneigennützigen, tiefinnerlichen Liebe, die weder Schande noch Schmach fürchtete, ein Liebespfand von ihrem Herzliebsten unter ihrem Herzen trug, in das sie ihre Seele gießen wollte, das ihr das einsame Leben zu einem freudenvollen gestalten sollte.

Ein plötzliches Zittern im Zorn der Eifersucht überfiel Barbara, als das herrliche Geschöpf mit all seiner sinnlichen Grazie vor den Augen ihrer Seele stand, im dünnen Flatterkleide, das ihre Schönheit hindurchschimmern ließ.

„Könnt' ich sie töten!" stöhnte sie in eifersüchtigem Haß.

Sie empfand es schmerzlich, daß Hans sie seit ihrer Rückkunft von Augsburg kühl behandelte. Sein frisches, lebhaftes Wesen war launenhaft geworden. Kaum, daß er sie mit einem raschen Blick ansah. War er mit ihr allein, so suchte er auf gelehrte Gespräche zu kommen, von Liebe aber sprach er kein Wort. Traumverloren gingen seine Blicke über sie hinweg in die Ferne, und sie wußte, daß er Margarete sah, an sie dachte und sich nach ihr sehnte.

„Ich gebe dich nit frei, mein lieber Hans," stöhnte sie auf, „dich will ich festhalten, keine Macht der Welt soll mich von dir trennen! Du bist mir der Liebste. Wir wollen sehn, wer die Stärkere ist, ich, die Tochter des stolzen Tucher, oder die stumme Dirne, die nichts hat als eine schöne Larve. Armer Narr!"

Als sie den, an den sie dachte, langsam über die Straße kommen sah, in sich gekehrt, als ginge er den schwersten Gang, schlug sie die Fensterluke zu, lief zum Spiegel, sich Haar und Geschmeide ordnend, und setzte sich dann aufgeregt zu ihrem Stickrahmen in die Erkernische. Ihre Finger aber waren so frostig steif, daß sie die Nadel nicht führen konnte. Sie atmete tief auf, als Hans eintrat. Er sah sie freundlich, aber kühl an, griff nach ihrer Hand, die er an seine Lippen zog, und erkundigte sich nach ihrem Befinden.

„Meine Beinschmerzen sind dahin, aber an anderem leide ich viel mehr. Was ist dir widerfahren, lieber Hans, daß du also traurige Miene machst? Denkst du nur immer an deine Gelehrsamkeit, weil dein Blick gar so verträumt ist? Ist sie dir mehr denn ich?"

Sie wollte es recht innig sagen, aber spitzfindig drangen die Worte in die Seele Hirschvogels hinein, wie Rutenhiebe und scharfe Pfeile.

„Wohl denke ich an sie," sagte er kühl, „aber sie ist mir kein Trost mehr. Ich lese aus Petrarcas Liedern nur die Schwermut heraus. Ach, könnt' ich frohen Mutes den Zauber der Poesie in mich einströmen lassen, aber ich

bin allzu nüchtern geworden in der Zeit. Hab' nur Geduld mit mir, Barbara, alles Neue fasset mich mit harten Händen an."

Barbara zuckte leicht zusammen, seine Stimme klang so wundervoll, sie war es eigentlich gewesen, die sie so zu ihm zog. Sie schmiegte sich zärtlich werbend an ihn, legte vertraut ihren Arm um seinen Nacken. Ihn fröstelte bei dieser Zärtlichkeit; wie anders empfand er die Weibesnähe bei Margarete.

Ohne ihr Entgegenkommen zu fühlen, ließ er sich geduldig an ihren Busen pressen. Und bei dieser kühlen Ablehnung durchrieselte sie wieder der Zorn. Sie stieß ihn plötzlich von sich, da er ihre Zärtlichkeit nicht erwiderte, und klagte:

„Verschmähst du mich so? Hans, lieber Hans, in kurzer Frist soll unsere Hochzeit sein?"

„Unsere Hochzeit, ja, in kurzer Frist, in ein paar Tagen schon!" sagte er so bekümmert, als gelte es, Abschied zu nehmen vom Liebsten, das er hatte.

„Hans!" schrie Barbara zornig auf, „bin ich dir nit gut genug? Hast du immer noch die Dirne im Sinn?"

„Sie ist keine Dirne! Sie ist der klare Quell, aus dem alles Schöne fließt. Schmähe die Arme nit, Barbara. Dein Peitschenhieb hat sie gedemütigt genug!"

Böse traf ihn ihr Blick und kalt. Höhnisch lachte sie, dann aber stieß sie den Fuß heftig auf und sagte verbittert und hartherzig:

„Dir ist sie ein Quell der Schönheit, mir ein Quell aller Sinnenfreude und Laster!"

Hans zuckte zusammen, wich einen Schritt von der Zornigen zurück. Wie ein trüber Nebel lag es vor seinen Sinnen. Ein Quell aller Laster! Das schwere Wort! War es wahr? Ergab sich ihm das schöne Wesen in den heißen Stunden sinnlicher Liebe lasterhaft? War es so, wenn sie in seinen Armen lag und die Glut seiner Lippen einsog? Nein — nein, sie blieb keusch und rein auch in der Sünde, sie war heilig fromm auch im

Taumel der Luſt. Mächtig pochte ſein Herz. Hat nicht er ſie verführt? Hatte nicht er ſie an ſich geriſſen in der Stunde der Angſt, ſie verlieren zu müſſen? Ihre Liebe war ſtark und opferwillig, ihre Liebe war heilig, nicht laſterhaft.

Barbara ſah ihn ringen; hochmütig ſagte ſie:

„Es iſt mir nit angenehm, wenn du wie ein geprügelter Knabe meine Zärtlichkeiten hinnimmſt. Hat dir's etwan beſſer gefallen, da die Stumme unzüchtig und halbnackend vor dir tanzte? Was iſt an ihr? Sie iſt keine Patrizierin, keine Ehrbare; wie ein Flatterding ſpielt ſie mit deinen Sinnen. Ich aber bin des reichſten Kaufherrn Tochter, hochangeſehen im Reiche, wie eine Prinzeſſin. Iſt dir das nit mehr wert als eitler Flitterkram, den kein Patrizier beachten darf?"

„Ich ſuche nit Reichtum, er macht nit glücklich. Ich ſuche Seele und Herz, die ohne Zwang und ohne Hoffart ſich geben, wie die Blume im Abendtau dem Sonnengold. Mein Gemüt iſt liederfroh, und Poeſie iſt meiner Sehnſucht Freude."

„Herz und Seele", ſagte ſie lauernd, zwang ſich zu ſüßem Lächeln und flüſterte: „Suche ſie doch in mir! Haſt du dich je bemüht, aus meiner Seele eine weiche Sprache zu locken? Glaubſt du, ich lebe ohne Poeſie dahin wie eine goldene Statue?"

Er ſah ſie lange an, ſah das Wetterleuchten in ihren grauen Augen, ſah das ſteinerne Lächeln auf ihren ſchmalen Lippen, ihn ſchauerte vor dieſer Hochmütigen.

„Wie ein Demantſtein ſo hart und gleißend iſt deine Seele. Kalt und klanglos dein Herz. Ich ſuche und ſuche — und kann nit finden in dir, nach was mich's verlangt. Es mag in dir ja alles ſein, was ein Weib haben ſoll, es wird ſich auch zeigen mit der Zeit, aber gefunden hab' ich nur das, was mich nit entflammen kann für dich. Du weißt es ja, ich hab' um deine Liebe nit geworben, der Spruch der Väter hat uns zuſammengetan, wir müſſen's ertragen."

Barbaras lauernder Blick flammte auf, aber sie ließ sich nicht aus ihrer scheinbaren Ruhe bringen. Schmachtend kam sie ihm näher, wieder legte sie ihren Arm um seinen Hals und preßte sich an ihn. Lüstern, als übe sie eine Rolle, flüsterte sie süß wie in Demut versonnen:

„Wenn der Abend kommt, da seh' ich den Purpur am Himmel mit dem Sonnengold verschmelzen, da denk' ich mir, so verschmilzt meine Liebe mit der deinen, Hans. Ich möchte die Arme erheben zu der Himmelsschönheit und beten. Und stehen die Sterne wie leuchtende Küsse auf hochgewölbtem Himmelsmunde, da schleich' ich aus meinem Bett zum Fenster und seh' mir das Leuchten der Liebe an. Ich denke, so wird von deinen Lippen der Liebesfunken springen auf die meinen, wenn in der heiligen Nacht der Hochzeit mein Arm sich um deinen Nacken legen will wie ein schimmernder Mondstrahl. Wach' ich aber am Morgen auf, dann weicht die Poesie, denn ich weiß, daß du kommen wirst, kalt und herzlos, und kein Kuß, kein liebendes Wort will mich trösten."

Hans horchte auf. War das ihre Stimme, die so weich, so voller Zärtlichkeit sang? War das ihre Seele, die wie eine Zauberblume aus harter Knospe quoll? So viel Poesie lebte in dem stolzen Weibe, und er hatte sie nicht gefühlt? Fassungslos und trunken von der süßseligen Minute zog er Barbara an seine Brust und küßte sie zum ersten Male.

„Jetzt hab' ich deine Seele klingen hören. Es war so schön — so schön wie Blumenträume in der Sommernacht. Sprich weiter, Barbara, berausche mich — —"

Auflachend stieß sie ihn aus ihren Armen, die Augen funkten zornig auf, die Lippen preßten sich wütend zusammen, erregt rief sie aus:

„Das also ist dir hold zu hören? Ein Schmachttuch soll ich sein, an dem du deine Lippen wischest. Solch ein Dirnenspiel sollt' ich üben, um dein Herz zu gewinnen? Verlangst du auch, daß ich vor dir tanze? Das hast du wohl von der Teufelin im Flatterkleid? Kannst du das

ehrliche, stolze Wort der Weibesliebe nit ertragen? Muß es in Rosenrot, in Himmelsblau, in Sternenglast und im Tränenstrom der Rührung einherschwimmen? Meine Liebe ist anders geartet. Daß ich so sein könnte, wie du es ersehnst, das hast du jetzt erfahren. Ich gebe mich dir als Eheliebste nach Brauch und Sitte in Demut, will aber kein Regenbogen sein, der in allen Farben schillert. Ich bin eine Patriziertochter von ehrbarem Geschlecht, keine stumme Gauklerin! Jetzt weißt du, wie ich bin, richte dich danach!"

Hans Hirschvogel geriet bei diesem hochmütigen Spiel derart ins Bodenlose, daß er sich selbst nicht mehr fühlte. Lange blieb er sprachlos stehen und sah wie durch einen Schleier Barbaras herrische Gestalt zum Erker schreiten, wo sie die Stickerei aufnahm. Wie vernichtet suchte Hans seinen Zustand zu messen, er wußte nicht, war er Schmerz und Enttäuschung oder Zorn und Ekel.

In der Nähe dieser Adelsstolzen zerrann ihm jeder Mut, jedes Selbstvertrauen, er stand wie auf Gluten und doch wie in Kälteschauern. Jetzt stieg in ihm plötzlich das Gefühl auf, Kraft zu gewinnen, um ihren stolzen Sinn zu beugen. Er tastete mit seiner Seele Fühler an ihrem Hochmut herum, eine wunde Stelle zu finden, um sie erbarmungslos aufzureißen. Aber jäh überfiel ihn ein Trotz, er sah Margarete lächeln, und alle seine Kraft erlahmte. In seiner Liebe zu dieser Begeisterungstrunkenen waren alle seine Gefühle eingeschlossen wie in der Puppe eines Spinners; sie ließ kein Wehren gegen äußere Gewalten zu, sie machte Hans Hirschvogel versunken in Schuld. In dieser Schuld sah er sich belauert von sehenden Augen, von Gefühlen, die sein unrechtmäßiges Besitzen Margaretens verurteilen mußten, die in seinem Aufflammen in ihre Liebe die Sünde sahen, und das machte ihn haltlos, ließ seine wehrende Kraft erlahmen und löste eine Angst in ihm aus, die all seine verschwiegenen Gefühle in die Bahnen jener lenkte, die ihn rechtmäßig besaßen. Er lebte ein Leben geheimnisvoller Erwartungen, sein Blut

rief immer mehr nach immer tieferen Begehrungen, und er stand eingeengt haltlos zwischen Ehre und Sünde. Ihm aber war die Sünde verheißendes, unendliches Glücksempfinden, die Ehre aber nur der Zwang zur Pflicht, sich den sittlichen Gesetzen zu beugen.

In diesem Gefühl der Zwiespältigkeit sagte er:

„Dein Wort fällt wie ein kalter Tau auf meine Lebenslust, aber ich gebe dir recht. Was du bist, und wie du bist, erkenne ich. Ich will mir mein Schicksal in dein Spiegelbild fassen. Ich will tun, was dir gefällt. Wenn es dein Wunsch ist, dann nagle mich an das Kreuz. Meine allerinnerste Empfindung wird es ertragen, auch mein Stolz. Ich will in meinem Herzen eine sichere Burg erbauen, die meine sehnende Liebe schützet in ihren festen Mauern."

Er neigte sich stolz vor ihr und schritt mit festen Schritten aus der Kemenate. Sie wollte ihn zurückrufen, ein unsicheres Gefühl griff nach ihrem Herzen, aber sie bezwang sich, ihr Stolz war stärker als ihre Gefühle. Sie lehnte sich im weichen Gestühl zurück, schloß ihre Augen, und eine hastige Gedankenarbeit ließ sie lange nicht los. Ihr war, als hörte sie eine Stimme flüstern: „Jetzt geht er zu ihr, traue ihm nicht!" Sie sprang auf, in Eifersucht erblaßt schritt sie in ihr Ankleidezimmer, hüllte sich in einen Mantel von kostbarem Zobel und lief eilig stiegenab auf die Gasse hinaus zum Neutor. Hastig erstieg sie den Lugaus und sah über die Straße, die nach St. Johannis führte. Und auf der Straße schritt Hans Hirschvogel, zu Tode betrübt und selig begehrend, was das Glück verhieß. Er wollte sich den kalten Tau, der in dieser Stunde auf seine Lebensfreude gefallen war, von seiner Herzgeliebten in Gluten küssen lassen.

Das Herz der Eifersüchtigen erstarrte zu Eis, als sie ihren Bräutigam über die Wiese hinüber nach dem Hause seines Glückes taumeln sah. Ein jäher Entschluß hieß sie den Auslugturm verlassen, zornbebend schritt sie dem Hause Hirschvogels zu und ließ sich von der Magd in die

Stube ihres Verlobten führen. Herrisch rief sie der Verwunderten zu: „Laß mich allein hier, Ursula, Hans hat mich herbestellt, den Hausrat zu besehen. Gehe!“

Sie ließ sich in einen Lehnstuhl sinken und besah sich mit kalten Blicken die vielen Bücher, die in den Schränken standen, und die Schriften, die am reichgezierten Schreibpult lagen. „Unnützes Zeug!“ murmelte sie zornig. „Wie kann ein Mensch in all dem Kram sein Leben dahinlesen. Zwecklos wie Blumen und Spinnen ist das Wesen der Buchstabengrübelei. Das will ich ihm zweitens abgewöhnen. Vorerst muß er jeden Gedanken an die Dirne verlieren, die will ich ihm verleiden, kein Hund soll nach ihr bellen!“

Als suche sie die ängstliche, glückhafte Sünde ihres Verlobten, durchwühlte sie das Schreibpult, öffnete die Laden und warf alles durcheinander, was sein Fleiß gesammelt hatte. Sie forschte nach einem Geheimfache. Bald fand sie eine abgegriffene Stelle an dem Schnitzwerk der Seitenwand, daran ließ sie so lange ihre Finger spielen, bis ein Fach aufsprang. Rasch atmend, hastig, als jage sie jemand, riß sie die Papiere heraus und fand zwei kunstvoll von dem Miniaturisten Nicolaus Glockendohn gemalte Medaillonbildchen mit dem gleichen Bildnis Hans Hirschvogels. Zornig warf sie die in Goldkapsel gefaßten Bildnisse in das Fach zurück.

„Eins für sie, eins für mich!“ lachte sie gequält. „So soll ich wohl auch sein Herz teilen mit ihr?“

Auf einen Zettel hatte Hans den Anfang eines Liedes geschrieben. Barbara las höhnisch lachend:

„Hat sich dein gülden Haar verwirrt
In meiner güldenen Spangen:
Ist wie ein Band, das nimmer wird
Gelöst von meinem Bangen.
Dein Leib ist weiß wie Helfenbein,
Ist wundervoll und engelrein — —
Muß ihn allzeit umfangen,
Hat sich dein gülden Haar verwirrt
In meiner güldenen Spangen . . .“

„Das hat er auf die blonde Dirne vermeint. Wird kein Lied mehr singen auf sie!“ Entrüstet warf Barbara den Zettel ins Fach zurück. Hastig suchte sie weiter in den Schriften, die in zierlicher Handschrift viel Weisheit enthielten. Da griffen ihre Finger nach einem Briefumschlag, an dem die Siegel erbrochen waren, sie riß ihn auf und fand den Brief, den Margarete an Hans geschrieben hatte. Glühend heiß lief es über den Leib der Tucherin, als sie las: „Wer kann mir die Lieb' zu Dir aus dem Herzen reißen? Nur Du.“

Bebend vor Wut las sie weiter: „Wenn Du die andere als Ehegemahl heimführst, da weiß ich, daß Du ihr kein Recht an Dein Herz gibst. Das Glück aber sollst Du bei mir finden! Hans, mein Hans, so rachesüchtig kann ich sein für einen einzigen Peitschenhieb der bösen Barbara!“

Starr vor Entsetzen ließ sich Barbara in den Stuhl fallen, die Sinne wirbelten ihr, sie konnte sich nicht bemeistern, gierig las sie weiter und weiter: „Die Lilie, die uns so rein und so weiß erblühte, hat ein hochmütiges Weib, das herrisch nach Dir griff, vom Stengel gepeitscht. Sie liegt im Blute: Ein Rosenstrauch im Mohnfeld. Und ich lache, ich lache über das Rot, das die Lilie färbt. Ich lache über das Lilienweiß, das dahin ist. Ich lache, weil ich Dein bin. Dein für alle Ewigkeit, und daß ich Dich im Arm halten und Dir das Glück geben kann, was die andere nit vermag.“

„Dirne!“ keuchte Barbara, „das sollst du mir büßen! Jetzt wirst du meine Rache spüren!“ Hastig warf sie die Schriften in das Fach zurück, drückte es zu, bis die Sprungfeder einschnappte, steckte den Brief Margaretens in ihre Gürteltasche und schritt aus der Stube.

Von den bösen Dämonen ihrer Eifersucht getrieben, lief sie in das Rathaus, stieg in die Schöffenstube. Dort blieb sie eine Stunde lang, und als der Abend sich über Nürnberg senkte, schritt sie über die Ratstreppe in den Hof. Dort stand der Pranger, sie sah den Pfahl auf der Em-

pore mit dem Eisenring und schauerte leise zusammen. Dann aber lachte sie auf: „Dort mag ihre Blumenseele dem Wandel der Dinge entgegenträumen: ein Rosenstrauch im Mohnfeld! Dort mag sie lachen über das Lilienweiß, das dahin ist!“ Hastig lief sie St. Johannis zu. Hinter ihr schritten mit brutalem Gang zwei Stadtknechte.

Im Garten der Stummen war es still. Von der Giebelstube schimmerte ein helles Licht durch das Fenster. Zwei Gestalten sah sie, enge aneinandergeschmiegt, kaum bewegliche Silhouetten, vom weißen Vorhang sich abheben. Sie erkannte das heimliche Miteinander Margaretens mit Hans.

In Hans war das Heimliche sicher geworden, er verlor sich im Trotz in das Erleben seines Glückes. Margarete hing, gebunden an seine Liebe, bleich und erschüttert von seinem Schicksal an seinem Munde, der noch glühend vom stürmischen Rasen seiner Sinne war. Sie lauschte seinen Worten, seinen süß berauschenden Hymnen der Liebe, fein und leise alles erhörend, was durch ihr Muschelohr in ihre Seele zog. Er nahm den Kopf der Geliebten zitternd in seine Hände und küßte ihn. Leise flüsterte er:

„Dein Opfer ist groß. Wie werden es die Menschen deuten, wenn sie an deinem Schoß das Pfand unseres Glückes erkennen? Wie wirst du es tragen, dieses heilige Mysterium der Wandlung unseres Glückes in ein neues Leben?“

Strahlend sahen ihre Augen in die seinen, tiefe Freude, große, unerschütterliche Liebe sprachen aus ihnen zu ihm: „Ich will in unserem Kindlein unser Glück lebendig haben. Frage nicht nach mir!“ —

Ein Windhauch der Nachtstunde, die aus dem Abend stieg, schwirrte durch die kahlen Äste der Bäume, die ihre Blätterknospen wiegten, wie eine Mutter ihr Kindlein wiegt. Barbara erschrak. Sie hieß die Stadtknechte in der Laube sich verbergen, bis sie ihr Pfiff rufe.

Als Hans aus dem Hause trat und über die Straße gegen Nürnberg schritt, huschte Barbara die Holztreppe

empor, riß die Tür von Margaretens Stube weit auf und sah das liebliche Geschöpf am Fenster stehen in ihrem Hemdlein. Sorglos zog die Stumme ein leichtes Kittelchen darüber, das sie um ihre schlanke Taille zunestelte. Die Blicke der Glücklichen begleiteten ihren Herzliebsten heim. Als sie sich wendete und in das höhnische Gesicht Barbaras blickte, erstarrte sie. Die aber ergriff sie an der Hand, zog sie mit sich lautlos über die Stiege hinab in den Garten, zornfunkelnd, haßglühend sah sie die Willenlose an, dann lachte sie höhnisch:

„Hab' ich dich ertappt, Dirnlein? Deine Rache mag süß sein für dich und deinen Buhlen. Meine Rache aber wird euch bitter schmecken!"

Sie pfiff die Stadtknechte heran und rief ihnen herrisch zu:

„Erfasset die Buhlin und Hexe, führet sie vor die Lochschöffen, die ihrer harren!"

Die Knechte warfen einen Strick um den feinen Leib Margaretens und zerrten sie aus dem Garten. Die Stumme wußte nicht, was mit ihr geschah, sie sah das alles wie aus einem bösen Traume an sich herantreten und dachte: Niemand, keine irdische, keine himmlische Macht kann die Festeskerzen am Altar meiner Liebe verlöschen. Meine Rosenbüsche, meine Traumwiese sind behangen mit den Blumen des Glückes. Ich werde die Disteln und Giftkräuter der anderen nit spüren. Mein Kindlein soll werden wie er, so schön, so leuchtend, und niemand wird es wissen als ich.

Mit gesenkten Blicken, ergeben, in der Nachtkühle zitternd, schritt sie zwischen den Knechten durch das Neutor. An Wahrheit konnte sie nicht glauben, sie dachte ausharren zu müssen, bis sie aus dem bösen Traume erwachen würde. Auf ihren Lippen stand ein versteinertes Lächeln, ihre verkrampften Finger hielten das lose Hemdlein über die Brüste gezogen. Die Augen ließ sie geschlossen, um nicht die Wahrheit zu sehen. Sie war ein Bild zum Erbarmen, ergreifend schön, schmerzhaft verklärt. Als führten die

Knechte eine heilige Märtyrerin, schritten sie behutsam, voller Mitleid mit ihr dem Rathause zu.

Und Barbara trat hochaufgerichtet, befreit von böser Eifersucht, in ihre reichgeschmückte Kemenate. In ihren stolzen Zügen triumphierte das Siegesgefühl ihrer Rache, sie wußte, daß die Nebenbuhlerin eine grausame Strafe ereilen, daß sie dem Schandpfahl preisgegeben und aus dem weiten Gebiet der Stadt verbannt werden würde. Ein aufgedecktes Liebesverhältnis gegen Sitte und Herkommen wurde unnachsichtlich gestraft. Vor kurzem erst wurde eine solche unebenbürtige Bublin hart verurteilt, weil sie mit dem Geschlechtersohne Leonard Groland heimliche Liebe unterhielt, ohne daß das Paar von ihren Vätern verlobt war. Welcher Richter fragte bei diesen harten Sittengesetzen nach Liebe? Und welche Patrizierin schonte eine Nebenbuhlerin? Klingende Seelen wurden geringer bewertet denn klingende Münzen. Dem Krämergeiste erlagen alle Ideale.

In dieser Nacht hatte der junge Dürer einen schweren Traum. Seine empfindsame Seele, die vorausahnen konnte, war in ein banges Schwingen geraten. Er sah Margarete in einen Tränenteich versinken. Zu den Tönen seiner Sehnsucht hatte ihre liebliche Gestalt über weiße Sternenblüten und rote Mohnkittelchen getanzt. Ihr goldenes Haar hatte sich gelöst und zitterte wie eine Gloriole um ihr schönes Gesicht. Mit nackten Füßen taumelte sie über Blumen, die sich allgemach in Tränen verwandelten, er sah ihren Augen die Quellen tiefen Schmerzes entrinnen, bis sie darinnen untertauchte. Die Sonne war rot wie Blut, die Luft glühte. Der feine Leib Margaretens stieg beim Aufschrei Albrechts wieder aus den Tränenfluten. Die großen Augen sahen ihn verklärt an, und ein Wunder geschah, das den geängstigten Knaben tief ergriff. Die Stumme sprach mit klingender Silberglokkenstimme: „Warum rufest du mich aus meiner Versunkenheit? Weißt du denn nicht, daß ich Himmel und Erde

vergessen will? In Einsamkeiten werde ich über des Glückes Grenzen schauen; werde hinhorchen, was in der Welt des Wesens sich begeben wird hinter unseren Mauern der Strenge. Im Quell der Tränen, die all die weinen, deren Herz in Liebeskümmernis trauert, will ich vergessen. Was rufest du mich?"

Als Albrecht diese traumhafte Silberstimme schwingen hörte, klang auch seine Seele mit. Die liebliche Gestalt aber, die ohne Hülle aus den Tränen aufgestiegen war und wieder versank, stand noch in der Seele des Träumers, als er erwachte. Hastig nahm er das Büchlein und begann, das Traumbild mit zarten Silberstiftumrissen aufzuzeichnen, aber wie formlos wurde das Gestrichel, in keinem Maße glich es dem Schönheitsideale, das er erschaute. Traurig ließ er den Stift sinken.

„Die Kunst ist schwer und hart", seufzte er enttäuscht und begab sich in die Werkstatt Meister Wolgemuts. Die Ängste, die der Traum in ihm lebendig machte, ließen ihn nicht los.

An diesem Morgen rüstete sich Hans Hirschvogel, nach Rotenburg zu reiten, um seine dort lebende Sippschaft zur Hochzeit zu laden, die in den nächsten Tagen stattfinden sollte. Er wollte den Tag nützen und in später Nacht zurück sein. Vor Wolgemuts Werkstatt hielt er sein Roß an und pochte ans Fenster. Albrecht, der in der Nische vor seiner Arbeit saß, öffnete die Fensterluke.

„Ist der liebe Heinz Prim von Sankt Johannis schon da?" fragte Hirschvogel.

„Der ist noch nit von daheim kommen. Kann ich ihm was ausrichten?" Dürer sah verwundert den stolzen Reitersmann an und wurde ängstlich: „Wisset Ihr etwas von Margarete?"

Hans lächelte sorglos: „Die wird noch im Bett süß schlafen. Ich hab' ein Päcklein für sie. Wollt Ihr mir zuliebe das noch heut am Abend der Jungfraue bringen? Ich kann's nit selber tun, muß nach Rotenburg reiten. Sagt ihr, daß ich ihr willigen Dienst biete, sie möge

das Kleinod, das in dem Packerl ist, am Halse tragen. Es wird ihr große Freude bereiten."

Mit zagem Herzen fühlte Albrecht, daß wohl Hans das liebe Wesen in den Tränenteich gestoßen haben mag. Doch wollte er den Dienst getreulich ausführen, schon um sich Gewißheit zu verschaffen, daß Margareten nichts zugestoßen sei. Er griff nach dem Päckchen, das nur lose umhüllt war. Hans dankte und ritt davon.

Während Hans Hirschvogel über die Felder ritt und Dürer in seinem Knabensinnen bei der Holzstöckelzeichnung saß, stand Margarete vor dem Richter. Die Lochschöffen hatten sie befragt, ob sie in geheimer Buhlschaft zum Verlobten der Barbara Tucherin gegen den Spruch der Väter sich vergangen habe wider Recht und Sitte; die Stumme konnte nur mit dem Kopfe nicken. Auf die Frage des Schöffen, die er in ängstlicher Scheu stellte, ob sie ihre Liebe und ihr sündhaft Tun bereue, glühten ihre Augen hell auf, eine strahlende Freude verklärte ihr Antlitz, sie preßte die Hände auf ihre Brust und schüttelte mit dem Kopfe. Die Schöffen traten zusammen, lasen wieder und wieder den Brief, den sie an Hans geschrieben hatte. Der Stadtschreiber sagte gerührt:

„Sie ist ein erlesen Wesen, rührend schön. Reinere Poesie hab' ich mein Lebtag nit gelesen, als aus diesem Brief. Was mag in der Seele der Stummen gären, daß sie solchen Klang hat? Der Hochmut der Tucherin hat sie zur Sünde geführt. Was geht uns das an, ob sie eine Buhlin oder eine Heilige ist? Macht's kurz, quält die Geängstigte nit lange!"

Mitleid und Gesetzesdünkel prallten hart aneinander. Es war ein Beraten, das über den Mittag hinausging, ehe der Spruch des Schultheißen gefällt wurde. Er lautete auf Pranger und einjährigen Ausschluß aus dem Stadtfrieden. Der Stadtschreiber wurde zornig, es half ihm aber nichts, er vermochte nur, das Prangerstehen auf eine Viertelstunde herabzudrücken, anstatt einer ganzen.

Albrecht wurde immer unruhiger, die Arbeit zerstreute ihn nicht, er sah im Geiste Margarete in dem Tränenteiche, in dem sie ja wirklich stand. Heinz Prim war nicht gekommen. Als am Nachmittage der Meister mit den Holzstöckeln zum Koberger ging, bat Albrecht den Pleydenwurff, ihm zu erlauben, der schönen Margarete das Päckchen zu bringen.

Als er am Rathause vorbeiwollte, sah er eine Menschenmenge in den Hof strömen. Er fragte, was das bedeute, und hörte, daß eine Dirne am Schandpfahl stehe. Eine geheimnisvolle Macht zog ihn in den Rathaushof hinein, er dachte, vielleicht gibt es dort etwas zum Visieren, denn er wußte, daß oft die Dirnen nackend in das Eisen geschlossen wurden. Die Formen des Frauenleibes waren für ihn ein ungekanntes Ding. Er sah wieder das Traumbild, sah Margarete aus dem Tränenteiche auftauchen. Vielleicht, dachte er, würde er heut am Pranger die Maße finden, die er für seine Zeichnung brauchte.

Er hörte ein Weib eifern: „Dirne, wärst du nit der Laster voll, täten sie dich nit auf den Schandpfahl schließen."

Eine Männerstimme schrie: „Tu die Händ' vom Gesicht, daß man dich sehen kann, du Hexe!"

Eine plötzliche Unruhe trieb Dürer durch das Gedränge, bis er vor den Pranger geschoben wurde.

Die Büßerin stand am Pfahl in einem leichten Kittelchen, ihre feingeformten nackten Füße waren mit einem Eisenringe an den Pfahl geschlossen, ein anderer Eisenreif schloß sich um ihre Hüften. Das Hemdlein hing an der Schulter herab und gab die halben Brüste den lüsternen Augen des Volkes preis. Der Leib zitterte in der Schmach. Goldene Locken kräuselten sich um das Köpfchen, das im stummen Schluchzen erbebte. Die Hände hielt die Gepeinigte über die Augen gepreßt.

Da kein Stadtknecht die Schuld der Gebüßten laut ausrief wie sonst, wußten die Neugierigen bald, daß die Büßende keine gemeine Metze war, die öffentliches Är-

gernis erregte. Allgemach verstummten die Zurufe. Eine Stille lag im Hofe, nur das herzerschütternde Weinen der Gemarterten zitterte durch die Luft.

Plötzlich zerriß ein jäher Aufschrei diese Stille. Albrecht hatte Margarete erkannt und schrie ihren Namen in Angst und Grausen gellend aus.

Margarete hörte die Stimme und wußte, wer ihren Namen so verzweifelt schrie; sie wendete sich Dürer zu, löste ihre Hände vom Gesicht, schob ihr Hemdlein züchtig über die Schultern und sah ihn mit ihren großen Augen an, in denen der Schmerz und die Schmach laute Klage führten. Dürer konnte sich nicht bezwingen, er rief ihr zu:

„Was haben sie Euch angetan? Du lieber Jesus, kein heiliger und frommer Wesen ist auf Erden, als diese reine Magd, die keinem Blümlein was zuleide tun könnte. Schande über Schande! So eine schöne Jungfrau stellen die Schöffen an den Schandpfahl, so wie sie den lieben Gottessohn vormaleinst hingestellt haben wider Recht und Gewissen!" Einen Stadtknecht schrie er an: „So laßt sie doch schon los! Seht Ihr denn nit, daß sie ohne Schuld schmachtet?"

Der Knecht drängte den Jüngling zur Seite und eiferte:

„Wär' sie ohne Schuld, ständ' sie jetzt nit da. Geh fort, du!"

Dürer aber ließ sich nicht fortdrängen, er wühlte sich durch die Menge bis dicht vor den Pranger, griff in die Tasche, faßte das Päckchen Hirschvogels, riß die Hülle ab, entnahm dem Beutelchen eine Goldkapsel mit dem Bildnis Hans Hirschvogels, die an einem feinen Kettchen hing, und reichte sie Margareten hinauf.

„Die schickt Euch der liebe Hans. Er ist heut früh nach Rotenburg geritten, sonst stündet Ihr jetzt nit am Pranger!"

Sie entriß ihm hastig die Goldkapsel, öffnete sie, erkannte das Bildnis ihres Geliebten, und ein Freudenlaut

entfuhr ihrem stummen Munde. Glückselig, das Bild des Geliebten bei sich zu haben, drückte sie es an ihre Lippen. Jetzt mochten sie tun mit ihr, was sie wollten, die bösen Menschen, jetzt war er bei ihr, da ertrug sie alles leicht.

Das Menschengewoge wurde immer größer, keiner mehr richtete freche Reden an die Büßende, jeder sah sie voller Mitleid an, die wie ein Gotteswunder so schön, verklärt in ihrem Glück und in ihrer Schmach am Pranger stand und das Bild ihres Geliebten küßte.

Da herrschte die Stimme des Stadtschreibers vom Galeriefenster herab den Stadtknecht an:

„Schließ das Eisen auf, laß die Arme los, sie hat umsonst genug gebüßt. Mach' flink, sonst helf' ich dir, du Hund!"

Erschrocken beeilte sich der Knecht, die Schlösser zu lösen, riß den schweren Eisenring auseinander und öffnete die Fußspange. Dürer half der Taumelnden vom Pranger herunter, schlang schützend den Arm um ihre Mitte und führte sie durch die sich willig öffnende Volksgasse aus dem Rathaushofe hinaus. Er flüsterte ihr liebe, tröstende Worte zu. Der Stille im Volke folgte ein erregtes Murmeln und Fragen:

„Wer mag die Schöne sein, daß sie Meister Dürers Sohn also beschützet?" „Das ist keine Metze!" „Die haben sie unschuldig gebüßt!" Worte des Mitleids verfolgten die wankende Stumme. Sie hörte aber nichts, sah nichts, ließ sich führen von Albrecht und hielt das Bildnis ihres Geliebten an die Lippen gepreßt.

Es war ein Martergang bis St. Johannis. Die Schmerzen und die Schmach in ihrer Seele nahmen Margarete die Kraft zum Gehen. Albrecht mußte sie mehr tragen, als führen. Wie in eine Traumschwere war die Arme versunken; als sie in ihren Garten trat, schluchzte sie erst wieder auf. Hilflos sah sie Dürer an, und er führte sie zur Fliederbank.

„Jetzt ist mein Weg zu Ende!" sagte er traurig, die süße Last nicht weitertragen zu dürfen. Als fände

sie eine Stütze an ihm in ihrer Schmach, die ihr erst jetzt voll und ganz zum Bewußtsein kam, schlang sie die Arme um seinen Hals, drückte ihr Köpfl an seine Brust und weinte und wimmerte.

„Ich hab' Euch im Traum weinen sehen, und jetzt weinet Ihr wahrhaftig", sagte er im leisen Flüsterton. „Ihr seid im Traum über Sternblumen und Mohnkittelchen gegangen, und jetzt schrittet Ihr über Nesseln und Schwertspitzen, standet im glühenden Eisen und mußtet im Frost der Menschenherzen erfrieren. Arme Margarete! Nun verstehe ich, daß Ihr im Tränenteich untertauchen müßt, um in der Einsamkeit über des Glückes Grenzen zu schauen, hinzuhorchen, was in der Welt Eures Wesens sich begeben wird. Im Quell der Tränen, die jene weinen, die in Liebeskummer trauern, werdet Ihr vergessen müssen, daß die Menschen schlechter sind, denn wilde Tiere."

Aus den Tränenaugen Margaretens funkelte ein Blick von Verstehen den jungen Dürer an, es war der Dank für seine Treue. Langsam löste sie ihre Arme von seiner Brust und wankte ins Haus, noch einmal wendete sie sich nach ihm um und winkte wie zum Abschied mit der Hand. Albrecht sank ins Gras, er wußte, daß er seine heimliche Liebe zu der Holden nun begraben müsse.

So wuchsen dem jungen Schwärmer die Flügel, die ihn ins Traumland trugen über steinige Straßen der Menschennot und Grausamkeit, die steile Höhe empor, der fordernden Kunst entgegen, begleitet von der Kümmernis und der Teilnahmslosigkeit seiner harten Zeit.

An diesem Abend saß Dürer in seiner Kammer allein und sann. Eine seltsame Abgeschiedenheit war über ihn gekommen, er konnte die Menschen nicht sehen, sie kamen ihm lüstern und gemein vor. Er hatte sie beobachtet, als die Büttel die Juden peitschten, er sah sie, wie sie Margarete in ihrer angstzitternden Schande mit gierigen, herzlosen Blicken anstarrten. Alles tiefstille

Menschliche war diesen Menschen eine Pfütze, in die sie mit plumpen Füßen traten.

Was sollte nun aus Margarete werden? Sie mußte den Stadtfrieden verlassen binnen drei Tagen, das forderte die Satzung der Gerechtigkeit. Was war ihm das Wort, von dem die Bürger ihr Recht verlangten? Ein Knüttel, mit dem ein Menschenleib geprügelt wurde, wenn in dessen Seele ein unerlaubter Gedanke auftauchte, Eigennutz oder Liebe. Die Wende der Jahre reifte des jungen Dürers Empfindungen, er trennte die Begriffe nach seinem Sinn, er hätte Gnaden austeilen mögen, um alle Gottesgeschöpfe froh zu machen. Gab es Recht und Unrecht? War diese Anschauung nicht Waffe der Zerstörung? War sie nicht ein und dasselbe Bedrängen im Zersetzungswerke der zeugenden Natur? Schuf denn der Weltgeist die Wesen, damit sie sich gegenseitig vernichten? Und die Menschen, sind sie in ihrem angemaßten Recht, in ihrem Unrecht nicht ärgere Zerstörer als die Tiere, die sich im Drange der Erhaltung zerfleischen? Wie sollte er, der Maler, die Menschen gestalten? Es lief immer auf eines hinaus: auf Christi Weg nach dem Golgatha. Jeder trug sein Kreuz, bewußt oder unbewußt, keiner ging frei, dem einen war sein Kreuz das Recht, dem anderen das Unrecht, die Wahrheit kannte keiner oder wollte sie nicht erkennen.

Die Dämmerstunde lockerte in der Empfindungswelt Dürers alle Schatten, die gigantisch aufstiegen und ihn ängstigten. In dieses auflehnende Grübeln hinein polterte die Stimme Vater Dürers in der Nebenstube. Er war aus der Werkstatt gekommen, hatte sein Schurzfell abgeschnallt und Frau Barbara gemahnt:

„Laß das Flicken, Mutter, deine Augen werden alt. Hunger hab' ich, es war ein Tag voller Plage! Ist der Albrecht schon daheim?"

„Er ist daheim", seufzend und klagend klang die Stimme Frau Barbaras. „Du lieber Gott, wie sieht der Junge aus. Bleich wie der Tod, zum Erbarmen. Aus seinen

hellen Augen spricht kein froher Blick wie sonst. Es mag ihn etwas arg bedrücken. Er sagt mir kein Wörtl davon, und ich wollt' ihm doch so gerne helfen."

„Dem Buben kannst du nit helfen, Mutter!" sagte der alte Dürer versonnen. „Siehst du denn nit, wie er die Knabenschuh' auszieht und in Männerstiefeln einhergeht? Glaubst du, der klagt, wenn ihn wer steinigt? Er denkt mächtig nach über Dinge, die wir nit einmal verstehen. Mit dem Doktor Schedel soll er gar gelahrt reden, sagt Meister Wolgemut. Laß ihn gehn, wie er geht! Faule Reden machen den Jungen eher krumm als gerade. Da muß er schon mit sich selber fertig werden. Er nimmt die Malerei gar zu ernst. Wolgemut sagt, daß Albrechts Denken auf Wegen gehe, die der Meister selber nit gehen kann. Er soll allen voraus sein!"

Mutter Dürerin legte Nadel und Zwirn auf den Tisch, stand hastig auf und sah ihren Mann bekümmert an. Das eingefallene, abgehärmte Gesicht, von frühen Falten durchzogen, gab Zeugnis von den vielen Sorgen, die diese ehrenhafte Frau zu ertragen hatte. Ihr Wandel war trotz der Nöte fromm und gottergeben geblieben, und nun rang ihr zermürbtes Gemüt im Bangen mit den Irrgeistern, die ihren geliebten Sohn auf Abwege zu locken schienen. Sie hatte keine Ahnung von tieferem Erfassen der Religion, in ihr lebte nur das Gottesgnadentum, das sie blind anbetete.

„Du gibst in allen Dingen gleich dem Jungen recht. Hättest du ihn nur gehört, wie er am heiligen Auferstehungsfest geredet hat. Er will anders schaffen als die Maler sonst, die Schmerzensbilder des lieben Jesus will er nit mehr malen, er sucht sich als Vorbilder die welschen Ketzer aus, die nackende Weibsbilder als Göttinnen verehren. Er sagt, daß der Papst und der Kaiser der Antichrist seien. Ich bin schier zu Tode erschrocken über seine heidenmäßige Rede."

Der alte Dürer lachte über diesen Übereifer der Frommen, ihm war es nicht verborgen geblieben, daß gegen

den Papst in Volkskreisen viel geeifert wurde. Seine Herrschsucht und sein Ablaßhandel bedrückten die Völker mit maßlosen Abgaben.

„Bist ein närrisch Weibl, Barbara," sagte er mit Überlegung, „deine Mutterliebe hat viel zuviel Ohren, dein Mutterhirn viel zuwenig Verstand. Laß mir du den Jungen!"

„Wenn er aber ein Ketzer ist!" eiferte Frau Barbara. „Nit niederknien und nit beten hat er wollen beim Auferstehungsgeläute. Er sagt, er hätt' seine Frömmigkeit innen und will sie nit herausplappern so, wie ich's ihm vorsag'." Mit Tränen in den Augen sprach sie weiter: „Des Menschen Tun neigt immer mehr zum Bösen als zum Guten, da ist die Frömmigkeit ein Heilpflaster. Lach' nit, du! Bist doch sonst so fromm!"

„Das will ich stets bleiben und unser Bub auch. Glaub' mir's, in dem steckt bessere Frömmigkeit als in uns. Sein Verstand sieht anders, tiefer als wir, er liest gelahrte Schriften, hat Latein studiert, und Wilibald sagt ihm viel. Stell' das Essen auf den Tisch, ich will ein bißl zu ihm gehn!"

Trotz der Leichtigkeit, mit der Vater Dürer über die Klage seines Weibes hinwegging, war ihm doch die Art, wie sich Albrecht in den letzten Wochen zeigte, nicht erfreulich. Er wollte sich Gewißheit verschaffen über seines Sohnes Wandel. Albrecht, der das Gespräch der Eltern gehört hatte, erschrak, als der Vater in seine Kammer trat, ihm die Hand auf die Schulter legte und feierlich sprach:

„Bin heut nachmittag bei deinem Meister gewesen und hab' um dich gefragt. Du warst nit da. Der Pleydenwurff hat mir gesagt, du wärst nach St. Johannis gegangen zur Margarete mit einem Packl vom Hans Hirschvogel. Hast die Jungfrau nit angetroffen, gelt? Weißt du's, daß sie hat müssen am Schandpfahl stehn? Weißt du das? Was suchst du bei ihr?"

Albrecht war von seiner Bank aufgesprungen, mit treuherzigen Augen sah er den forschenden Vater an. Der

erkannte sofort, daß sein Sohn verängstigt war. „Haben dich die Gesellen wieder hart behandelt? Hat dich die Meisterin arg gehetzt?“

„Nein, Vater,“ ruhig stand Albrecht da, seine Arme hingen schlaff herab, sein Gesicht war bleich, „ich hab' wieder eine Menschenroheit ansehen müssen, das hat mir arg weh getan. Was ist der Mensch noch, wenn ihn andere zu Tode peitschen wegen eines irdischen Vergehens? Wenn sie ihn auf den Marterpfahl schmieden ohne Schuld und ihm die Seele zerreißen voller Übermut, den sie als Recht ansehen? Kann eine ehrenhafte, gottesfürchtige Jungfrau, der die Stimme fehlt, ihre Seele auftun vor einem Richter, der nur die Gesetze weiß, nit aber die feinen, klingenden Seelentöne hört, die nur der Lauscher mit dem Herzen versteht? Vater, das ist schwer zu verwinden. Mir ist die arme Jungfrau die erste Sehnsucht gewesen, mich hat sie die Wunder Gottes anbeten gelehrt, ich hab' in ihrer Seele die reinste Lauterkeit erschaut. Weil sie den Hans Hirschvogel von Herzen gern hat, mag sie die böse Barbara Tucherin als Buhlin verklagt haben, und das hat sie so grausam büßen müssen, daß nun ihre Lebensfreude dahin fest. Vater, was ist Recht und Unrecht? Ist es hier nit ein und dasselbe? Der beste Mensch kann fromm dahinleben; so es einem anderen ansteht, kann der ihn in Schande bringen. Wie soll ein ehrlicher Mensch da leben? In ewiger Angst vor den Qualen der Hölle und dem Fegefeuer, in ewiger Angst vor dem Büttel! Kirche und irdische Gerechtsame sind die Folterknechte der Menschen! Wer da bedenkt, was der Papst für ein Unwesen treibt mit Gottesfurcht, und das Gottesverzeihen für Geld verkauft in seinem Ablaßkram, der muß sich sagen, daß die Kirche ausschaut wie voreinst der Tempel, aus dem Christus die Krämer vertrieb. Die Welt ist ein Werk Gottes, und e r hat das Recht, zu zerstören oder zu strafen. Er aber ist das Wesen in Licht und Leben all seiner Geschöpfe, er ist die Liebe, und die Pfaffen verraten ihn!“

„Albrecht!“ mahnte der Vater besorgt.

„Seid ohne Sorge, Vater! Ich denke nit ketzerisch! Ich bete Gott an in seinen Werken, in denen er lebt. Vater, glaubet mir, Gott ist im Leben zu erkennen, er lebt unter uns, in uns! Ihn erkennen ist Frommsein, ihn aber verkaufen, verleugnen, ihm die Rechte nehmen, wie es Kirche und Obrigkeit tun, das ist ketzerisch! So stell' ich mir's vor, so sagt es Doktor Schedel, und so lese ich es in Schriften gelehrter Kirchenväter. Schrecke ich mit diesem ehrlichen Erkennen die liebe Mutter, so tut mir's herzlich weh. Vater, könnt Ihr mir das verdenken?“

Der alte Dürer kraute sich hinter den Ohren, er wußte nicht, wie er des Sohnes Rede auslegen solle, von Mystik hatte er noch nichts erfahren. Zaghaft sagte er:

„Der Sinn ist immer der gleiche. Frommsein ist eine Wehr gegen das Böse. Gott steht außerhalb unserer Grenzen, er harret geduldig, bis ihm der Gute sein Herz öffnet. Es mag sein, daß ihn der eher einläßt, dessen Geist ihm näherkommt und der das Böse nit kennt. Darauf kommt's an!“

Albrecht sah dem Vater liebevoll in die Augen.

„Ihr habt ihm Euer Herz erschlossen, ich will es erst tun. Ich sehe in Gott die ewige Harmonie, die ich im Leben der Guten erkenne. Und darum fürchte ich Gott nit so, wie die Menschen. Wer Gott nur als Zerstörer fürchtet, der liebt ihn nit. Gott lieben zu können, muß man so beschaffen sein, daß auch er uns lieben kann. Das vermag der Papst nit und keine Obrigkeit.“

Die Worte verwirrten zwar den Gedankengang des Vaters, aber er hörte aus ihnen heraus, daß sie ehrlich waren und guten Regungen entsprangen.

„Ich glaube dir“, sagte er aufatmend. „Bleib gerecht in deinem Grübeln, die Weisheit bläht, laß dich nit zu weit ein mit ihr. Halte das bißl Rückstand in der Gelehrsamkeit deiner Mutter in Ehren. Sei ihr ein Sohn, an dem sie nit irre wird. Eine Mutter muß dir höher

stehen als Kunst und Wissen, aus ihr entspringt das Leben, eine Mutter ist heilig!"

„Eine Mutter ist heilig! Ja, Vater, das ist mehr als alles andere Wissen, das ist die tiefste Frömmigkeit. In eine Mutter hat Gott seinen Schöpferwillen gepflanzt. Und der Antichrist ist der Verderber aller Mutterschaften, er stiehlt ihnen die Seelen ihrer Kinder und verdirbt sie. Das macht ihn so stark wie Gott ist. Er ist allezeit in uns, drängt sich in die Schöpfungen Gottes ein, und das muß der Gute erkennen, er muß Ohren haben zum Hören in die ersten Regungen des Lebens, er muß Fäuste haben zum Niederschlagen der ersten verderblichen Übel in uns. Wer mit dem Geiste sucht, der findet den Antichristen überall, so wie er Gott findet. Vater, ich will mich vorbereiten, die Lehrzeit ist bald um; mein erstes Beginnen in der Gesellen- und Meisterzeit soll sein, die Offenbarungen des heiligen Johannes in Holz zu schneiden, auf daß die Christenheit den Antichristen bekämpfen lerne, so Gott mich erleuchtet. Wollt Ihr mir das erlauben, Vater?"

Der alte Dürer ließ lange warten, ehe er Antwort gab. Seine zaghafte Seele fühlte er in den Händen seines Sohnes flattern. Seinem Gedankenfluge konnte er nicht wehren. Er suchte nur seine Autorität als Vater zu wahren.

„Ich will's bedenken, verwehren kann ich dir's nit, das ist deine Sache, mein Sohn."

Da schloß der Sohn den Vater in seine Arme und küßte ihn.

„Ich danke Euch, daß Ihr Vertrauen habt zu mir. Ich will mich ehrlich mühen, Euch Freude zu machen. Die Kunst ist ein weites Feld, ich will meine Kraft am Besten stärken. Heut ist ein Schleier von mir abgefallen, ich sehe klarer. Ich will vom größten Meister lernen, der alles geschaffen hat, das Schöne und das Häßliche: die Wahrheit. Die Schönheit schafft argen Zwiespalt. So ein Maler den Leib des Weibes als Schönheit

hinstellt, ist die Frömmigkeit erzürnt. Da will ich die Wahrheit im Glauben zu meiner Mission machen, so Gott mir helfe."

Der Vater erfaßte des Sohnes Hand und drückte sie zärtlich. Ahnte er, daß dieses Bekenntnis die Grundlage für die Entwicklung der Kunst Albrechts sein würde, in dem ein Geist ausreifen sollte, der der Welt in seiner Kunstform die unnachsichtige Wahrheit weisen würde?

So reifte Albrecht Dürers Geist in des Lebens Nöten und Bedrängnissen mehr und mehr heran.

Als Margarete im Garten von dem jungen Dürer Abschied genommen hatte, lief sie in ihre Kammer, taumelnd wie ein Falter, dem die Schwingen gelähmt wurden. Sie wusch sich von dem Ekel rein, den sie an ihrem Leibe haften fühlte, kettete das Medaillon ihres Geliebten um den Hals und zog sich an.

Als sie hinaus in die Sternennacht unter den Fliederstrauch trat, der die ersten Dolden erschlossen hatte, sank sie erschöpft in das Gras. Ihre Seele war ihr wie ein offenes Tor, durch das tausend gute und böse Gedanken ein und aus zogen. Sie ließ sie gehen, nur einen hielt sie fest, der kam immer wieder und schrie: „Gott ist die Liebe und die Rache." Als sie sich an diesen Gedanken klammerte, wurde sie ruhiger. Allmählich löste sich ihre Schicksalsschwere in Tränen. Ihre Seele sah Hans tieftraurig an der Seite Barbaras. Die Stimme ihrer Seele rief ihm zu: „Herzliebster du, nun bin ich auf dem Wege von dir. Ohne dich muß ich in die Fremde, und deine Seele wird ohne mich auch in der Fremde sein. Mein Gott, du hast mir die Liebe gegeben, gib mir nun die Rache! — Ich erlöse dich von der Bösen, Herzliebster, ich erlöse dich! Dann sind wir eines für ewig und nur getrennt fürs Zeitliche. Es wird von allen Ästen das Blühen tropfen, und der Rasen wird feucht sein von meinen Tränen. Meine Vöglein werden ohne Lieder, meine Gedanken ohne Freude sein. Steine und Pfeile werden mich treffen, und

wo der blühende Garten meiner Liebe war, wird wildes Gesträuch wuchern, werden wüste Steine liegen, die die Schande nach mir wirft. O Herr im Himmel, laß mich stark sein, laß mich mein Glück, das die Menschen Sünde nennen, ausreifen als Pfand dieser starken Liebe."

Wie gehetzt sprang sie auf, lief über die Wiese, der Landstraße zu, sah sehnsuchtsbange gegen Nürnberg, das in schwarzer Silhouette seine spitzen Türme in den Sternenhimmel stieß, wie scharfe Dolche in die leuchtenden Leiber der Märtyrer. Auf ihren Tränenspuren taumelte sie wieder zurück. Er kam nicht, den sie ersehnte. Nie mehr wird sie ihn wiedersehen, nie mehr!

In der Nacht betete sie und schlief erschöpft ein. Der erste Sonnenstrahl weckte sie wieder. An ihren Bruder schrieb sie einen langen, aufklärenden Brief, er möge den Hof an Hans Hirschvogel verkaufen und von dem Erlös leben, er würde sie nie wiedersehen, sie ziehe in die Fremde. — Dann suchte sie die Barschaft zusammen, wickelte sie in ein Tuch, das sie um den Leib band. An ihren Vetter in Velden schrieb sie, er möge sich um Heinz bekümmern; diesen Brief übergab sie der Magd, ihn noch am Vormittage nach Velden zu tragen.

Nicht ahnend, was die Schwester sich zu tun vornahm, ging Heinz am Morgen in die Werkstatt zu Michel Wolgemut. Als er fort war, verriegelte sie die Gartentür, suchte aus allen Truhen ihre Habseligkeiten zusammen und legte sie sorgsam in einen Rückentragkorb. Dann ordnete sie alles im Hause. Als auch die Magd gegangen war, begann Margarete sich zu bekleiden, nach Art der Bäuerinnen. Erst zog sie einige Hemden an, dann einige Kleider darüber. Aus der Truhe der Magd nahm sie ein altes Gewand und legte dafür ihren pelzverbrämten Mantel hinein. Das Magdgewand zog sie über die Kleider, so daß sie stattlich und unförmig aussah. Vor dem Spiegel bemalte sie ihr blasses Gesicht mit Runzeln und roten Flecken, häßlich und alt, und band sich ein weißes Tuch um die Wange, als wäre sie geschwollen. Als der Abend

kam, pflückte sie alle Blumen aus dem Garten, band die duftenden Frühlingsboten auf den Korb und hob ihn auf den Rücken. Nach Bauernart zog sie lose ein rotes Tuch über ihr Haar, das ihr Gesicht überdachte, und so schritt sie als Blumenweib aus dem Hause, in dem sie ihre Jugend verbrachte, ihr Glück genoß, und das sie nun verlassen mußte, weil es die Stadt gebot. Aber einmal, ein letztes Mal, wollte sie noch die Stadt ungekannt betreten, das gebot ihr die Liebe zu Hans und die Rache an Barbara.

Mit verstelltem Gang wankte sie unter der ungewohnten Last durch das Neutor und schlich sich zu Tuchers Hause. Sie wußte, daß in dieser Nacht dort das Beilager gefeiert würde; daß der Bräutigam seine Braut in ihr Schlafgemach tragen müsse. Es war Brauch und Sitte, daß sich die Braut vor diesem Geschehen im Hausgarten verstecken und vom Bräutigam suchen lassen mußte. Daß auch Barbara und Hans das heitere Spiel nicht unterlassen durften, wußte sie. Ihr Herz zitterte mächtig, als sie im Tucherhause die Blumen verkaufte, die freudig begehrt wurden. Eine unheimliche Angst, aber auch eine entschlossene Sicherheit überkam sie, als sie, unbeachtet von den hurtigen Mägden, in den Hausgarten schlich, wo sie sich hinter das Lusthäuschen verkroch. Den Korb nahm sie ab, mit größter Anstrengung ihrer Muskeln zerrte sie vom Lattenzaun, der die Gasse vom Garten trennte, einige Latten los, so daß sie durch diese Öffnung leicht hindurch konnte. Dann stellte sie sich, aufrecht gelehnt, an der Wand des Lusthauses auf und harrte. Ihr Denken stand still, ihr Blut pochte, die eine Hand preßte die Goldkapsel mit Hirschvogels Bildnis auf der Brust fest, die andere hielt eine spitze Klinge starr am Griffe. Rote Blutwellen wogten vor den geschlossenen Augen der Stummen, die ihren Herzliebsten von der Bösen befreien wollte. —

Die Nacht war still, der Tumult im Hause groß. Das Lachen und Lärmen der Hochzeitsgäste drang zu der Harrenden, die wie eine furchtbare Niobe in ihren Qualen wie erstarrt schien und sie kaum mehr zu ertragen ver-

mochte. In diese frohe Lust des Hauses wollte sie den tiefsten Schmerz schleudern, aus Liebe und Rache.

Ein Kleiderrauschen, ein fester Schritt, ein irres Kichern erlöste die Rächerin von dem entsetzlichen, grauenvollen Harren. Über den Kiesweg sah sie die Braut schleichen und sich im Gartenhause verstecken, um dort lachend den Bräutigam zu erwarten. Mit einem Sprunge stand Margarete vor ihr, blitzschnell stieß sie die spitze Klinge in das grausame Herz der Bösen, die ihr Glück und Ehre geraubt hatte. Lautlos sank das Opfer dieser raschen, blutigen Rache auf den Boden, die starren, brechenden Augen entsetzt auf die Mörderin gerichtet.

Mit dem Korbe sprang die Rächerin durch das Loch im Zaune, lief wie gehetzt den Burggraben hinauf, entwich unauffällig durch das Tor. Wie von Furien gejagt, lief sie die Landstraße entlang, unter ihrer Bürde keuchend, in die Nacht hinein, bis sie ein Fuhrmann aufnahm.

Im Tucherhause war das rege Leben toll geworden. Die Gäste liefen mit erhitzten Gesichtern in den Garten. Der Bräutigam mußte die Braut suchen und auf seinen Armen in ihr Schlafgemach tragen, das festlich geschmückt des ersten Beilagers harrte. Der nächste Tag erst war bestimmt zum Gange nach der St. Sebalduskirche, wo die Trauung stattfinden sollte.

Hans Hirschvogel kam über den Kiesweg geschritten, langsam und unruhig. Er dachte nicht an die Braut, die er suchen und heimtragen sollte, er dachte der unendlichen Qualen, die Margarete am Pranger hatte erdulden müssen. Das Rosenband, das ihn mit ihr verband, war grausam zerrissen von der Hand, die seine künftigen Geschicke lenken sollte. Wieviel lieber wäre er durch die Nacht in seiner Herzliebsten Arme geeilt, als jetzt in die Arme der geldstolzen, grausamen Barbara zu sinken. Seufzend und unwillig irrte er lange im Garten umher, er suchte nicht nach der Braut, hörte nicht das Lachen und Johlen der harrenden Gäste, er wollte diese ihm so verhaßte Sitte so lange als möglich hinausschieben. Ihm kamen aber auch

keine glückverheißenden Kicherlaute, die sonst allzu willig das Versteck der Bräute verrieten, entgegen. Der Garten war still wie ein Grab.

Als er in die Sommerlaube trat, sah er Barbara am Boden liegen. In seiner Gemütsverwirrung dachte er, sie spiele ihm einen Possen und stelle sich schlafend. Eine Weile verharrte er regungslos, rief ihren Namen schmerzlich kühl; da er keine Antwort erhielt, entschloß er sich, die Sache nach Brauch und Sitte rasch zu beschließen. Er raffte seine Braut mit kräftigem Griff vom Boden auf, hob sie in seine Arme und lief mit ihr ins Haus. Keuchend trug er die schwere Last in das Schlafgemach, von den Gästen umjohlt, mit unflätigen Späßen verfolgt. Wie eine wilde Meute drängten sie mit ihm in das Gemach, wo die Mütter harrten.

Eine ausgelassene Freude entstand, als der Bräutigam seine Braut auf das aufgedeckte Bett niederließ und sich den Schweiß von der Stirn rieb. „Sie ist zu schwer," dachte er, „sie stellt sich wohl absichtlich so leblos versteinert, um mir schon die erste Stunde dieser Ehe recht hart zu machen. Wenn sie nur tot wäre!" fuhr es ihm durch den Sinn.

Beim hellen Schein der Kerzen, umbrandet von Lustigkeit und lärmendem Scherzen, lag die Braut am weißen Linnen und regte sich nicht. Die alte Tucherin trat zu ihr hin, um sie nach Brauch und Sitte zu entkleiden. Bis zum Ablegen des Überkleides und der Schuhe durften die Hochzeitsgäste zugegen bleiben, dann aber mußte sie der Brautvater vertreiben.

Als die Tucherin in stolzer Würde ihres Amtes walten wollte, sah sie das spitze Dolchmesser in der Brust ihrer Tochter stecken, es hatte das Ausströmen des Blutes verhindert. Ein entsetzlicher Schrei entfuhr den Lippen der Mutter, die das Messer aus dem Herzen der Tochter zog und dem Blutstrom, der hoch aufspritzte, Raum gab. Dieser fürchterliche Anblick machte das Johlen stumm. Mit einem Male zog das Entsetzen ins fröhliche Brautgemach.

Hans stand da, als wäre er versteinert. In seiner Seele jagten Gedanken zu Gott: Hast du mich erhört? Ich hab' es so gewollt; ist es auch dein Wille gewesen, du Barmherziger? Mußte es so grausam enden? Ein Beben lief über seinen Leib, er faltete die Hände und wußte nicht mehr, wie ihm geschah. Alle Fragenden sah er mit gläsernen Augen an und fand kein Wort zur Gegenrede. Sie führten ihn in ein anderes Gemach. Der alte Tucher gebärdete sich wie verzweifelt, er ließ nicht nach mit Fragen, wie Hans seine Tochter fand, wie er sie aufhob, ob er das Dolchmesser nicht wahrnahm, ob sie zu ihm geredet hätte, und was sie sagte. Er konnte lange aus Hirschvogel nichts herausbringen, endlich löste sich in dem Erstarrten das Entsetzen; er berichtete, wie er seine Braut fand, und daß er glaubte, sie hätte sich verstellt; sonst wußte er nichts zu sagen.

Als er allein war und seine Bedränger nach dem Arzt riefen, stieg er die Treppe hinab, er wollte das traurige Haus verlassen. Auf der Gasse stand plötzlich Heinz Prim vor ihm und gab ihm einen Zettel. Schluchzend berichtete er, was Margarete ihm geschrieben habe. Nun wolle er in der Fremde seine Schwester suchen und sie beschützen. Mit einer drohenden Gebärde gegen das Tucherhaus lief er in die Nacht hinein.

Als Hans in seiner Studierstube den Zettel Margaretens gelesen hatte, überfiel ihn eine furchtbare Angst und ein Grauen. Daß dieses herrliche Geschöpf, von ihm verführt, von Barbara gepeinigt und entehrt, zur Mörderin wurde aus Liebe und Rache, ward ihm nun offenbar, und er klagte sich weinend an, sie dazu getrieben zu haben.

Wie ein Wahnsinniger lief er noch in der späten Nacht nach St. Johannis hinaus, er konnte es nicht glauben, daß seine Geliebte entflohen war.

In Nürnberg läutete die Totenglocke als Ausklang stolzer Hochzeitsfreude, sie läutete das Grauen in die Seele eines von der Bösen Erlösten und doch Doppeltbelasteten,

sie läutete einer Fliehenden die Angst nach, die sie ihr Leben lang verfolgen sollte.

Die Stadtknechte suchten den Mörder, aber keiner fand seine Spur, trotz eifriger Fahndung.

In diesem Jahre wurde in Nürnberg der Reichstag abgehalten. Das Volk strömte von nah und fern in die Stadt, galt es doch, den deutschen Kaiser Friedrich III. und seinen Sohn und Thronerben, den geliebten Maximilian, feierlich zu empfangen. An allen Giebeln und Türmen flatterten die Fahnen der alten Reichsstadt. „Unter der Vesten", vor Dürers Hause, wurde ein reichdekorierter Triumphbogen errichtet, durch den Kaiser, Reichsfürsten und Stände in die Stadt einziehen sollten. In diesem Farbengewoge bunter Banner und Kränze harrte das festlich gekleidete Volk erwartungsvoll des stolzen Schaugepränges.

Im Dürerhause besetzten die Freunde des beliebten Goldschmieds alle Fenster, da sie von dort aus die feierliche Begrüßung des Kaisers durch die Nürnberger Ratsherren am besten sehen konnten.

In ihrer Kammer lag Frau Barbara Dürerin wieder im Wochenbette. Vor einigen Tagen hatte sie ihrem Manne das fünfzehnte Kind geschenkt. Sorgenvoll besah sie das Neugeborene und dachte: „Elf hat mir der Todesengel davongetragen, wird er mir das Bärble lassen?"

Vater Dürer rückte einen Lehnstuhl ans Fenster, legte weiche Federbetten darauf und stellte eine niedrige Fußbank davor.

„Wenn sie von der Burg böllern, dann führ' ich dich in das Gestühl!" sagte er liebevoll besorgt zu seinem Weibe. „Den Kaiser mußt du sehen, Barbara. Gib mir das Kindl, ich will's tragen, daß es nit schreit. Endres und Johannes sind auf der Gasse, Albrecht ist mit Wilibald noch in seinem Stübl. Sie reden wie zwei Gelahrte, die lieben Buben."

Die Dürerin seufzte: „Ob's gut ist für den Albrecht, daß er allezeit liest und rechnet, sich sein Hirn abmartert mit Dingen, die kein Mensch braucht? Er ist rein närrisch auf das Zeug, kein vernünftig Wort kann man mit ihm mehr reden. Gott gib's, daß einmal ein tüchtiger Handwerksmeister aus ihm wird."

Vater Dürer hob lächelnd das Wickelkind auf seine Arme und wiegte es.

„Hübsch ist das Bärbele," sagte er, in sein Vaterglück versunken, „hast da fleißig das allerschönste Kindlein getragen. Gott mög' dir's vergelten an ihm; wenn's uns bleibt, wird der Albrecht einmal sein schönstes Vorbild zur heiligen Maria haben."

Von dem guten Wort, das so warm aus dem Herzen Dürers quoll, errötete das abgehärmte Weiblein, die Backen glühten im Mutterglück wie Rosen unter der weißen Haube, die zierlich ihr Haar deckte. Mit der einen Hand hielt Vater Dürer das Kind fest, mit der anderen suchte er die Hand seiner Eheliebsten, die sich ihm schon liebevoll erwartend entgegenstreckte. Zwei getreue Menschenherzen, die des Lebens Lust und Leid miteinander gottergeben trugen, sprachen durch den sanften Druck der Hände miteinander herzinniger, als es Worte vermocht hätten. Eine Rührung beschlich den ernsten Mann, als er in die blitzenden Sternenäuglein seines Kindes sah. Er war ein guter Vater, voller Liebe erzog er seine Kinder zur Ehre Gottes, denn sein Wunsch war es, sie getreu zu Pflicht und Gottvertrauen zu führen.

Wie Donner rollten die Böller von der Burg über Nürnberg. Von allen Wällen schmetterten die Fanfaren, die Glocken läuteten, und das Volk jubelte freudig aufgeregt: „Der Kaiser kommt!"

Albrecht und Wilibald Pirkheimer stürmten in die Stube. Wie ein junger Kavalier begrüßte der Patriziersohn die Wöchnerin und wünschte ihr Glück zu dem schönen Bärbele. Albrecht nahm dem Vater das Schwesterlein aus dem Arme und trug es so vorsichtig, daß die Mutter

lachen mußte. Der Vater half ihr aus dem Bette, hüllte sie in warme Tücher sorglich ein und führte sie in den Lehnstuhl zum Fenster. Kaum, daß Frau Dürerin das Kindlein wieder am Schoße hielt, schmetterten auf der Gasse die Hörner. Pauken und Trommler fielen feierlich ein, und die Flöten bliesen schrill dazwischen. Herolde schritten schwer mit ihren Wappentüchern dem Zuge voran und blieben neben dem Triumphbogen stehen. Das stolze Bild höfischen Prunkes entrollte sich vor den Augen des Volkes. Albrechts Herz pochte, sein Malerauge tauchte trunken in die Farbenpracht.

Der Kaiser und der Erbprinz Maximilian saßen auf reich gezierten Brabanter Rossen, ihnen zur Seite die Fürsten und Stände des Reiches. Die ehrbaren Räte der Stadt, Bürgermeister und Zunftvorsteher schritten ihnen würdevoll entgegen. Die Fahnen der Gilden- und Viertelsjunker schwenkten, und tausendstimmiger Jubelruf erbrauste: „Heil dem Kaiser!"

Frau Dürerin sah kummervoll den Kaiser an und dachte: „Das soll der Antichrist sein? Albrecht, Albrecht, was magst du dich jetzt schämen!"

Aber Albrecht schämte sich nicht, er hatte es ja anders gemeint. Seinem Auge bot sich ein neues Schauspiel dar, das ihn den Kaiser gar nicht viel beachten ließ. Hinter dem Zug der Fürsten und Reichsstände, der kaiserlichen Räte und der hohen Geistlichkeit tauchten drei gewaltige Eisenritter auf, die ihre Schwerter wie schützend hoch trugen. Sie saßen auf starken, geharnischten Rappen und stellten die Macht und die Gewalt des Reiches dar. Von ihren Helmkuppeln flatterten bunte Straußenfedern, der Sonne Strahlen brachen sich an den Stahlpanzern, die die mächtigen Gestalten umschlossen. Diese hochragenden Eisenreiter machten auf Albrecht einen überwältigenden Eindruck.

„Sieh dir sie an, die drei Reiter, Wilibald, das ist ein kraftvolles Bild vom deutschen Mut, wie es Meister Veit Stoß nit mächtiger schaffen könnte!" Er riß sein

Skizzenbuch aus der Tasche und zeichnete einen dieser Eisenreiter mit raschen Strichen hinein. Dabei sprach er zu Wilibald weiter:

„Die drei Geharnischten sind das sichere Bild in dem bunten Prunk, wie es die Wahrheit unter der Lüge ist. Sie sind Kraft und Größe. So eisern müßte die Gewalt sein, die dem Papst trotzte, sie müßte alles niederreiten, was sich gegen die Wahrheit erhebt. Sind sie nit wie die apokalyptischen Reiter, von denen der heilige Johannes geoffenbart hat, daß sie alles Teufelswerk des Antichristen niederreiten würden?"

Wilibald lachte, sein Schelmenauge streifte den erhitzten Freund.

„Geht wieder einmal das Rößlein durch mit dir? In allen Dingen siehst du Bilder der Apokalypse! Du hoffest wohl auf eine wunderbare Zukunft, da dir die Gegenwart so wenig behagt? Auch Imhoff vermeint, daß eine strafende Hand hineingreifen werde in die kirchliche Gewaltherrschaft, wie sie der liederliche Papst führt. Aber das vermag kein Maler. Wird wohl ein starker Gelehrtengeist sein müssen, der mit dieser Zeit aufräumt. Einer wie du, der auf Libellenflügeln der Phantasie daherreitet, mit dem Silberstift in der Hand, ist nit das Männlein für solche Glaubenstaten! Was vermag die Malerei?"

„Die Malerei zeigt im Bilde auf, was dem Volke nottut," eiferte Albrecht; „so ich auf einer Tafel oder in einem Holzschnitt den Kampf des reinen Christentums mit dem Antichristen darstelle, wird mich jedes Bauernweiblein verstehen. Wer aber versteht den Gelehrten mit seinem Latein und seinem Dünkel? Wenige sind des Lesens kundig, Bücher kann sich der Arme nit kaufen. Zu einem Holzschnitt aber langt Geld und Verständnis. Wenn die Kunst nit helfen kann, wie soll da dem armen Volk geholfen werden?"

Wilibald sah den Freund hochmütig an:

„Das dumme Volk, wer fragt nach ihm? Es tanzt willig nach der Pfeife, und ihm ist Gott und Antichrist

ein und dasselbe. Schau' da hinunter, Albrecht! johlt und schreit die Menge mit, als wüßte sie warum? Setzt uns morgen der Herrscher einen Grafen als Vogt auf die Burg, dann fluchen sie alle über den Kaiser! Ist's der Mühe wert, so ein Volk aufzuklären? Das spürt jeder Ratsherr aus den Geschlechtern, was daraus würde, wenn die Kärrner oder die Hufschmiede das Stadtregiment führen wollten. Für das Pack ist der Papst gut genug. Was die Ehrbaren untereinander und die Humanisten füreinander bedeuten und schaffen, das ist die Kultur. Ging's dem Volke und den Pfaffen nach, müßten Dichter wie Konrad Celtes, Astronomen wie Regiomontanus, der Gelehrte Sebald Schreyer und der Seefahrer Beheim als Ketzer verbrannt werden. Wenn Nürnberg so gut beraten ist, wem verdankt's das, als den Rechtsgelehrten aus seinen Geschlechtern, die sich ihr Wissen in Padua und Bologna holen? Über dieses weise Recht, das Gewalt hat und straft, schreit das dumme Volk. Laß du den gemeinen Mann einmal Gewalt üben über die Stadt, da wirst du sehen, wie das Gesindel Raub, Mord und Unzucht treiben und sich Ablaßbriefe stehlen wird, daß es Gott von den Sünden losspreche. Und du willst mit deiner feinen Kunst so ein Volk bessern wollen? Da wirst du bald als Ketzer am Holzstoß stehen, du armer Malknabe!"

Frau Dürerin, die diese Worte vernahm, faltete die Hände über ihrem Kindlein und flüsterte ihrem Manne zu:

„Jetzt hörst es du, was für ein Teufel der Wilibald ist, der verdirbt mir den frommen Sinn meines lieben Buben ganz und gar."

Vater Dürer wehrte ab: „Es ist nit so arg, als wie es sich anhört, Barbara. Beide haben recht, der Albrecht und der Wilibald. Klingt halt anders wie ein Vaterunser. Dein Maßstab ist dafür ein bißl zu kurz. Da schau', jetzt ziehen die großmächtigen Herrn weiter."

Der Zug war durch die Triumphpforte geschritten. Das Volk johlte und schrie. Stadtknechte trieben voreilige

Burschen und Frauen mit blinkenden Hellebarden zur Seite, denn jetzt marschierten die Fähnlein der Kriegsleute des Kaisers mit ihren Trommlern auf. Es waren verwegene Burschen, die keinen Teufel fürchteten, und sie sangen mit rauhen Kehlen ein Landsknechtlied.

Albrecht hatte keine Freude mehr an dem Aufzug, die Worte seines Freundes machten ihn verlegen, er empfand wohl, daß Wilibald vernünftig sprach, aber sein Idealismus ließ in diesen Dingen, die sich der junge Träumer so mühsam zusammengegrübelt hatte, nicht locker.

„Du bist ein Selbstherrlicher, Wilibald, ein Bedränger ..."

„Nein, ich bin ein angehender Rechtsgelehrter; bald reite ich nach Padua, wo ich die Wissenschaft der Rechte studieren will", unterbrach Pirkheimer.

„Für dich ist immer nur in der Wissenschaft das Recht zu finden. Such's im Menschenherzen! Dort ist das Recht anders!" Wilibald lachte.

„Ei ja, jetzt versteh' ich dich, du armer Haf'. Weil sie dir dein Judithlein uno deine Blumenfee im Fliederhaus gekränkt haben mit gerechtem Richterspruch, deshalb fingst du vom Recht im Menschenherzen. Wer soll denn diesem Recht der Richter sein?"

„Gott."

„Meinst du, der kümmert sich um unsere Sitte? Hätten wir die Richter nit, gäb's lauter Dirnen, lauter Betrüger. Gott sei Dank, daß wir so weit sind, Gott in anderen Dingen zum Richter anzurufen, als in irdischen Sünden. Die Menschen müssen untereinander gleich sein, denkst du? Das wär' ja recht, aber stell' du dich auf die gleiche Stufe mit einem Mörder! Sollen alle Menschen Mörder sein? Siehst du, wie du erschrickst? Wer Böses tut, ist ein Böser, der muß gestraft werden; wer Gutes tut, der ist ein Guter, der verdient Ehre. Was jeder seiner Seele aufpackt, das soll er vor Gott ausladen, das ist Sache seiner Seligkeit. Wer aber die Ordnung stört, der muß gerichtet werden!"

„Und die Wahrheit?" fragte Albrecht, schon recht zaghaft und hoffnungsarm geworden.

„Die Wahrheit ist alles. Recht und Unrecht, Sünde und Ehre. Sie ist der einzige Maßstab, dem unser Geist unterstellt ist. Wer sie erkennt, der ist oft arm, weil sie ihm die Phantasie zur Lüge machen kann. Gehst du ihr nach, so wird deine Kunst hart und oft auch grausam sein. Mir hat Konrad Celtes gesagt, die Wahrheit sei der Zerstörer der Phantasie, und doch könne sie über alle Schönheit erhaben sein!"

„Dann bleibt mir nit mehr viel", sagte Albrecht traurig. „Einen Grundsatz muß der Mensch haben, sonst verliert er den Halt!"

„Bleib nur du bei der Wahrheit, sie paßt für dich, denn du ziehst ihr doch ein Gewand an, wie dir's recht ist. Wahrheit, Ehrlichkeit, Pflicht und Fleiß sind Bürgertugenden."

Da fuhr Albrecht wild auf: „Ja, ich bin ein armer Malknabe und brauche Wahrheit und Ehrlichkeit; du aber bist der Sohn des vornehmsten Patriziers, da kannst du sie entbehren. Du mußt für die Deinen, ich für die Meinen im Volke stehen. Daß ich zu dir nit hinaufkann, ist nit so arg, als daß du zu mir nit herabkannst! Schau', Wilibald, so müssen wir halt einander ein bißl helfen."

Der alte Dürer hatte sein bekümmertes Weibel wieder ins Bett geführt und ihm das Kind gereicht. Zu den streitenden Buben sagte er:

„Geht jetzt mit Gott! Es ziemt sich nit, über hoch und niedrig, über Recht und Unrecht zu streiten: eine Mutter nimmt ihr Kindlein an die Brust, das ist das Heiligste und Nützlichste von allem. Das ist das Erhalten des Menschentums, die allerhöchste Notwendigkeit und Wahrheit, die der Welt frommt!"

Zu Ehren des Kaisers wurden in Nürnberg prunkende Feste gefeiert: Lanzenstechen, Scharfrennen, Armbrustschießen, Volksspiele und Ritterturniere wechselten in bunter Folge ab. In dieses rauschende Gepränge dröhnte das zinnerne Riesenhorn, das der Kaiser auf dem runden

Turm der Burg hatte errichten lassen. Mit mächtiger Stimme blies es die Stundenzeit, damit das Volk sich die herrische Macht fester in die Seele präge.

Auch der Wissenschaft bereitete der Kaiser Festesfreude, er führte im Deutschen Reich zum ersten Male die Dichterkrönung nach römischer Art ein. Mit eigener Hand setzte er dem berühmten Dichter und Gelehrten Konrad Celtes den Lorbeerkranz aufs Haupt. Damit ehrte er alle jene Männer, die sich um das Erblühen des Humanismus im Deutschen Reiche Verdienste erwarben. Celtes hatte die klassischen Studien im Reiche eingeführt. Er verkehrte oft in Nürnberg im Hause des Kirchenmeisters von St. Sebald, des verdienstvollen Pflegers der klassischen Kunst und Wissenschaft Sebald Schreyer, um den sich alle Humanisten vereinten, so daß sein Haus ihr Sammelpunkt wurde. Kam Celtes nach Nürnberg, so war er Schreyers Gast; auf ihn hatte er eine seiner geistvollsten Oden gedichtet. So wurde das Fest der ersten Dichterkrönung das Fest des deutschen Humanismus, dessen Begründer und Seele Konrad Celtes war.

Herr Dr. Johannes Pirkheimer hatte zu dieser Feier seinen Sohn Wilibald und den jungen Dürer auf die Tribüne mitgenommen, von wo aus sie die feierliche Zeremonie sehen konnten. So fand Albrecht Gelegenheit, seinen völkischen Sinn zu wandeln und höfische Sitte höher schätzen zu lernen als das Treiben des Volkes. Die Entfaltung reicher Pracht zu malerischen Bildern, das feierliche Gehaben von Würde und Fürstengunst machten einen tiefen Eindruck auf das empfängliche Gemüt des Jünglings. Heimlich zeichnete er die Skizze des feierlichen Aktes, wie der Kaiser dem Dichter den Lorbeer um die Stirn legte.

„Schau'," flüsterte Wilibald, „jetzt wirst du mich verstehen, daß im Reiche des Geistes eine schöne Phantasie auch Wahrheit sein kann. Was der Celtes gedichtet hat, ist aus seinem Geist entsprungen, also nicht aus der Wahrheit, die wir alle als Maßstab an ein Ding anlegen, was vorhanden ist. Er hat erfunden, was gar nie war, was

also keine Wahrheit ist. Und doch glaubt ein jeder an das, was er gedichtet hat. Wollte ein Dichter nur von der Wahrheit singen, die wir als solche wissen, wie unschön und wie unpersönlich wäre das Poem. So ist's bei jeder Kunst, bei der Malerei auch. Was du siehst, ist keine Kunst, aber wie du es siehst, und wie du das Gesehene in dir verarbeitest, das ist Kunst. Das kann dir nur die Gelahrtheit sagen. Aus ihr kommt alles."

Albrecht sah den Freund verwundert an und sagte: „Wohl gehört zu jeder Kunst viel Wissen, wer aber ein Künstler ist, ist's nit durch das Wissen geworden, das muß schon in ihm sein. Ließe der liebe Gott die Kunst aus den Gelehrtenschulen heraus wachsen, was wär' sie dann? Der Celtes ist von gemeinen Leuten das Kind, so wie ich. Er hätte sollen Winzer werden, hat es aber nit gekonnt, weil ihm das Wissen ein Zwang war. So ist er viel gereist in der Welt und hat seinen Sinn dafür erzogen, bis er ein Dichter wurde. Mit dem Volkslied und dem Minnesang ist der Dichter aber aus dem Volke gewachsen, und das Volk singt seine Lieder nach. Die Musik, die im Liede ist, bleibt ihm, und das Wort, das klingt, merkt es sich. Das Volk hört das Lied und versteht es; es sagt ihm das, was der Dichter denkt. Item, so ist's auch beim Maler. Er reißt die dem Menschen vertraute Form auf, wie er sich vornimmt, die Gestalten aus den Gedanken sichtbar zu machen; und schneidet er einen solchen Gedanken als Bild in Holzstöckeln, kann's der Drucker in aber tausend Malen ins Volk streuen. Das Volk versteht, was die Gestalten tun, und so wird das Denken des Malers klar. Er kann über das wahre Christentum aufklären und den Antichristen kennzeichnen. Der Barbier Rosenplüt oder der Bader Hans Folz haben ohne Latein und Padua gedichtet und gesungen, was das Volk verstehen kann, so muß auch ein Maler seine Kunst ins Volk schicken ohne Antike und Gelahrtheit."

Der junge Wilibald blähte sich in seinem Dünkel, er war kampflustig und streitbarer denn je, seit ihm sein

Vater erlaubt hatte, schon in der nächsten Zeit nach Padua an die hohe Schule zu ziehen. Er eiferte:

„Albrecht, du bist wahrhaftig berauscht. Wie kannst du das gemeine Fastnachtsgeplärr des Folz oder des Rosenplüt mit Kunst vergleichen! Da müßte ja ein Schulbub, der ein Stieflein zeichnen kann, schon gleich ein Maler sein!"

Dürer lachte und sagte boshaft:

„Schreibt ein Schreiber bei Gericht oft einen großen Stiefel und ist kein Dichter. Wirst auch manchen Stiefel machen in Padua auf der Schul' und bist kein Schuster. Das ist's, was ich sag'. Es kann eher ein Barbier wie der Rosenplüt ein Dichter sein, als ein gelehrter Dichter wie der Celtes ein Barbier. Und Dichter sind die beiden doch."

„Denk' dir jetzt," sagte Wilibald verärgert, „dein Hans Rosenplüt kniete vor dem Kaiser, und der setzte ihm das Lorbeerkränzl auf den dicken Barbierschädel. Müßtest du da nit lachen und sagen: wie kommt denn der dazu? Wo bliebe da die Würde?"

Dürer lachte aber nicht, er erwiderte ganz ernst:

„Wenn einmal der Kaiser von seinen hochmütigen Räten wird beraten werden, daß Rosenplüt den deutschen Sinn im Volke für das Schöne weckt, so wird er ihn auch ehren. Wer weiß, ob der Kaiser die Schriften des Celtes gelesen hat? Es wird die Zeit kommen, wo ein Volksdichter gekrönt werden wird vom Volke, wie heut ein Hofdichter vom Kaiser gekrönt wird. Denk' an die vier Begründer des Meistersanges, die hat der Papst mit Lorbeer gekrönt!"

„Da war aber auch der Ritter Heinrich von Meißen, der Dichter Frauenlob, dabei, der ist damals so geehrt worden wie heut der Celtes."

„Ich will dir den Celtes ja nit schmälern, aber den Rosenplüt lasse ich auch gelten, so wie ich vom Apelles weiß, daß er ein besserer Meister war wie der Wolgemut, und doch beide Maler sind."

Wilibald, der Temperamentvolle, sah den sanften, aber hartnäckigen Albrecht jetzt lustig an. Es gefiel ihm, daß

auf einmal der sonst so nachgiebige Freund streitsüchtig wurde; er wollte ihn aber nicht reizen, so lenkte er ein und nahm ihm das Skizzenbüchl aus der Hand, die Skizze betrachtend. Seine kleinen Augen funkelten, als er das Büchlein einsteckte.

„Bist ein Kreuzköpfl, Albrecht. So viel Weisheit wie heut werd' ich auf der Schule zu Padua nimmer erlernen", sagte er ohne Spott. „Ja, du hast das Rechte gesagt: beide sind Poeten, beide sind Maler. Der Gelehrte muß die seinen haben, die zu ihm und über ihn hinaufragen, und das Volk braucht seine Poeten und Maler, die zu ihm hinabsteigen, oft in Tiefen, in die das Volk sonst nit finden würde. Beide sind die Führer der Geister, die sie rufen. Wir aber, Albrecht, wollen uns auf dem Mittelwege treffen. Ich weiß, daß ich nit werde hinaufsteigen über die Gelehrten und du nit unter das Volk, da müssen wir halt einander ein bißl helfen, wie du unlängst gesagt hast. Heut haben wir angefangen, und jetzt komm, ich führe dich zum Konrad Celtes, ich zeige ihm dein Strichlwerk. Er wird sich freuen, daß ihn einer konterfeit hat in der schönsten Ehrenstunde seines Lebens, mit dem Kaiser zusammen."

So lebten die Freunde, die zu stattlichen Jünglingen aufgeschossen waren, in Eintracht, und jeder verfocht seine Meinung, und sie fanden sich aus jedem Streit wieder zusammen, weil sie sich ergänzten. Sie genossen noch die kurzen Tage der Feste zusammen, bis sie schweren Herzens Abschied nehmen mußten voneinander, denn nach den Festen sollte Wilibald nach Padua reiten.

In diesen letzten Tagen ihres Beieinanderseins, in denen Dürers Geist reiche Nahrung fand, schrieb er in sein Büchlein ein, was er ergrübelt hatte. Wilibald bog ihm die krummen Sätze gerade, denn das Schreiben machte Albrecht größere Mühe als das Zeichnen. Ergründete Weisheit aber wollte festgestellt werden, und darum mußte er sie aufschreiben. —

„Hätt' ich alle Farben, als deren nötig sind, das

Prunkhafte des Reichstags zu malen, und hätt' ich das Können dazu, ein so vollkommen Bild, wie's mein Auge erschaut, in Form und Perspektive aufzureißen, da tauschet' ich mit dem Kaiser nimmer. Was die Natur zeigt, ist das Wunderbare, sie fügt Form und Farbe in Wahrheit zusammen zum Lebendigen. Die Kunst aber kann das alles nur auf eine flache Tafel setzen. Da ist der Raum so enge und die Weite so nahe. Wie arm ist der Maler, wenn er nit darüber hinaus kann." —

„Ob Prunk und Glanz und Reichtum, wie sie der Kaiser und die Fürsten entfaltet haben am Fronleichnamsumzug, für den Maler ein Vorbild sind, weiß ich nit. Die Kunst kann sich auch mit dem Kleinen bescheiden. Ich find' im kleinen Umzug der Käferlein und der Bienen auf der Sommerwiese lieblichere Schönheit. Da seh' ich keinen Papst, der Gott vertreten möchte, keine Pfaffen, die Ablaßbriefe verkaufen, und kein Fürst dünkt sich mehr denn der Kaiser. Ich sehe Gott walten, sehe ihn schaffen, so kunstreich und so unbekümmert. Da kann ich beten zu ihm, tiefer als in der Kirche, wo das Gemüt keine Andacht hat. Da kann ich die Kunst verstehen. Denn die Kunst ist groß, schwer und gut, und wir sollen sie mit vielen Ehren in das Lob Gottes wenden. Denn in gleicher Weise, wie die alten Maler haben die schöne Gestalt der Gottesschöpfung ihrem Abgott Apollo zugemessen, also sollen wir dieselben Maße anwenden für Christo den Herrn, der der Schönste aller Welt ist. Und was für Mißgestalt tragen die prunkenden Menschen als Abbild des Erlösers im Umzug daher? — Arm ist die Kunst, und gering denken die Menschen und die Maler von ihr." —

„Was die Farbe ist, das deckt die Sonne auf. Der Schatten trübt sie, die Finsternis löscht sie ganz aus. Was aber die Sonne sonst noch hervorbringt, das macht mich irre. So ich ein Ding in der Nähe seh', ist's voller Rundung, ich könnt' um und um sehen daran. Wie aber das gleiche Ding weiter wegrückt, desto mehr verliert sich die Rundung; ist's ganz weit weg, wird's immer kleiner,

farbloser und flacher. Item, will ich erhaben malen, daß es das Gesicht soll betrügen, als wär' die ganze Rundung da, so muß ich das Ding ganz nach vorne rücken. Mal' ich's in Rundung, Farbe und Licht weiter in den Raum hinein, so bleibt's nit dort, kommt immer nach vorn, als stünd' es gleich neben dem vordersten Ding. So seh' ich's in allen Gemälden des Meisters und anderer Meister. Ich denk' mir: um das Übel zu ergründen, muß viel Zeit und Erfahrung angewendet werden. Das Hintereinanderstellen der Dinge in der Perspektive ist eine große Kunst. Frag' ich den Meister darnach, so weiß er keinen anderen Bescheid als den: Grüble nit, alle machen's so wie ich. Anders geht's nit!" —

„Selten sieht man einen Menschen, der alle Gliedmaße gleich gut hat, denn ein jeglicher besitzt Fehler. Da wär' wohl ein Bild schön zu machen, so man zu einer vollkommenen Gestalt von vielen Menschen die schönsten Teile zusammentragen wollte. So sich einer befleißt, jeglichen Teil am Menschen genau zu untersuchen: wie er gewachsen ist, was er für Dienste zu tun hat, wie die Erhöhungen und Vertiefungen in der Bewegung der Muskeln sich gebärden; was Knochen, was Fleisch, was Blut; und was die Spannstränge im ruhigen Zustand, in der Kraftübung oder im feinen Spiel für Unterschiede zeigen, der müßt' der Wahrheit am nächsten kommen und der Kunst großen Nutzen bringen. Und findet sich einer, der da beweisen könnte mit gründlicher Wahrheit, wie die Maße der schönen Gestalt zur Proportion des Menschen sich verhalten, den wollt' ich als den größten Meister preisen! Ach wie oft seh' ich große Kunst und Schönheit im Schlafe, wie ich sie im Leben nie erschauen kann. Aber so ich aufwach', ist's aus dem Gedächtnis verloren." —

„Ermuntert von meinem Eifer, die Wahrheit in der Kunstform zu erforschen, hat auch mein lieber Wilibald den Gedanken erfaßt, nachzuforschen, ob nit ein Maler aus alter Zeit über die Proportion des Menschen hat ein Buch ausgehen lassen: Und so hat der Freund von Celtes

gehört, daß solche Schriften wohl gewesen sind. Plinius hat in seiner ‚Historia naturalis' ausgesagt, daß die alten Griechen gar künstlich beschrieben hätten, wie man ein wohlgestaltet Ebenmaß den Menschen geben kann. Diese Schrift haben aber die Pfaffen im Unverstand und Aberglauben vernichtet, weil sie eine Ketzerei darin ersehen haben; denn die Maße gaben an, wie einer Venus, eines Jupiters, eines Herkules Gestalt: Schönheit, Erhabenheit und Kraft auszudrücken haben, das hat den Kirchenvätern allzu heidnisch geklungen. Du lieber Gott, warum hast du das zugelassen, daß eine so schwer gefundene Kunst also vernichtet ist worden? Wie könnt' sie heut ein Maler zu deinen Ehren anwenden! Gehört es zum Christenglauben, daß das, was du in die Seele eines Erleuchteten hast eingegossen, von den Pfaffen in deinem Namen vernichtet wurde? Jetzt steht der Maler da und kann von vorn anfangen. Es ist, als wenn jahrhundertelang keine Kunst gewesen wär'. Man hat bisher in den deutschen Landen viel geschickte Jungen zu der Kunst der Malerei getan, die man aus dem täglichen Gebrauch gelehrt hat. Sie sind aber im Unverstand wie ein wilder, unbeschnittener Baum auferwachsen. Wiewohl etliche aus ihnen durch fleißiges Üben freie Hand erlangt haben, daß sie unbedacht und allein nach ihrem Wohlgefallen Werke schufen, sind es aber Dinge, die falsch und ohne Maß und Schönheit sind. Der verständige Maler lacht über ihre Blindheit. Daß solche Maler Wohlgefallen an ihrem Irrtum haben, ist Ursache, weil sie die Kunst der Messung nit haben erlernen können; denn niemand weiß etwas davon. Nur die Welschen mögen ein geheimes Wissen haben, wie ich's aus den Stichen Mantegnas beim Nachzeichnen hab' herausgefunden. Gott helf' mir, daß ich darin weiter komm' als die anderen. Das ist meine Kümmernis!"

Mit solchen Aufzeichnungen dachte der junge Dürer sein Gedächtnis zu stärken. Oder dachte er daran, daß er einmal das, was er ergrübelte, in einem Buche werde herausgeben zum Nutzen und Frommen der armen Mal-

knaben, die so gewissenlos und so handwerksmäßig zur Kunst vorbereitet wurden? Der früh entwickelte Grüblersinn Dürers begann eben schon in jungen Jahren Erfahrungen zu sammeln, die das Schaffen eines Künstlers begründen und aufklären sollten. Angeregt von Wilibald und Dr. Schedel, vertiefte er sich in die Wissenschaften, daß sein Geist reif werde für seine Mission: der Kunst Wahrheit und Seele zu geben.

Ehe der Kaiser Nürnberg verließ, wollte er sich noch eine tiefe Herzensfreude gönnen, um seinen Unmut über die politischen Reibereien damit zu vertreiben. Er ließ sämtliche Kinder der Stadt, die schon zu gehen vermochten, im Burggraben, wo die Bäume in Herbstfarben glühten, versammeln und an sich vorbei durch die Stadt ziehen.

Es war ein klarer Herbsttag, die Buchen- und Ahornblätter hingen wie rote und gelbe Seidenfahnen an den Ästen und lagen wie eitel Gold am Boden verstreut. In dieser sterbenden Naturschönheit zog die aufblühende Lenzjugend in freudiger Erregung, lachend und singend, am Kaiser vorbei, der auf einem erhöhten Stuhle saß, alt und gebeugt, umgeben von reichgeschmückten Frauen, Fürsten und Würdenträgern. Ihm zur Seite stand Maximilian, im eifrigen Gespräch mit dem Dompropst Melchior Pfinzing. Pagen hielten dem Kaiser ungeheure Schwingen, mit Honigkuchen angefüllt, hin, und er verteilte sie lustig lachend unter die jubelnden Kinder. Jedes bekam einen Kaiserkuchen.

Als alle Kinder beschenkt waren, spielten die Stadtzinkenisten einen lustigen Marsch, und die Jugend Nürnbergs zog grüßend noch einmal am Kaiser vorbei, hinab in die Stadt, wo sie glückleuchtende Mutteraugen und Vaterherzen, die sich geehrt fühlten, empfingen.

Der Kaiser sprach zu seinen Vertrauten:

„Möge sich in den Kindern all Unser Hoffen auf des Reiches Glanz und Größe erfüllen. Der unschuldigen Kindlein Lachen ist Lobgesang, so heilig wie der Chor

der Engel. So wie Christus der Herr möchten Wir ausrufen: ‚Lasset die Kindlein zu Uns kommen!‘ Unter ihnen wird so manches sein, das einmal Nürnbergs Ruhm in die Welt tragen mag. Geb' Gott den Frieden und den Segen dazu. Wir erleben es nimmer, denn Unser Alter ist reif, und so haben Wir noch einmal die Jugend sehen wollen, die Hoffnung und Zukunft des Deutschen Reiches. Zum Gedenken an diese frohe Stunde möge alle Jahre den Kindlein dieselbe Freude werden, man möge ihnen wieder Honigküchlein geben!“

Müde stützte sich der Kaiser auf den Arm seines Sohnes und schritt in die Burg.

Albrecht hatte fleißig Umschau gehalten unter der lachenden Kinderschar und sich manch zierliches Gestaltlein in sein Buch skizziert. Ein zwölfjähriges Mägdlein, etwas derb an Gestalt, aber anmutig, stand nicht weit von ihm bei Katharina Fürlegerin und kicherte mit ihr um die Wette.

„Geh,“ lachte die Fürlegerin, „bist wohl gar verliebt in den Traumhaftigen? Der sieht kein Mädl mehr an, seit die Margarete und die Judith davon sind. Laß dir den nit einfallen, Agnes.“

„Und doch gefällt er mir“, sagte Agnes, des Hans Frey Tochter. „Seit er mich so häßlich konterfeit hat im Obstgarten, bin ich ihm gut.“

„Dich hat er konterfeit? Mich auch, aber schön.“ Kathi lachte zu Albrecht kokett hinüber, darüber ärgerte sich Agnes und eiferte: „Bleib du bei deinem Wilibald, den Albrecht laß mir!“

„Behalt dir ihn nur!“ kicherte listig die lustige Kathi, wurde aber plötzlich traurig: „Wenn der Wilibald in Welschland ist, hab' ich keinen mehr, der mich herzen mag.“

„Und da möchtest du den Albrecht?“ Zornig sah sie die Freundin an. „Du, das sag' ich dir, wenn du nach dem angelst, ist unsere Freundschaft dahin!“

Lustig lachte Kathi auf. Albrecht hörte das Lachen und sah verärgert auf die Mädchen, die eilig davonliefen.

Er war noch dabei, die Zeichnungen fein säuberlich, mit zarten Strichlein auszuführen, da trat der Bildschnitzer Veit Stoß zu ihm. Dürer hatte den Meister bei Wolgemut kennengelernt und wußte, daß er in Polen lebte und für König Kasimir gewaltige Arbeit schuf. Heimweh und Aufträge lockten ihn auf kurze Zeit nach Nürnberg. Albrecht hatte ihm gefallen, und da er ihn nun in der freien Natur sah, trat er schelmisch an ihn heran und zupfte ihn am Ohr. Launig und polternd, sprach er:

„Hör' auf mit dem Kläubeln. Bist doch so ein kluger Junge und fängst auch an, mit tausend unnützen Strichen Dinge zu machen, die mit einem Umriß besser sind. Immer noch geht's so althergebracht in Nürnberg zu. Der arme Wolgemut ist ein Ausbund an Dummheit, bei dem hast du nichts gelernt! Die Zeit rührt sich endlich. Die honigsüße Duselei kriegt einen Weinrausch. Die armseligen Krämer sitzen noch auf ihren Pfefferſäcken, sie werden bald tanzen müssen, wie die welschen Medici und Tornabuoni pfeifen. In Welschland graben sie die alten Götter aus. Junge, das ist ein anderes Leben! Hier ist der Künstler ein Bettelmann, da unten ist er ein Fürst! Und du kannst auch ein Fürst werden, wenn du willst: Ja, schau' nur, du Blauaug', du kluges, hast auch schon einen tieferen Blick in den Unflat der Zeit getan; steht doch auf deiner Stirn ein Zug, der ansagt, daß in deinem Kopf keine Grütze ist. Ring dich los von dem sinnlosen, hinfälligen Plärrkram deines Meisters, der steht so in seiner Einfalt drin, wie der Bauer im Mist! In Polen ist ein besserer Boden für dich. Solltest zu mir nach Krakau wandern auf der Gesellenfahrt. Eine ganze deutsche Kolonie von Künstlern ist schon hingezogen, und jeder hat Arbeit, soviel er mag. Glaubst du, ich bleib' in deinem Krämernest? Wenn nit das Herzweh um die deutsche Heimat gar so wütend geblasen hätte, wär' ich nimmermehr nach Nürnberg gekommen. Hab' Weib und Kinder in Krakau. Zieh zu mir, dort kannst du viel lernen! Dort regt sich ein neues Leben, hier schläft alles!"

„Meister, ich will mir's bedenken! Was Ihr mir sagt, ist Balsam für mein Ohr", sagte zaghaft Albrecht. Der Meister gefiel ihm.

„Und nach Welschland mußt du auch," schrie ihn Veit Stoß an, „dort fängt die Kunst wieder an, wie sie einmal vor fünfzehnhundert Jahren war. Der Humanismus stampft in die Pfaffenhölle hinein, und die Antike steht auf. Freiheit im Leben, Freiheit in der Kunst! Und bei uns? Pfui Teufel! sitzen noch die Rechtskonsulenten in ihrer Finsternis, versklaven das Volk, die Dummheit protzt mit den Gulden, wer die meisten hat, wird Gesetzgeber."

„Ja, Meister, auch in mir ist das alles rebellisch worden, und so such' ich zu ergrübeln, wie ich zur Wahrheit im Schaffen komm'!"

„Brauchst nur die Augen offen halten. S e h e n mußt du erst lernen, sehen, wie der Herrgott meistert, dem ist keiner über. Ist ein gottlos Schaffen, so der Maler die Heiligenfiguren aus sich heraus ersinnt und doch nichts in sich hat. Leben, Bewegung, Größe und Tiefe braucht die Kunst. Blut muß der Maler haben, kein Wachs im Hirn! Ein Schwung, eine Freiheit muß in die Gestalten kommen. Schönheit brauchen wir und Kraft. Die hölzernen Puppen, wie sie der Traut und der Wolgemut malen, sind mir ein Greuel. Sieh dir die Stiche von Martin Schongauer an, der hat das Sehen schon gelernt. Hast du die Kindlein beobachtet, wie sie die Arme zum Kaiser aufreckten, wie sie gelacht und getanzt haben? So mußt du dir ein Englein denken, wie's in der Gnade der Himmelsmutter aufgeht, in lauter Lust und Seligkeit. Zeig' einmal her dein Buch, was hast du da hingestrichelt?"

Dürer reichte dem temperamentvollen Meister sein Büchlein hin, der besah sich Blatt für Blatt und sprach kein Wort dabei. Albrecht dachte plötzlich daran, daß die Malerei auch Musik sein könnte. In den Worten Veit Stoß' vernahm er Töne und Akkorde, er vernahm eine Melodie: das Lied der Kunst, das aus den Gebresten der Menschenseele aufsteigt und das Schicksalsgebundene be-

freit. Kein Fragen kam an ihn heran, alles war Antwort, Ton um Ton: Schönheit und Wahrheit. Wie eingewiegt in die Melodie, die ihn umbrauste, stand Albrecht da und sah den Meister an; der aber riß ihn aus der Schwärmerei wild heraus.

Unwillig klappte Veit Stoß das Büchlein zu und polterte.

„Mit derlei Geseufze und Süßigkeiten fängst du nur Mäuse. Löwen mußt du fangen wollen, Löwen! Kraftvoll, mit festen Strichen, breit in Flächen, mit sicherem Hinsetzen der Bewegung mußt du Gestalten formen. Wuchtig wie Eichen müssen sie dastehen, nit aber geisterhaft und lammfromm wie das Blümelwerk, du Träumer! Komm her, ich zeig' dir's!"

Er öffnete das Büchlein wieder, nahm einen Rötelstift aus dem Wams und riß in derben, sicheren Strichen neben einem zart hingehauchten, liebevoll bestrichelten Kinderbildchen, das Albrecht mit Fleiß soeben fertiggebracht hatte, dasselbe Figürchen daneben auf. Dieselbe Bewegung, dieselbe Form, aber einfach, ohne überflüssiges Schattenwerk, mit dünneren oder kräftigeren Strichen, die Licht und Schatten angaben. In den Konturen des Meisters lag Bewegung, Kraft und Sicherheit. Verwundert sah Albrecht, der aus allen Himmeln der Melodien gefallen war, das rasche Wachsen der Umrisse und seufzte. Der Meister lachte und rief:

„Merk' dir's, Albrecht, nit im vielen Um und Auf, nit in großen Tafeln und ‚Konversationen', nit im fleißigen Kläubeln liegt die Kunst. Das sichere Treffen, mit ein paar Strichen, ist mehr wert, als das emsigste Pinselwerk. Was ich in Holz schnitze, das muß breite Formen haben, große Rundung, da wird es lebendig. Das viele Kläubeln versteinert's nur. Wenn du magst, zeig' ich dir meine Aufrisse und Kupferstiche, die hab' ich alle nach der Natur visieret. Nit was man macht, wie man's macht; und nit im Verirren von Kleinzeug: im Sicheren liegt's, womit man Löwen fängt.

Wirst doch nicht wollen für die Betschwestern schaffen? Dem höchsten Verlangen mußt du gerecht werden, Junge, du hast das Zeug in dir dazu."

Wieder hub die Melodie in Dürer an zu klingen, mächtiger als ein Orgelspiel. Die Worte des belfernden Veit Stoß überschrien das feine Gesumm, das vorher in Albrecht klang. In diese Feierstimmung, die dem jungen Sucher so Großes gab, mischten sich die Mittagsglocken und die Schreie des Stundenhorns vom Burgturm. In Albrecht wurde alles rebellisch, seine ideale Schwärmerei wich vor des Meisters temperamentvoller Realistik. Endlich sprach er jubelnd:

„Meister, Meister, Ihr seid ein Erwecker! Erst hat mich eine büßende Jungfrau ins Traumland geführt, und nun hebt Ihr mich über die Mauer, die mich vom Leben getrennt hat. Ja, Meister, ich will Löwen fangen! Gebt mir die Anleitung dazu, denn Ihr seid der Berufene."

Lachend nahm Veit Stoß den Jüngling am Arme und führte ihn in seine Behausung. Als Albrecht nach einigen Stunden von Veit Stoß kam, war in ihm eine Wandlung geschehen. Die Vereinfachung und die Sicherheit der Zeichnungen, Kupferstiche und Schnitzereien des Meisters wiesen dem Suchenden einen Weg, den er nun mit Ausdauer gehen wollte. Den ganzen Nachmittag über entwarf er Gestalten, ersann er Formen, die er in kräftigen Strichen hinsetzte, wohl noch steif und eckig, aber schon zeigte das Arbeiten ein anderes Gepräge. Er nahm sich seinen Bruder Endres vor, konterfeite ihn, und der Vater war erstaunt, wie rasch sich aus dem Idealisten ein Realist wandelte.

Was drei Jahre hindurch Albrecht von Wolgemut erlernt hatte, war in diesen Stunden vergessen. Die Schicksalsstöße, die sein weiches Gemüt empfing im Bann jugendlicher Schwärmerei, machten ihn fester, kräftiger, seine Ideen und Gedanken formten sich in bestimmtere Linien, die ihm den Pinsel allmählich aus der Hand nahmen und ihm Stichel und Holzschnittmesser als Werkzeug gaben.

So endete seine Lehrzeit, die er fleißig genutzt hatte. Um nun zu zeigen, was er konnte, bat er den Vater, ihm zu seinem Gesellenstück als Modell zu sitzen.

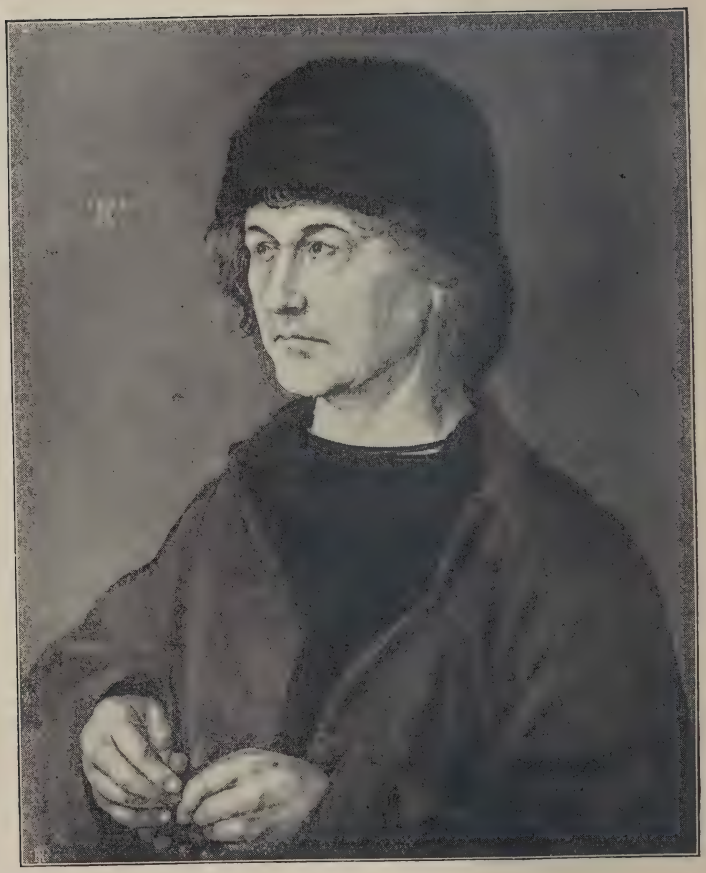
Wolgemut und seine Gesellen malten an den Tafeln zum Hauptaltar für die Augustinerkirche, den Peringsdörffer gestiftet hatte. Es war ein Dahinsetzen von leblosen, steifen Figuren, die mit ihrer Harmlosigkeit die Flügelteile füllten. Ruland Frueauf, der Passauer Malergeselle, strich mit besserem Verstehen, als es der Meister besaß, seine Farben auf die Holztafeln. Mit großer Liebe arbeitete er an der Legende des heiligen Vitus, von dem die Kirchengeschichte erzählt, daß ihm Maria selbsteigen zu einem Muttergottesbilde Modell gesessen habe. Mit dem gemütvollen Gesellen hatte Dürer Freundschaft geschlossen, er teilte ihm seine Grübeleien mit und veranlaßte ihn, den Vitustafeln tiefere Gedanken zu geben. Wilhelm Pleydenwurff und die anderen Gesellen malten an den Heiligenbildern, die die Seitenflügel zieren sollten. Der Meister schuf mit Wohlbehagen, ohne inneren Drang, bieder und derb, das Hauptwerk, die mystische Vermählung der heiligen Katharina, als Mitteltafel des Altares.

Er war in seine Gefühlsduselei eingesponnen, als Vater Dürer, feiertäglich gekleidet, in die Werkstatt trat, um seinem Sohne zu dem Konterfei zu sitzen. Lauernd harrte Wolgemut, bis Dürer lange genug die Altartafel bestaunt und Lob über Lob gespendet hatte, dann stand er geschmeichelt auf und reichte dem Goldschmied umständlich die Hand; zu weiterem Lob auffordernd, sagte er so von oben hin, als spräche er zerstreut aus tiefem Denken heraus:

„Glaubt Ihr, Vater Dürer, daß die Tafel gut ist?"

„Ein Meisterwerk ist's, wie ich kein schöneres je gesehen hab'. Euer Ruhm ist keine leere Sache; wer so ein Gemälde zustande bringen kann, der ist auch ein großer Maler. Wolle Gott, daß mein Albrecht auch einmal

Michael Wolgemut, Dürers Lehrmeister.
(Nach Dürers Ölgemälde von 1516.)



Dürers Vater. 1490.
(Ölgemälde auf Holz, lebensgroß.)

eine so große Tafel fertigbringt. Ich kann von Glück reden, daß mein Bub bei Euch hat lernen können!"

„Na ja!" sagte Wolgemut, wie sinnend seine Arbeit betrachtend, hier und dort einen Pinselstrich hinsetzend, wie es ein Meister tut, der sein inneres Schauen mit seiner Arbeit vergleicht. „Der Albrecht wird schon noch ein paar Fettschnitten hinabwürgen müssen, ehe er solche Aufträge bekommt. Will er doch höher hinaus als unsereiner. Kraft und Seele sucht er, das hat ihm der narrische Liederjahn aus Polen vorgeschwefelt. Ist ihm jetzt meine Lehre nit mehr gut genug!"

„Jesus Maria!" stöhnte Vater Dürer besorgt auf. „Wird mir doch der Bub nit mit Undank Eure Wohlgewogenheit und Güte lohnen?"

„Das nit, davon ist keine Red'!" lachte Wolgemut. „Er ist der beste und bravste Malknabe gewesen, den ich je hatte. Aber er grübelt. Wer das tut, verliert den festen Boden und steht in der Luft. Auf einer Seite zupft der Schedel an ihm herum, auf der andern der Veit Stoß. Mein Gott, ich kann's dem Buben nit verargen, er ist ein anderer, als wir waren, Meister. Zu meiner Zeit hat ein Malknabe nit viel machen dürfen, hat sich auch weiter nit viel bekümmert um die Kunst. Farbenreiben, Tafeln grundieren, Pinselwaschen war seine Hauptarbeit. Als Geselle hat er angefangen zu malen, was ihm der Meister zuwies. Heut ist's anders. Meine Malknaben dürfen schon malen und Holzschnitte ausstechen. Euer Albrecht aber ist so weit, wie kaum ein Geselle nach der Wanderschaft ist. Er denkt sich Dinge aus, die nit einmal mir einfallen. Er visiert! Wie ein Heuschreck springt er in der Natur herum und sucht sich Schönes zusammen. Da hat er mir auf den St. Bernhardflügel ein Weiherschlösser hingemalt, zum Greifen natürlich; sogar im Wasser spiegelt sich's ab. Wer denkt an das? Ein paar Aufrisse hat er mir für die ‚Weltchronik' gemacht, die besser sind als meine. Wo's der Bub nur her hat? Von mir etwan nit, ich hab' mich mein Lebtag nit ums Vi-

sieren bekümmert. Zu was braucht ein Maler ein Vorbild aus der Natur? Inwendig muß er's haben, aus sich selber muß er Gestalten und Dinge herauskitzeln. Jetzt malt er mir ein Marienbild für die Schwabacher Kirche. Heimlich hat er ein Weiblein visieret, das ihm zur Mutter Jesu am nächsten steht. Keine Visierung war ihm gut genug, immer wieder hat er neue gemacht. Jetzt ist er soweit; schaut Euch das Ding an, Ihr werdet eine helle Freude haben daran. Der Frueauf hat's ihm sogar für seine St. Vitustafel abgestohlen."

Er führte den stolzbewegten Vater zum Gestell, vor dem Albrecht fleißig arbeitete. Erschrocken wich der Sohn zurück, als der Vater die Tafel besah. Es war ein schlichtes Marienbild mit dem Jesusknaben am Schoße stehend. Als der alte Dürer das Bild voller Erstaunen eine Weile betrachtet hatte, sah er plötzlich die Ähnlichkeit der Maria mit seiner Eheliebsten.

„O du mein Gott!" schluchzte er gerührt auf, „wie lieblich das ist, und — Bub, ja Bub, ist's denn möglich? Die Mutter Gottes, mit dem Jesulein am Schoß — das ist ja deine leibhaftige Mutter?"

Die Gesellen lachten über die erstaunten Worte des alten Dürer. Albrecht aber ergriff die Hand seines Vaters, hob sie an seine Lippen und sprach:

„Ihr habt mir einmal ein Wörtl gesagt, das ich nimmer vergessen kann: ‚Eine Mutter ist heilig'. So wie die Mutter für mich gelitten hat und allezeit voll Sorge und Liebe mich betreute, so mag auch die Mutter des Heilands gewesen sein. Da muß der Mensch davor stehn und beten, weil eine Mutterschaft der Wunder Gottes größtes ist. Eine fromme, gottergebene Mutter steht auch am Kreuzweg ihres Kindes. Vater, ich hab' mir nie die liebe Mutter anders denken können, als wie die Leidensmutter Christi. Mit jedem Strich, den ich gemalt hab', ist mir die Erkenntnis gekommen, daß Maria auch nit anders hat sein können als meine Mutter. Bei jedem Strich ist mir in der Seele die Dankbarkeit aufgestiegen,

und alle Lieb' und alle Sorge hab' ich hineintragen müssen in das Gesichtl der Dulderin. Vor drei Jahren hab' ich ein einfältig Marienbildlein gezeichnet, heut mal' ich's, das gelobte ich der Gottesmutter, weil sie mich hat Maler werden lassen."

Eine feierliche Stille zog durch die Werkstatt, als der junge Dürer dieses Bekenntnis edelsten Menschentums ablegte. Die rohen Gesellen, die ehedem lachten, sahen ergriffen den Sprecher an. Der Meister reckte sich, nickte versonnen und sagte ernst: „Wahr ist's!"

Vater Dürer riß seinen Sohn ungestüm an seine Brust und küßte ihn.

„Bub, das ist mir die liebste Heimzahlung für meine Liebe zu dir!" sagte er gerührt und strich zitternd vor Freude die dünnen Locken glatt, die um das erglühte Gesicht Albrechts herabhingen: „Eine Mutter ist heilig. In ihrem Schmerz, in ihrer Sorge, in ihrem Glück ist wohl jede Mutter zum Anbeten. Deine Mutter aber leidet doppelt um dich. Jetzt wird sie sehen, daß du der Frömmsten einer bist, und daß du vom Heidentum nit die Spur in dir hast. Und nun, Albrecht, male deinen alten Vater, den wirst du schon irdischer visieren müssen!" —

Wie ihm der Sohn die Stellung gab, so blieb der Vater sitzen, als wäre er angewachsen. Er nahm die Sache ernst. Den Rosenkranz hielt er in den Fingern als Zeichen seiner Frömmigkeit, den braunen Mantel trug er lässig geöffnet, auf seinem ergrauten Haar saß eine schwarze Sammetkappe. Das schmächtige Gesicht etwas seitlich gewendet, die kleinen, klugen Augen in die Ferne gerichtet, saß er da und rührte sich nicht. Des Sohnes flinke Hand führte die Reißkohle sicher, und sein Auge suchte alle Gutmütigkeit, jedes Bröserl Entschlossenheit und die stille Ergebenheit in den Willen Gottes aus den Zügen des geliebten Vaters heraus. Flink liefen die Blicke vom Vater zum Bilde, und die Hände trugen im Bienenfleiß wahrheitsgetreu alle Einzelheiten auf die Fläche. So entstand nach der ersten Stunde ein wohlgetroffenes,

in den Aufrissen sicheres Konterfei in Kohle, daß der Vater erstaunt und freudig überrascht ausrief:

„Bub, wahrhaftig, das bin ich selbst. Nit ein Falterl fehlt in meinem Gesicht. Mach' weiter — mach' weiter!"

Als nach einer Woche das fertige Täflein, daneben das fertige Muttergottesbild in der Stube des alten Dürer zur Schau ausgestellt waren, stand die Mutter davor und faltete ihre Hände. Über ihre Wangen flossen glitzernde Tränenbächlein. Ihre Augen suchten immer wieder die Augen ihres Sohnes, der mit pochendem Herzen und voller Seligkeit die Freude der Mutter trank, als würde ihm die größte Herzenslabung zuteil. Mit unhaltbarem Aufschluchzen sank endlich die Mutter in seine Arme, strich ihm mit der arbeitsharten Hand über die Stirne, als wolle sie ein Kreuzeszeichen darauf machen, und schluchzte gerührt:

„Daß du so fromm bist, mein Sohn, ist viel mehr, als daß du so schöne Tafeln malen kannst! Verzeih mir du, daß ich so bange Nächte gezweifelt hab' an deiner Frömmigkeit. Jetzt glaub' ich wieder an dich!"

Überwältigt von ihren Gefühlen floh die glückliche Mutter in ihre Kammer und weinte ihre Freude aus. Der Vater sprach mit ruhiger Würde:

„Beim Goldschmiedhandwerk hättest du so viel Kunst nit ausstreuen können. Jetzt geb' ich's auf, darauf zu warten, daß du einmal wirst in meine Werkstatt zurückkommen. Gottes Segen helf' dir weiter!"

So hatte der junge Dürer die Lehrzeit beendet und trat nun in die Schule des Lebens. Ein mächtiger Drang erfüllte ihn, die Welt zu sehen, bei anderen Meistern zu lernen und dem Fluge der Zeit, die neue Erfüllungen forderte, zu folgen. Der Vater fügte sich willig, daß sein Sohn der alten Gepflogenheit nachkommen wollte, und gab ihm den Segen zur Gesellenfahrt, hinaus in die Freiheit.

Wer am frühen Morgen nach dem Osterfest des Jahres 1490 vor den Haustoren „Unter der Vesten“ stand, der konnte sehen, wie der junge Dürer, hoch und schlank gewachsen, etwas schmächtig, aber gesund und unternehmungslustig im Reisegewand, das dicke Felleisen am Rücken und den derben Knotenstock in der Hand, sein besorgtes Mütterlein immer wieder in die Arme schloß und abschiedswehmütig küßte. Vier Häuser weiter oben in der Gasse, neben Dr. Schedels Haus, beobachtete ein blühendes Mädchen, wie Mutter Dürer ihrem Sohne schon zum dritten Male das Zeichen des Kreuzes auf Stirne, Mund und Herz machte, auf daß seine Gedanken, sein Sprechen und sein Fühlen bei Gott bleibe. Im Nachbarhause bei Meister Wolgemut, und ganz oben „Unter der Vesten“ harrten noch andere, die dem jungen Handwerksgesellen die Hand zum Abschied drücken wollten.

Endlich riß sich Albrecht von seiner Mutter los, schwenkte seine Kappe, und mit nassen Augen sah er noch einmal voller Liebe auf sein Vaterhaus, seine Eltern und Geschwister zurück. Schluchzend rief er:

„Bleibt mir alle in Gottes Hut und gesund, bis ich zurück vom Wandern komm'!“

Rasch schritt er die Gasse entlang, harten Schrittes, tapfer die Wehmut hinunterschluckend. Die Mutter stellte sich verzweifelt in die Mitte des Weges, aus ihren Augen liefen die Tränen unaufhaltsam, schluchzend rief sie dem Sohne noch nach:

„Geh' im Namen Jesu Christi!“ Der Vater, der das Weinen kaum mehr bezwingen konnte, zog die Mutter ins Haus hinein und schloß sie in seine Arme.

Meister Wolgemut, seine Gesellen und Malknaben umringten Albrecht, und jeder gab ihm die Hand zum Abschiedsgruß. Der Meister sagte feierlich den Spruch auf, der den Wandersegen enthielt, als Wegzehrung für den Gesellen, der in die Fremde zog.

Aus Dr. Schedels Haus winkte vom oberen Stockwerk der freundliche Berater dem jungen Gesellen zu und warf ihm ein Büchlein vom Plinius herab als Wandergabe.

Als er an Sebald Freys Haus kam, sprang die holderblühte Agnes aus dem Tore, warf ihm kichernd ein Blumensträußl zu und rief:

„Wenn du mich auch nit beachtet hast, Albrecht, kennen wirst du mich doch noch, hast mich so boshaft häßlich konterfeit einmal, draußen in unserem Garten, als du mit deinem Vater zu dem meinen kamst. Wirst mein Sträußl nit verschmähen, gelt nein? Und glückliche Gesellenfahrt!“

Kaum daß Albrecht erwidern konnte, lief das muntere Mädel zum Haus hinein, wo es ein glitzernd Tränlein zerdrückte, das trotz ihrer Festigkeit unaufhaltsam aus ihren Augen quoll. Der Geselle steckte das Sträußl auf seine Kappe, sah noch einmal verwundert ins Haustor hinein, dann ging er weiter. „Ist ein Gottesgruß gewesen,“ dachte er, „hat also auch ein Mägdlein beim Abschied an mich gedacht, und gar eins, das ich arg verschmäht hab'. Da wird mir's Wandern segensreich sein!“

Vor Kobergers Haus stand der dicke Buchdrucker, Albrechts Gevatter. Er drückte seinem Patenkind ein Schreiben und ein großes Goldstück in die Hand und sagte:

„Den lieben Gott haben dir Vater und Mutter genugsam empfohlen. Über Kunstdinge hat dir dein Meister wohl auch manches geraten. So bleibt mir nur für deines Leibes Wohlfahrt zu sorgen. Sei immer ehrlich und wahr! Halte auf deine Gesundheit und laß dir kein lüstern Weib nahekommen! Die Weiber sind alle Teufel, die können dir den Glauben aus der Seele reißen. Und noch eines: du willst nach Polen wandern zu Veit Stoß, von dort

durchs Reich nach Colmar zu Martin Schongauer. Grüße mir den lieben Meister, bin mit ihm in den Niederlanden gewandert als Geselle. Von dort ist's ein Sprung nach Basel. Gib diesen Brief meinem Freunde Hans Amerbach, der hat die größte Buchoffizin in Basel, er wird dir weiterhelfen. Und jetzt fahr wohl und komm so rein heim, als du fortwanderst!"

— — — — — — — — — — — — — — — —

Im Frühling zu wandern in die Freiheit hinaus, kann's schöner sein? Die Sonne ruft dem Strauchwerk zu: „Blühe!" und alles steht im Blust. Lachend schleppt sie ihren Strahlenkranz über die grüne Wiese, und die Knöspplein öffnen ihr Blumenherz und lachen mit. Wie ein Brautschleier über Kirchenteppiche, so zieht der feine, weiße Morgennebel über die keimenden Felder. Verschlafen recken und dehnen die Bäume ihre grünschimmernden Arme in den blauen Himmel hinein. Und einer sieht's, dem es Freude macht, andere rennen vorbei und hasten, daß ihnen in den Kochtöpfen der Krämergeist nicht anbrennt.

Über Nürnberg lag ein blauer Dunst, als Albrecht sich am roten Hügel wendete und seine geliebte Heimatstadt noch einmal grüßte. Er nahm die Kappe ab und betete, denn die Glocken riefen zur Frühmesse. Als er die Kappe wieder aufsetzen wollte, sah er das Sträußlein der Agnes. Es war blaue Männertreu, die auf jedem Wegrain blüht, aber es war eine sinnige Blume. Er gedachte der Spenderin.

„Die Agnes! Also die Agnes ist die einzige, die mir ein Blümlein auf den Weg geschenkt hat. Kaum hab' ich sie angeschaut, und doch denkt sie an mich. Jetzt, weil ich fort muß, ist sie auf einmal da. Die Judith hat mich geküßt — die haben sie verjagt. Die Margarete war barmherzig zu mir — wo mag sie jetzt einsam weinen? Beide muß ich vergessen. Und die Agnes schenkt mir ein Sträußl Männertreu. So steh' ich am Kreuzweg und weiß nit wohin."

Mächtig überkam den Gesellen die Sehnsucht nach einer stillschwingenden Frauenseele. Was galt ihm in dieser Stimmung das Fragen und Grübeln nach Kunst-

form? Was war ihm jetzt der Traum vom Ruhm? Für ein liebevolles Umhalsen weicher Mädchenarme und ein trunkenes Berühren rosenroter Lippen hätte er in dieser Minute alles hingegeben. Aber zornig schrie in ihm eine Stimme: „Ist das dein Sinnen und Trachten, du Träumer? Willst du Mäuse fangen? Ist die Kunst ein Weiberarm, ist alles Wissen auf zwei Lippen abzulesen? Du mußt deine Seele frei halten von selbstsüchtigen Trieben, auf daß sie sich läutere zum Erkennen der Wahrheit in der Kunst. Du mußt die Brücken bauen von Geist zu Geist, vom Dunkel ins Licht! In der Offenbarung der Natur sollst du Gott erkennen lernen. Du sollst von Abgründen und Bergen die Schleier lüften, die ihre Geheimnisse verhüllen! Was sind Mädelarme und rote Lippen gegen deine Mission, um die du ausziehst aus der Enge in die Freiheit?"

So schrie es zwiespältig in des Gesellen Seele: Weibersehnsucht und Kunst. Da blieb Albrecht stehen, hob seine Blicke empor und sprach in die lachende Welt hinein: „Lieber Herrgott da oben, nimm alles von mir, was mit heißer Sehnsucht nach anderem ruft als nach der Kunst. Ihr muß ich dienen. Das andere ist ja nur ein Irren und Träumen, ein armseliges Verzetteln der Sinne. Leuchte mir in meine Seele und auf meine Wege, daß ich die Wahrheit finde. In ihr ist alles. Frei will ich sein von aller Herzenskümmernis. Schütze mich, du Meister aller Meister, auf daß ich nimmer in Versuchung falle!"

Im Sturmschritt lief Albrecht den Hügel hinab, der Pegnitz zu, auf die Landstraße.

Mit einem jähen Ruck riß er das Sträußlein Männertreu von seiner Kappe und warf es in die Pegnitz. „Trag's ihr zurück!" rief er den eilenden Wellen nach, die den Strauß rasch fortwirbelten. Hochaufgerichtet schritt er in die schöne, freie Welt hinein. Er hörte die Lerchen in den Lüften jubeln, sah die Bienen schwärmen, aus jeder Blume den Schatz hebend, den sie so fleißig zusammentrugen in ihre Waben.

„Bienlein — Bienlein!“ rief jubelnd der Geselle, „du zeigst mir den rechten Weg! Auch ich will ja Schätze suchen, sie fleißig sammeln, um in meines Lebens Nöten dem schaffenden Geiste Nahrung geben zu können aus meinen Waben. Singe nur, du flatternde Lerche im Blau, dein Minnesang macht mich nimmer irre!“

So hatte der Wandergeselle Abschied genommen von Vater und Mutter, von Heimat und Liebessehnsucht. In seiner Seele begann es zu surren und zu spinnen, unendlich viel Fäden drehte das Spinnradl seines Grübelns. Wenn einer riß, zupfte ein neues Denken den anderen von der Kunkel des Schauens, aber es kam keine volle Spule zustande, im Vielerlei verwirrten sich die Fäden. Mit einem Tritt hielt die Erkenntnis das Radl an und warnte: Ist ein emsig Aufbauen und Zerstören, das Leben! Und so macht's die Kunst. Was dein Auge so schön sieht, die schaffende Hand zerstört mit ihrem Unvermögen all die Herrlichkeiten. Kaum springt dir ein lebendig Ding ins Hirn, am Papier wird's hart und steif wie aus Holz. Wagt sich ein Gedanke herfür, der hellklingend von der Sonne kommt, so springt eine Nachtkröte über seinen Weg und verfinstert ihn. Hinter dem Ackern und dem Blühen kommt das Fruchten, und da muß jede Blüte zerfallen auf der Scholle. Was aber wird gedeihen auf dem roten Acker der Arbeit? Wird die Frucht für den Hunger reifen? Wird sie im Wetterhagel unreif verkommen? Hunger haben Seele und Leib, der ist der ärgste Zerstörer, baut nie auf, verschlingt alles. Die ganze Welt hungert jeden Tag und jede Stunde. Und die Zeit hungert und frißt alles, zuletzt auch uns. Was ist es da nütze, Geselle, wenn du dein Hirn zerreißt und wieder flickst? Ein jeder Gedanke, ein jegliches Schaffen, alles Wissen, Kunst und Glaube, Liebe und Not versinken in dem aufgesperrten Hungermaul der fressenden Zeit!

Der Geselle blieb stehen, sann eine Weile, lachte und trieb die Kurbel seines Spinnradls wieder an. Die Welt ist groß, der Menschenwürmlein sind viele, da muß

geschaffen, muß der Hunger gestillt werden. Und doch regiert der Mensch das alles mit seinem Geist. In seinen vier Wänden ist er der Herrgott, der seine Welt erhält, die winzig klein, aber seine eigene Welt ist. Sie ist Welt, soweit sein Sinn es faßt; alle Seelenkeime sprießen auf, blühen und wollen fruchten. Der eine läßt sie erfrieren, der andere trägt sie an die warme Sonne. Ist das alles aus der Idee vom Weltgeist entsprungen? Ist das Menschenleben ein Teil der Welt oder nur ein Fruchtkörnlein für den Welthunger?

Ein heftiger Windstoß riß dem Wandergesellen die Kappe vom Kopfe und trieb sie über den Weg. Lachend lief er ihr nach und erhaschte sie. So eine Kappe ist nur ein totes Ding, und der Mensch braucht sie doch, wieviel mehr braucht die Welt den lebendigen Menschen. Er ist des Herrgotts Helfer, der Knecht des Erbauers. Er hilft, neue Welten schaffen, und wer es am besten trifft, der ist wieder eine Welt für sich, um die sich andere drehen. Er streut Licht in die Finsternis, sät in öde Felder keimenden Samen und läßt fruchten. Er wird für andere ein Herrgott!

Bei diesem vermessenen Gedanken stand das Grübeln still. Der Geselle lachte in die sonnige, freie Welt hinein: „Und ich will am Himmel stehen, nit wie ein Staubkörnl am Wege verwehen. Ich will kein Bauer sein, der da knechten muß auf seinem Brachland. Edelkraut und Sonnenblumen will ich in meinen Garten pflanzen. Die Zeit wird kommen, wo ich eine eigene Welt beherrsche! Das Stundenglas will ich mir selber richten, was brauch' ich mein Zeitmaß nach einem anderen zu stellen? Spinn nur, mein Radl, spinn, meine Spule wird sich schon füllen!" — „Prahlhans!" rief die Erkenntnis dem Rauschigen zu.

Da lachte und kicherte die lauschende oberfränkische Nacht und ließ die Sterne tanzen. Hinter der plätschernden, tratschenden Regnitz lauerte Bamberg, das erste Ziel des Gesellen. Wie ein Fels ragt die Babenbergsche Burg, die Residenz der Bischöfe, in den Himmel und trotzt in

die Stille hinein, von historischem Morden träumend. Erschrick nicht, Geselle! Menschen, die Herrgötter spielen wollen, müssen Könige morden, sie haben Hunger wie du!

In Bamberg ist's leer und still. Nur die Herberge ist lebendig von Wandergesellen und durstigen Brüdern der Arbeit. Die pfeifen auf den Rat, der ihnen die lustigen Stunden kürzt. Das Frankenbräu ist braun und würzig. Der Tag ist zur Plage da, die Nacht zum Saufen. Trink Geselle, das Spinnradl wird sich besser drehen dabei.

Am ersten Wandertage ist man am liebsten allein mit seiner neuen Gesellenwürde. Schließt sich aber ein Wanderbursch an und noch einer, da wird der Weg kürzer. Kommt ein Regenwetter, so ist die Wegschenke gemütlicher als eine Hochzeitstafel. Wenn ein Geselle seine Lügentrommel rührt und von List und Schelmerei auftischt, und der andere die Prahltrompete bläst von Weibern, die er willig fand im Heu und auf der Tenne, da ist die Zeit wie ein Saus vorbei, und Dörfer und Städte sind zurückgeblieben wie die Schnecken. Je lauter diese Musik, desto kurzweiliger der Weg, und auf der Walz halten die Gesellen zusammen.

Aber die lachen nur und streuen Unflat und Lästerdinge über den Weg. Keiner hat Augen für die Gotteswelt, jeder ist ein Zerstörer. Keiner merkt's, wie die Vöglein sich nach einem Regen freuen, nach den Mücken schnappen und sich in den Wegpfützen baden. Nur der Nürnberger Malergeselle hat die Augen überall und die Ohren nie bei der Aufschneiderei der anderen. Er sieht, wie das Licht der Sonne mit lustigen Farben malt, wie es alle Dinge bunt anstreicht und sich zu einem leuchtenden Bilde zusammenstimmt; wie sich das Grau der Regenwolken langsam niederläßt, von der lachenden Sonne getreten, wie es demütig, wie ein armseliger Bettelmann, durch die dunstigen Gärten am Horizont schleicht und sich vor den aufflammenden Farben verkriecht.

„Stehenbleiben!" ruft das Gotteswunder herrisch.

„Ach, wie armselig ist die Kunst!" seufzt der Malergeselle. Aber er läßt die Lügentrommeln laufen, hockt sich auf einen Stein, löst sein Farbenbüchslein aus dem Fellleisen, zieht sein Büchl aus der Tasche und strichelt. Erst in derben Strichen, wie Veit Stoß es ihm gewiesen, dann aber wird dem suchenden Auge immer mehr offenbar. Er versinkt in die gewohnte Kläubelei, düftelt und tupfelt. „Der Meister ist ja weit in Polen drüben, er sieht's nit", denkt der Sünder. „Ist doch schön, das Malenkönnen!" lacht sein trunkenes Auge. Hat er den Farbenkram eingepackt, birgt er sein Büchlein so, als müsse er Schätze verstecken. Dann lacht er, als hätt' er eine Riesenaltartafel gemalt und der Stifter ihn fürstlich belohnt.

„Keinen Stüber ist das Ding wert", hört er Meister Wolgemut spotten. „Wirst schon sehn, Meister, was ich daraus mache, wenn's ans Fruchten geht!" lacht der Geselle und springt über Pfützen und Steine den andern nach, die er im nächsten Dorfe trommeln und trompeten hört. Die langen, braunen Locken baumeln um das rotglühende Gesicht.

In Kulmbach nimmt ein Holzflößer die Gesellen auf die Plätte. Hei, wie den springenden Wellen des roten Main die Kämme wachsen! Die Augen des Nürnbergers fliegen wie hungrige Schwalben hin und her und tragen die lieblichen Bilder, die aus den Windungen herausspringen und lustig vorbeitanzen, in ihr Nest. „Bleib stehn, Fährmann!" Die Flöße treiben weiter, die Gesellen lachen, die Schönheit zerrinnt in noch schönere und ruft dem hungrigen Seher zu: „Verschluck' mich nit!"

Du Qualenausbund von einer Stromfahrt! Hundert Strichlein grad darf man machen, wie ein Spinnetz schaut das Gekritzel aus. Keiner erkennt daran die Gottespracht, nur der sie gesehen hat, kann sich in das Netzwerk finden und das Gesehene aus dem Hirnkastl dazutun.

Aus dem Hügelland, aus den Hopfenfeldern und den bunten Geländen springt wie ein Riese die Feste Plassenburg, die Residenz der Markgrafen von Brandenburg.

Da bleibt dem Malergesellen der Mund offen stehn! Dort türmt sich ein Ungetüm auf, von Menschenhand geschaffen, und zeigt mit den Fingern hinauf zum Himmel wie eine Warnung für den Kleinmütigen, den die Zweifel niederwarfen auf die Knie. Steh auf und schau', was ein Mensch, so ein Staubkörnl am Wege, da ersonnen und aufgebaut hat vor hundert Jahren, und von ihm ist nichts mehr da. Seine Seele aber lebt in seinem Werke noch Hunderte von Jahren weiter. Mach's ihm nach, Geselle, bau' deine Welt so stark, daß sie nicht mit dir untergehe!

In jedem Ton, der um dich schwirrt, liegt eine Lockung für dein Denken. Dein Sinnen stellt sich auf ein Empor hinauf, dein Reden bläht sich, und bald fängst du auch an zu trommeln und zu trompeten. In dieser Freiheit wird dein Herz zum Dom, du zündest alle Kerzen an am Altar deiner Götzen und streust Weihrauch auf die Pfanne deiner Stimmung. Mit allen Beinen stampfst du die Orgel und spielst dir eine Messe vor. Aber die Wellenweiber, die Windjungfrauen und die Wolkenmänner lachen hinter dir her, bis du s' hören und sehen mußt und wieder dastehst wie ein Hansnarr am Jahrmarkt. Für deine Unsterblichkeit hast du noch Zeit, fang erst an zu leben! Menschlein, bist ja nur ein Spielzeug in der Hand der Riesenjungfrau Natur.

Von Stadt zu Stadt zieht der hungrige, nimmersatte Malergeselle. Über das Erzgebirge von Böheim steigt er. Hat er einen klaren Gedanken im Tal gehabt, wischt ihn der Bergzauber fort, der mit seinen Felsenleibern aus Granit und Basalt protzt, die sich in die Hügellenden hineindrücken wie die Landsknechte in die Bauerndirnen. Ein Schmachten liegt im Himmel und ein Schmatzen in der Luft. Hoch oben auf der Höhe sieht man alles klein im Tal. Der Bergsteiger sieht sich in seiner ganzen Größe und denkt: so klein wie da unten ist die Welt in dir, die Formen verflachen, die Farben vergehen; das ist die Perspektive, die den Raum zurückläßt. Ich aber will vorn stehen und oben, da wird alles greifbarer, mächtiger und sicherer; ich seh'

die Größen und Höhen vor mir, die ich bezwingen und besteigen muß! Bist du müde, so leg' dich ins Moos und dreh' dein Radl. Jetzt hast du Zeit dazu! Wenn von dir ein Stifter eine Altartafel verlangt, wie wirst du's machen? Denk' an den Gärtner! Der bestellt erst die Erde, sät den Samen hinein, gießt fleißig, daß er hervorschieße. Da weiß er schon, was draus wird. Er sagt sich, die Levkoien erblühen weiß und rosa, die Veilchen blau, die Mohnblume rot, die Aurikeln gelb. Aus den grünen Knospen springen die Farben heraus, wie sie der Gärtner will. So muß auch der Maler das Bild wissend und fertig erst in sich haben und sehen. Er setzt mit der Reißkohle die Umrisse hin, die er in einer grauen Tempera untermalt. In die Mitte die Maria und Engel, zu ihren Füßen die Stifter. Ist der Aufriß fertig, sieht er aus wie ein Ackerland, auf das ein Schubkarren all seinen Kram geleert hat. Jetzt kommt das Visieren; wer es nicht kann, der stiehlt's von anderen Bildern oder gibt aus sich heraus, was er hat. Er braucht nicht zu geizen, wenn er viel besitzt, das er wie ein flinkes Bienlein zusammengetragen hat in seine Waben; fehlt's daran, da heißt's ausborgen und zusammenkleistern, ob gut ob schlecht, das ist egal. Dann ist das Anstreichen entweder eine Qual oder eine Freude. Eine Qual für den, der nicht weiß, wo die Farbe hinpaßt, eine Freude für den, der schon im Aufriß die Farben sieht und so viel weiß wie der Gärtner. Die meisten Maler schaffen um hundert Gulden Kunst weniger denn um dreihundert. So macht's der Wolgemut. Wie mag's der Martin Schongauer machen? Wie aber mögen's der Mantegna und der Leonardo anfangen und beenden? Ja, wer so glücklich wäre und das wissen könnte, dem würde das Malen zur Lust. —

Die Bauern im Dorf stehen lange still, wenn sie über Mist und Vieh die Meinungen austauschen. Da hat der Geselle Zeit zum Aufreißen. Es lacht und sprüht in ihm vor Eifer. Er sieht die Bauern an, als wären sie Ratsherrn. Ihm ist eine Rauhhand so lieb wie ein Edelknabe;

beide sind ein Stückl Natur, gehören in ihre Landschaft hinein, die braucht ein Maler für seine Gestalten. Wird wohl demnächst eine Dirne für eine Heilige anschauen, der Geselle! Kann er doch von der Schwärmerei nicht lassen! So treibt er's Woche um Woche . . .

Die Sonne war schon hinter die Hügelkette der Sudeten gestiegen. Ihr roter Mantel hing noch um die Felsenkämme. Mit strahlend grünen Matten bedeckt, schwingt sich der Bergrücken ins Polenland hinein. Meilenweit flach. Dort fließt die Oder wie ein Silberfaden dahin. Den Leib durchtränkt von der Harzluft der Wälder, die Augen müde vom Suchen und Schauen, wandert der Geselle auf Krakau zu. Er nächtigt in einem Bauernhof. Dort wühlen die Schweine im Mist, als suchten sie Gold. Der Hofhund bellt. Vom Heuboden sieht der erwachende Geselle das Bild des Lebens im Hofe. Der Knecht lockt Schweine und Ferkel zum Futtertrog und kniet sich davor nieder zum Morgengebet. Locken umspielen sein Gesicht. Da denkt der Geselle, so mag es den Menschen beim Beten erheben, wenn er verloren ist, sein Auge nur das Häßliche erschauen muß, seine Hände im Schmutz wühlend. Er lebt dahin mit den Tieren, und nichts sonst kennt er vom Leben. Seine Gedanken wandern im Bauernhof, gehen sie darüber hinaus, so haben sie Heimweh. Verloren in sich und für andere, hat er nur das Lippengebet, täglich dasselbe. Und so bin ich, so verloren in der Zeit; um mich die Menschentiere, in mir das Heimweh nach der Kunst. So bin ich, habe nur die Gebete an die Kunst und sehe keinen Gott.

Solange der verlorene Sohn Gottes betet, streicht der Silberstift des Gesellen über das Blatt im Büchl und hält die Gestalt fest. Dann siedeln sich die Schweine näher zum Knecht, die Ferkel läßt der Geselle auch nicht aus, und der Futtertrog wird so genau besehen wie ein Frauenauge, in dem sich das Fenster spiegelt. Hofhütten mit den spitzen Dächern, Stall und Wirtschaftsgeräte zeichnet die

flinke Hand peinlich genau um die Gesellschaft von Mensch und Tieren. Ein solches Stücklein sorgloser, verlorener Natur paßt so gut um den verlorenen Sohn beim Beten. Der Geselle denkt dabei an sich selber und zeichnet sich selber in die Gestalt des Knechtes. Den Aufriß will er nützen für einen Kupferstich.

In Krakau war keine Not, die reichen Polen haben und verschwenden viel. Die Kirchen zeigen Wunder an Kunst. In der Marienkirche hat Veit Stoß einen Marienaltar geschnitzt, der den Gesellen Dürer den temperamentvollen Meister erst recht verstehen ließ. Die von brausendem Leben erfüllten Gestalten mit ihren ausdrucksvollen Köpfen und Händen, die wuchtigen Bewegungen in breiten Massen des Gewandes, wirkten so tief auf den Schwärmer, daß er erst jetzt die Worte des Meisters richtig einschätzte. Ja, so fängt man Löwen, das ist kein Kläubeln für Betschwestern, das ist Lebensenergie, gewaltig und wahr. Die Altarflügel mit den Reliefs, das Leiden Christi und das Leben Marias schildernd, sind von Poesie durchhaucht und doch so kraftvoll, so menschlich gedacht, daß Albrecht erkannte, wie der Meister das alles nach dem Leben schuf.

Der Geselle hatte keine Blicke mehr für die Schönheit der Plätze und Gassen Krakaus. Vorerst nahm ihn der großzügige Luxus, das eigenartig östliche und das hastige Getriebe der Großstadt in seinen Bann. Bei der Unrast des Schauens, die auf ihn einstürmte, hatte sein wacher Schönheitssinn zum Besuch und Bewundern der Schlösser und Kirchen Zeit gefunden. Seit er aber Veit Stoß beim Schaffen sah, seinen Marienaltar bewundert hatte, stürzte auch er sich in die Arbeit mit einem Heißhunger, als müsse er nachholen, was er in der Zeit seines Wanderns versäumt hatte. Meister Stoß nahm ihn in seine Werkstatt und vertraute ihm Arbeiten an, von denen er wußte, daß sie für Dürer eine tüchtige Schule waren: vorerst ein kleines Bild, dann eine ganze, dreiteilige Altartafel.

Der hl. Hieronymus.
(Holzschnitt-Titel zur Basler Ausgabe der Hieronymusbriefe. 1493.)

Alter Schloßhof in Innsbruck. 1493.
(Aus Dürers Skizzenbuch.)

Viele Nürenberger Meister und Gesellen lernte er in Krakau kennen, und von einem russischen Maler, der bei Leonardo in Mailand gearbeitet hatte und nur nackte Weiber malte, erfuhr er von den Messungen, die Leonardo an antiken Ausgrabungen anstellte. Das große Interesse Dürers für diese ihm so wertvolle Kunst wurde aber arg enttäuscht, als er die Bilder des Russen sah. Da fand er weder Schönheit noch Proportionen. Derb und ungeschlacht, ohne Geist und Leben, mit kurzen Beinen, breiten Hüften, quellenden Brüsten und großen Köpfen, die blöde aussahen, waren die Weiber, die der Russe in großer Zahl malte. Veit Stoß lachte, als ihm Dürer diese Enttäuschung mitteilte, und polterte:

„Die Kunst ist für den einen eine Heilige, für den andern eine Metze. Bleib den Weibern weit aus dem Wege, Geselle, sie sind alle nit wert, daß man sie für die Kunst auszieht. Was siehst du Schönes an ihnen? Glaubst du, daß der nackte Leib das Sinnliche zeigt? Im Sinnlichen ist Schönheit, die dir viel mehr deuten kann, wenn du sie erträumst. Dein Auge sieht da in eine Welt hinein, die ihm das Gefühl erschließt. Das Gefühl aber ist in dir, das kannst du nit von anderen übernehmen. Es mag Weiber geben, die ein edles Gefühl erwecken; ich hab' keine gesehen. Die Polinnen sind eine kleine Rasse, breit und stämmig, für die Lust geschaffen, nit für die Kunst. Hüte dich vor ihnen, sie saugen dir die Seele aus dem Leibe! Wer Weiber hier visieret, denkt nit immer an die Kunst. Der russische Geselle hat alle Dirnen von Krakau gemalt, ihm ist das ganz gleich, ob sie wohlgebaut oder nur Fleischklumpen sind, er sucht das Weib, wie der Bock im Walde. Ich hab für den König von Portugal ein Evabild geschnitzt, hab kein Weib dazu finden können, da mußte ich's aus mir heraus schnitzen. War aber so naturgetreu, daß einer, der das Schnitzwerk sah, derart erschrocken war, daß er aufgeschrien hat. Er vermeinte, ein lebendig Weib so nackend zu sehen. Jeder verträgt das nit. Hab' seither kein solches Bild-

werk mehr geschnitzt. Ist nit der Müh' wert, so ein Frauenzimmer!"

„Was bist du für ein gefühlloser Mann", dachte Albrecht; „die ‚Weibesschönheit ist doch das Höchste in der Kunst', hat Doktor Schedel gesagt. ‚Wer sie ergründet in Maß und Farbe, der ist der alten Kunst nahe.' Warum bekümmert sich Leonardo so um das Messen der Weibesschönheit? Freilich so, wie der russische Maler eine Dirne malt, soll kein Weib sich zeigen."

Einmal ging Dürer an einem heißen Abende in einen Schankgarten, um sich dort abzukühlen. Er setzte sich zu einem einsamen Tische, um allein zu sein und sein Spinnradl drehen zu lassen. Ein Mädchen, kokett aufgeputzt, setzte sich zu ihm und blickte ihn lächelnd an. Dürer sah sie nicht, seine Blicke suchten im Garten herum. Da lachte sie hell auf und sagte:

„Ihr erwartet wohl jemand? Etwa ein Jüngferlein?"

„Daß ich nit wüßt', zu was braucht' ich ein solch Weiberzeug?" sagte er, erbittert über ihre kecke Art. Sie lachte jetzt aus vollem Halse:

„Könntet schon eine brauchen, die Euch herzen möcht'. Seid doch ein schöner Jüngling! Das Lockengekräusel um Euren Nacken steht Euch gar gut! Und Hände habt Ihr wie ein Edelfräulein!"

Zornig sah er sie an. Sie war schön, üppig gebaut und trug mächtige, schwarze Haarflechten. Allmählich schüchterte ihn ihr lachendes Auge ein. Er wollte höflicher sein und sagte befangen:

„Ihr seid wohl eine Polin?"

„Ich bin Schankdirne beim Wirt zum ‚König Kasimir'. Ein Tag Freiheit ist schön! So ohne Plag' und Grobheiten lebt sich's gut. Ins warme Bett steigen und denken, kannst heut schlafen, bis morgen die Sonne lacht! Da strecken sich die Glieder wohlig aus und wühlt sich's gut in den Polstern. Schöner noch, wenn man nit allein liegt." Sie sah ihn begehrlich an und fuhr fort: „Warum

wollt Ihr denn kein Jüngferlein? Habt Ihr Angst? Sie beißen nit!"

Der Geselle wurde rot bis über die Ohren, er sah sie verstohlen an und sagte verlegen:

„Angst hab' ich keine, aber ich will kein Mädl. Hab' an anderes zu denken als an das Schalmüren."

Sie rückte näher zu ihm heran und kicherte.

„Ich hab' ein Gärtlein daheim, ist ein Hollerstrauch drinnen, darunter ein Bänklein. Kein Vöglein kann uns sehn, wenn ich meine Arme um Euren Hals lege."

Der Geselle dachte an die Worte Kobergers: „Laß dir kein lüstern Weib nahekommen, die Weiber sind Teufel!" Und er dachte an den Weiberfeind Veit Stoß, und er dachte an den Fliederstrauch der armen Margarete. Voller Ekel rückte er von der Dirne weg, nahm seinen Bierkrug und setzte sich an einen anderen Tisch, weit weg. Ihr lustiges Lachen verfolgte ihn.

Als er nach einer Weile zu der Dirne hinüberblinzelte, sah er sie auf den Knien des russischen Malers sitzen, der seinen Arm um ihren Hals geschlungen hielt. Da surrte wieder sein Rädchen, lange grübelte er über die Weibersache nach, endlich erhob er sich und ging heim.

Ein Steinlein hatt' die Polin in den ruhigen Born seiner Seele geworfen, der zog mächtige Ringe, und mittendrin lag das Sträußlein Männertreu der Agnes. Bei seiner Arbeit sah er oft plötzlich die lachenden Augen der Polin. Oft im regsten Gespräch mit dem Meister hörte er das Kichern der Dirne. Die Ringe in seinem Seelenspiegel ruhten nicht.

Albrecht schrieb den ersten Brief heim an den Vater.

„Krakau ist eine schöne Stadt. Der Meister Stoß und die Meisterin sind viel gut zu mir. Manches kann ich erschauen und lernen. Ich hab' auch eine Altartafel gemalt. Die Kunst ist ein schwer Ding, sie hanget allzusehr der Lüge an, so wahrhaftig kann man gar nit sein, am Gemälde schaut's immer erlogen aus. Ich denk' viel an Euch und die Mutter. Hans Freys Töchterlein, die Agnes, hat

mir auf die Wanderschaft ein Sträußl Männertreu geschenkt. Und das Büchlein, das ich beilege, hebt mir gut auf, sind viel nützliche Visierungen drinnen für mich. Sagt der Mutter, daß ich hier mehr fromm bin als daheim, sie soll keine Angst haben um mich. Und meinen Brüdern sagt, sie sollen Euch folgen und Eurer Lehren froh sein, mir helfen sie weiter. Item ich wünsch' Euch allen und der Agnes viel gute Stund' und eine groß' Gesundheit.

Somit Gott befohlen

Albrecht Dürer in Krakau."

Ein Jahr lang war Albrecht schon von daheim fort. Die Zeit war ihm verstrichen wie noch nie. In die Arbeit der Altartafel für ein Schnitzwerk des Meisters war er so versponnen, daß er von früh bis in die Nacht daran kläubelte. Veit Stoß lobte ihn, das gab ihm frohen Mut. Aber die lachenden Augen der Dirne verfolgten ihn bei all seinem Fleiße.

Als er an einem späten Abend wieder einmal Verlangen hatte, Bier zu trinken, und der Meister, der kein solches Getränk berührte, ihn nicht begleiten wollte, machte er einen großen Bogen um den Gasthausgarten, in dem er die schöne Dirne traf. Er wollte sie nicht mehr sehen. Nach langem Wandern fand er einen Schankgarten, in dem er einen einsamen Tisch aufsuchte. Die Schankdirne brachte ihm einen Krug und kredenzte ihn nach Sitte und Brauch. Als sie aber dem Gesellen in die Augen sah, kicherte sie lustig:

„Ihr seid ja der, der kein Jüngferlein mag, und dem mein Hollerbaum nit gut genug war? Ihr seid ein rechter Angsthas', da muß ich schon ein bißl helfen!"

Hurtig, wie ein Wiesel, ließ sie sich auf seine Knie nieder, schlang ihre Arme um seinen Hals und hielt ihm die roten Lippen hin zum Kuß.

Eine heiße Blutwelle lief durch seinen Leib. Was war doch das für ein Gefühl? Der Mund so voll, so rot, so hochgebogen, wie heiß konnte der küssen. Die Seele

des zaghaften Gesellen stand in Flammen. Er fühlte keinen festen Halt, er schien zu schweben. Eine ungekannte Sehnsucht rief ihn. Die Pulse jagten in sinnloser Unrast bis in seinen Hals hinauf. Wie ein tolles Wirbeln ging's um ihn her, als umhalsten ihn hundert weiche, warme Frauenarme. Er stand wie in Rauch und Flammen. Wie auf einem kochenden See zog seine Seele in die Weite. Ein brennender Durst stieg in ihm auf, er trank sich satt an den rotglühenden Lippen. Alle Sinne nahm er zusammen, dann zuckte er plötzlich auf, als hörte er den alten Koberger mahnen. Schamhaft stieß er die Dirne von sich.

„Schämt Ihr Euch nit, unter so viel Leuten?" rief er zornig.

Sie lachte so silberhell, daß ihn das harte Wort reute. Schelmisch sagte sie:

„Hat's Euch etwan nit geschmeckt? Oh, Ihr könnt küssen, Herz und Seligkeit saugt Ihr einem aus dem Leibe." Lachend lief sie davon wie ein Wiesel, nahm die leeren Krüge von den Tischen, brachte volle, und dreiste Männerhände griffen nach ihr.

Der Geselle saß, und eine Scham färbte seine Wangen. Er saß und sann, es drehte sich alles in ihm und um ihn. Er dachte: Mit der Erde, mit den Sternen fliegst du fort, kein Halten gibt's mehr. Einmal ein Mädl liebhaben, in lebendige Formen sich hineinwühlen... Da kam wieder die Scham über ihn: „Pfui, was bist du doch für ein unzüchtiger Geselle!"

Es ließ ihn nicht los, das Tanzen der Sinne: Ein Geheimnis muß das Weib doch haben, sonst könnt's nit so rebellen in mir. Fragen muß ich das Mädl, alles will ich wissen. Sie weiß nit, wer ich bin, ich weiß nit, wer sie ist, und das Küssen ist doch eine Seligkeit...

Die Dirne kam wieder, setzte sich zu ihm hin und lachte.

„Hast noch kein Mädl geherzt, armer Narr", duzte sie ihn. „Weißt du überhaupt, wie ein Mädl ausschaut?"

„Sagt mir's", rief er keuchend.

„Gibt's Worte dafür? Hast ja zwei helle Augen, schau' her!"

Flink riß sie ihr Leibchen über die Schultern und entblößte ihre Brust. „So sieht's oben aus. Das andere kann ich dir jetzt nit zeigen. Da mußt du schon zum Hollerbaum kommen."

Der Geselle starrte die üppigen Leibesformen an. Ein Zittern befiel ihn. Sie lachte hell auf und zog ihr Leibchen flink wieder hoch.

„Hat's dir gefallen? Bin ich nit schön?"

„Ja", hauchte er; das Blut hämmerte lauter in ihm. Sie schlang die Arme um seinen Hals und zog seinen Kopf an ihre Brust. Ein Kichern durchrieselte ihren üppigen Leib. Da erwachte der Geselle aus seiner Trunkenheit. Er drängte sich von der Dirne los, und voller Angst schrie er:

„Weiche von mir, Satanas, und führe mich nit in Versuchung!"

Das Kichern verstummte. Die Dirne richtete sich hoch auf und sagte zornig: „Ich bin kein Satanas. War ich lieb zu Euch, so hab' ich's ehrlich gemeint. Ein bißl Liebhaben ist nit gottlos." Eine Träne stand ihr im Auge, als sie langsam sich wendete und davonschritt.

Im Garten war ein Tumult entstanden. Ein Bursch hatte einen Esel zu einem Tische geführt, um den sich die anderen Burschen balgten. Jeder wollte auf ihm reiten. Als die Schankdirne dazukam, faßten sie ein paar kräftige Arme und setzten sie auf das Grautier. Sie lachte schon wieder, lachte wie toll, so daß es dem Gesellen in die Seele schnitt.

„Bist doch der Beste von allen," tätschelte sie den Esel, „weil du der Dümmste bist!"

Jetzt gab's ein Gekicher. Wie aus der Erde gestoßen, stand plötzlich der russische Maler an der Seite der Dirne, die unbeholfen am Esel saß und mit den Beinen zappelte. Der Russe riß ihr das Leibchen von den Schultern, zerrte die Rockbänder auf, und ehe es sich die anderen versahen,

saß die Dirne nackt auf dem geduldigen Esel. Unter Johlen und Lachen und unflätigen Späßen führten die Burschen den Esel mit der Dirne im Garten herum.

Dürer sah die rasche Arbeit, er sah den weißen, schönen Leib der Dirne. Das schwarze Haar war ihr beim Wehren aufgegangen, es floß wie ein Sammetmantel über ihren Rücken herab. Die prallen Brüste, die runden Hüften waren weiß wie Marmor. Sie hatte den Schrecken überwunden und nahm den Spaß als solchen hin. Dürer hörte sie übermütig lachen und sah das Männervolk lüstern um sie herumtollen. Ihn ekelte vor diesem wüsten Treiben.

Der immer mehr anschwellende Lärm lockte die Stadtwächter heran. Die Burschen liefen davon und ließen die nackte Dirne in den Händen der Stadtknechte zurück. Alles das hatte sich so rasch abgewickelt, daß es Dürer kaum zum Bewußtsein kam, was geschehen war. Wie aus einer Betäubung sprang er auf, als das tolle Lachen verstummte und die Dirne kläglich schrie. Die Stadtknechte führten sie so, wie sie am Esel saß, ins Lochgefängnis. Auf dieses öffentliche Sittenärgernis stand Prangerstrafe.

„Arme Margarete," stöhnte Dürer auf, „auch dich haben sie so unschuldig büßen lassen, und da hast du müssen eine Mörderin werden. Der Polin wird's noch übler ergehen. Und nichts hat sie getan, als gelacht!"

Als am andern Tage das Gerücht in die Werkstatt Meister Stoß' kam, daß eine Dirne nackt hat müssen am Pranger stehn, da sagte der Meister rauh:

„Geschieht ihr recht, der Metze."

Albrecht dachte: „So ein lustig Ding, flattert wie ein Schmetterling, küßt so gefühlvoll und lacht wie ein Silberglöckel; die kann doch keine Metze sein! Was ist doch der Meister für ein herzloser Mann!" Der Geselle kam aus Mutters Hand und wußte vom Weibe nicht mehr, als daß es, mit dem Maßstab gemessen, gute Proportionen haben muß, und daß es lachen und küssen kann. Ist es einmal eine Mutter, dann ist sie heilig!

Die Episode mit der Dirne aber lehrte ihn, jenes Weib zu fliehen, das schamlos den Leib enthüllt vor den Augen der Männer; und stellte ein drittes Beispiel der Frauenart in sein Grübeln.

Die Welt ist wieder offen. Die breiten Straßen laufen durch des Ungarlandes gut bestellte Äcker, sie dehnen sich durch rebenübergrünte, traubenschwere Sandfelder und duftendes Kukuruzland und ziehen durch mächtige Wälder uralter Eichen. Der Malergeselle sieht die Wildnis, die knorrigen Gestalten der Stämme, die vom Sturm bezwungen über dem moorigen Boden liegen. Sein Spinnradl tummelt sich:

Über der Kraft gibt's eine Gewalt, was dann? Kann eine Gewalt bezwungen werden, wenn sie Riesen stürzt? Vom Menschen nicht, das kann nur einer. Er ist die Macht über die Gewalt, weil er sie erschaffen hat. Wenn die Riesen stürzen, wühlen sie die Erde auf, reißen die Felsen um, werfen sie einander zu. Wer solche rohe Kraft besitzt, kann Löwen fangen. In Krakau schafft ein solcher herzloser Meister, der sich Herr seiner Kraft fühlt, er wühlt die Erde auf und stürzt Felsen, die so lange standen in der Kunst. Wird einer kommen, der über ihn Gewalt hat und ihn in der Wildnis, in der er wurzelt, hinwirft wie die alten Eichen? Kein Wasserplätschern ist in ihm, der Wildbach reißt seine Gedanken mit. Keine Blume, kein Tierlein mit bunten Schwingen ist auf seiner Wiese des Schauens, nur Blöcke und knorriges Kienholz. Das Ameisenvolk lieblicher, hellsummender Behendigkeit des feinen Gefühls prallt ab an diesen harten Blöcken. Und wo die feinen Frauenregungen wie schlankes Gerank an den leuchtenden Büschen der Flur dem Licht entgegenträumen, dort knickt sie der Meister mit wuchtiger Faust. Die Schönheit! Die lieblichste Schönheit des Weibes, sie ist ihm eine Metze. Sein Auge ist nicht sehend für das Sinnige, seine Finger fühlen nicht das Schleierige, er ist nur Leidenschaft und Sturm. Wer so ist wie er? der

kann Löwen fangen. Wer aber im Leben das Zarte gesehen, das Unrecht der Gewalt, die das Schöne nicht schont, gefühlt hat, der im Garten wandelt unter Blumen und dem Vogelgesang im lichtgoldnen Tage lauscht, den scheucht die Furcht vor der rohen Kraft davon... So hatte der Nürnberger Malergeselle in Krakau nicht länger mehr bleiben können.

Er trug einen Brief vom Vater in der Tasche, der es ihm nahelegte, dessen alte Heimat im schwäbischen Ungarn aufzusuchen. Noch ehe der Banat und die Bacska von den Deutschen urbar gemacht und besiedelt wurden, hatten sich schon Kolonien gebildet, die das fruchtbare Land bebauten. In der Gegend zwischen der Donau und der Köres, in einem kleinen Dorfe, war auch der Großvater des alten Dürer als Landwirt tätig. Die Sehnsucht nach der Heimat des Vaters ließ den Gesellen weit ins Ungarland hineinpilgern. Als er aber die öden, wenig bewohnten Landstriche durchzog und das ungezügelte Treiben der Ungarn ihm Schrecken einflößte, er sich auch nicht verständigen konnte mit dem Volke, zog er noch einmal den Brief seines Vaters hervor und las daraus die Stelle:

„Im Königreich zu Hungarn, nit fern von einem kleinen Städtlein, genannt Gyula, acht Meilen Wegs weit unter Wardein, in dem kleinen Dörflein, zunächst darbei gelegen, mit Namen Eytas, all da bin ich daheim gewesen. Mein Geschlecht hat sich genährt von der Zucht der Ochsen und Pferd. Aber mein Vater ist genannt gewest Anthoni Thürer, ist knabenweis in das obgedachte Städtlein kummen zu einem Goldschmied und hat das Handwerk bei ihm gelernet. Darnach hat er sich verheurath mit einer Jungfrauen mit Namen Elisabetha, mit der hat er ein Tochter Catharina und drei Söhn' geboren. Der erste Sohn, Albrecht, der bin ich, und bin also auch Goldschmied geworden, so wie ich Dir's vermeint hab'. Den andern Sohn hat er Laszlo genannt, der ist ein Zaummacher. Von dem ist mir bekannt, daß er einen Sohn hat, der Niclas heißt und auch Goldschmied wird. Er will nach

Nürnberg kommen zu mir, statt Deiner. Den dritten Sohn hat er Johannes genannt, den hat er studieren lassen. Derselb' ist zu Wardein Pfarrer worden*). Sonach such' ihn zuerst auf, läßt sich leicht erfragen, sag' mein willigen Dienst allen den Lieben."

Bei einem Pfarrer, der Deutsch verstand, erkundigte sich Dürer nach dem Wege zu der Heimat seines Vaters. Der alte Pfarrer, der die Gegend kannte, beschrieb sie ihm des langen und breiten, machte ihn auf den weiten, heißen Weg aufmerksam und riet ihm ab, in diese Einöde zu wandern; da er der ungarischen Sprache nicht mächtig sei, würde er schwere Zeiten erleben. Und Dürer bedachte sich alle die Umstände und Schwierigkeiten. Seine Sehnsucht nach deutscher Erde, deutschen Sitten und vor allem, endlich doch zu Martin Schongauer nach Colmar zu kommen, brachten ihn von dem Entschlusse ab, so viele Monate in wegelosen und kulturlosen Gegenden sich Gefahren auszusetzen. Er schwenkte gegen Westen, zog durch das schöne Österreich ins Deutsche Reich zurück, über Passau, donauaufwärts ins Herz des Schwarzwaldes hinein bis ins breite, grüne Rheintal, gegen Colmar zu.

Im Rheinland ist der Herbst ein rauschendes Fest der Freude. Aller Augen lachen den Trauben entgegen, die golden und säfteschwer an den Reben wuchten. Den arbeitsamen Menschen, die in den Tälern hausen, gibt der goldene Saft die Lebensfreude. Sie lieben die Sonnenglut, weil sie ihr Korn und ihre Trauben reift. Der wandernde Malergeselle aber weiß mehr von ihr. In Krakau war seine Seele überwältigt von anstürmenden Fluten von Wünschen und Kümmernissen. Sein Ehrgeiz war angestachelt gegen die Mittelmäßigkeit in Leben und Kunst. Im Ungarland sah er die Menschen verwildert und von Leidenschaften durchglüht, ohne Schönheit, ohne Kultur, gesetzlos ein ungezügeltes Leben führen. Seine traumselige Neigung für das Volksgeschehen hatte sich gewen-

*) „Aus Dürers „Familienchronik".

det, er fand in den Engen nur wüste Treiberei, Trunkenheit und sittliche Entartung. Das Volk in seiner Unsauberkeit und lauten Hingabe zum Bösen brachte ihm die Worte Wilibalds in das Gedächtnis: „Laß du das gemeine Gesindel einmal Gewalt haben über die Stadt, da wirst du sehen, wie es raubt, mordet und Unzucht treibt." Ja, das war eine gerechtere Meinung vom Volke als die seine. Täglich hörte er in Polen und Ungarn von Messerstechen, Diebstählen und Sittenlosigkeit; die Gerichte kümmerten sich wenig darum. Galt es aber, ein unschuldiges, schönes Mädel nackend auf den Pranger zu stellen, da waren sie gleich bei der Hand. — So hatte sich der Träumer mit Abscheu von dem fremden Volke abgewendet. Deutschland wurde ihm ein sicherer, moralischer Halt, sein deutsches Herz erkannte das geregelte Leben im deutschen Volke, das Kraft und Sitte hochhielt, und er fand die Zucht, der es unterstand, als gerechte Fürsorge der Behörden. Und darum war ihm die deutsche Sonne mehr als den Rheinlandbauern.

Seinen Traum von einer größeren, gebieterischen Kunst, die alles Schöne aus der Natur hebt, wollte er retten aus den Gelüsten und Zwängen eines Stürmers wie Veit Stoß, den es trieb, die beengenden Fesseln der überkommenen Kunstform zu sprengen und vor nichts zurückzuschrecken, was seinem Naturalismus entgegentrat. Zum Werkzeug der Unterjochung gab sich Dürer nicht her, er duldete in seinem Innern nur den Drang nach zwei Zielen: der Kunst und der Schönheit, beide verführerisch und unergründlich, von ihm noch unverstanden, aber bestimmt, seine Erwartungen zu erfüllen oder zu enttäuschen. Abwechselnd beherrschten beide sein Grübeln. Von einem abgewendet, verbohrte er sich in die Probleme des anderen. So wechselte in ihm die Stimmung.

Im Kunsttaumel steigt er auf die Wasgauer Bergkette hinauf, um das rebenglühende, herbstlich bunte Weingelände, den breiten Rhein und das lachende Tal zu übersehen. Mit zitternder Begierde steht er auf dem Felsen-

grat, der steil hinaufragt aus dem Rheintal. Sein trunkenes Auge sieht die Felszacken und Bergkegel nah und fern, es sieht den Schwarzwald blauen, der wie ein Lapislazuli, von herbstgelben und roten Laubadern durchzogen, im Sonnenuntergang träumt. Und mittendrin das spiegelnde Band des Stromes, umgürtet von Hütten und Gärten.

Das Auge trinkt, das Gedankenradl spinnt, die Finger suchen die Formen des Zaubers mit zarten Silberstiftstrichen festzubannen: Siehst du, Meister, nit überall sind Löwen zu fangen. Streich nur hinein in diesen Traum von Farbe und Licht, der unter dem Blick zergeht, da wär' dein breiter Strich von Übel. Das helle Flirren und Flimmern, das in der Luft zittert und am Goldgrün der Hügel vernebelt, kaum sichtbar und doch da, wie soll das dein derber Strich festhalten?

Einen Augenblick zog sich die Seele des Gesellen in den Schattenkreis des dämonischen Veit Stoß zurück und trug die Lasten seiner Karyatiden. Er empfand die Qual der Spannung, seine Kraft reichte nicht aus. Befreit flog die Seele, wieder ein Falter, über die Ebene, die im Sterben noch der Sonne zujauchzte.

Hier ist das Bild des weltlichen Begehrens und das Bild der himmlischen Sehnsucht in der gleichen Kunstform ausgedrückt, wie sie nur der Meister aller Meister in seiner Liebe zur Schönheit wiedergeben kann. Hier erkennt der Geselle die Sprache, die er versteht und spricht. Er weiß aber auch, daß drüben im Schwarzwald, an der Wetterkante, Gottes Stimme die alten Eichen erzittern macht, niederschlagen kann. Er läßt seine Gedanken schwirren: Kunst — Kunst! Mückenkleine Kunst! Wie der Pfaff seine Ablaßbriefe, so verkaufst du deine Gnade an die Sünder. Glaubt einer, er kann schon fliegen und fällt vom Berge! Glaubt einer, er kann schwimmen und ersäuft im eigenen Strom! Und hebt er sich auf den Papststuhl, so setzt er sich in den Schoß der Dirne, die mit dem Geldsack buhlt. — Du sollst auf den Händen des Geistes die Harmonie tragen, die aus Wahrheit und Schönheit zu

einem Choral zusammenklingt! Alle Elemente deines inneren Lebens müssen sich auflösen und zum Quell der Reinheit und Klarheit werden! Du mußt die Wege jener begehen, die es vermocht haben, im eigenen Wesen aufzuzeigen, was in der Sehnsucht wohnt, die die beengenden Schranken des gemeinen Lebens durchbrechen und in ihrem Wollen ihr Schicksal deuten. Mit der Schnelligkeit eines Feuerbrandes soll die heilige Gabe von Maler zu Maler übergehen und in jedem die Flammen schüren, dann wird die Kunst ein Fest sein, zu dem das Volk seine Fackeln schwingt. Und diese heilige Gabe ist Wahrheit und Schönheit! Sie kommt von Gott, der sie in die Schale des heiligen Gral geträufelt hat mit dem Blute Christi, als reine Speise des Geistes.

Der Geselle wirft das Felleisen auf den Rücken, das Grübeln wühlte ihn auf. Er stützt sich auf den Knotenstock und wandert den Hügelkamm entlang. Die Sonne glüht wie ein Feuerwerk und teilt ihre Lichtgarben in bunte Flecken über das Gewölk, das sie über die Ebene hinüberbegleitet wie ein Troß die Königin. So rasch wandelt sich die Goldflut in Purpur und Violett, daß es das Herz des Gesellen packt. Er bleibt stehen und denkt: So mag es in der Seele eines Sterbenden aufglühen, ehe sie der Erde entfleucht; wenn sein Leben den ganzen Tag hindurch Wärme, Licht, Freude und Fruchtbarkeit schuf. Im Sterben mag ihm all die geschaffene Schönheit noch einmal widerstrahlen, und in dem Spiegel seines Schaffens mag ihn das Besinnen freuen, daß sein Leben reich war. Mög' auch bei meinem Sterben sich solch ein Wunder ereignen. Dazu helfe mir Gott!

So lange stand der Geselle in seine Gefühle eingesponnen, bis der letzte Schleier der gesunkenen Sonne in die Nacht gefallen war. Der Herbst hat kurze Dämmerung im Rheinlande. Jetzt wußte der Geselle, daß sein Weg nach Colmar zu weit und auch das Zurück nicht möglich war, weil die steinigen Steige für den Fuß zu unsicher wurden in der Nacht. Da dachte er: Geh' ich

zum Herrgott in die Lehre, wird er mir auch die Herberge geben. Er schritt noch ein Stück weiter durch den Abendnebel, der sich rasch aus der Niederung hob. Da stand er plötzlich wie in der Unendlichkeit, der Nebel hüllte ihn so dicht ein, daß er keinen Baum mehr sah. So mag es jenen ergehen, dachte er, die keine Gestalten innen haben, die aus ihrem Nebel herausschreien: „Führet mich, ich sehe keinen Weg!" Wie einsam und abgeschieden so eine Seele dahinleben muß! Und doch mag es für solche Wesen einen Trost geben. Sie sehen nicht die Werke Gottes, sie beten ihn nicht an darum, sie stehen in der Nebelangst und glauben an die Unsichtbarkeit Gottes. Wieviel Zweifel bleiben diesen Wesen erspart!

Ein Windhauch zerreißt den Nebel, und wie ein Ungetüm, das von der Felswand herabzugleiten schien, sah der Geselle eine verfallene Heuhütte vor sich. Er erschrak, dann lachte er, prüfte sie darauf hin, ob sie für ein Nachtlager tauge. „Na also, mein Meister ist bedacht", rief er freudig. Ehe er sich in das duftende Heu legte, gedachte er der Warnung seines Vaters, sich vor Dieben zu schützen. Den Geldbeutel band er vom Halse und legte ihn unter eine Steinplatte. Was er in den Taschen hatte, barg er im Felleisen, das ihm als Kopfkissen dienen sollte. So muß es ein Wanderer machen, der auf seine Sache hält. Müde schlief er ein.

Der Nebel stieg und klumpte sich zu grauen Wolken zusammen. Der Mond aber wollte die Erde sehen, die Schwester, die mit ihm um die Sonne lustwandelt. Da griff er hinein in die Schwaden. Ein Mondfinger griff daneben und strich über das Gesicht des Schläfers, der erschrocken aufsprang. Furchtsam suchte er den Wecker und sah den Mond, wie er die Nebelfetzen zerriß und um sich schleuderte. Das war ein Balgen und ein Ringen, bis das strahlende Gestirn der Liebenden sein blendendes Gesicht lachend emporhob.

Die Nacht ist wie ein Dämon, dachte der Geselle und setzte sich vor die Hütte. Sie betrügt, wie die Maler den

Beschauer auf ihren Tafeln, den Blick um das rechte Maß der Ferne. Alle Berge kommen näher. Die Weite steht wie eine Wand da, man kann nicht messen, wie weit sie ist. Die Farbe fehlt. So ist die Nüchternheit. Was du vordem in Glut gesehn, das ist jetzt kaltes Grau, hat keine Perspektive. So mag's beim Weibe sein, sieht's deine Seele schön, und bemalen es die Sinne mit lieblichen Farben, so ist es ein Bild der Schönheit aus dir heraus. Steht's nackend vor dir, da bist du nüchtern und legst den Maßstab an: die Beine zu kurz, der Leib zu lang, der Kopf zu groß.

Das Dirnlein am Esel stand plötzlich vor den Augen des Träumers, ihre Hände griffen nach den Brüsten. Das bacchantische Lachen betäubte ihn. Er schloß die Augen. Sie trabte auf dem Grautier umher. „Sieh mich an," rief sie ihm zu, „bin ich nit schön?" Ist sie schön? dachte der Geselle? Hab' ich das Maß dafür, was Schönheit ist? Sie hat kein Gebrechen. Wer gibt mir guten Rat in dieser fremden Sprache? Beweisen muß man sie können! Viele Weiber müßten nackend beieinanderstehn, da kann ein Maß der Schönheit zu errechnen sein für eine einzige Gestalt.

Das Dirnlein lachte: „Hat's dir gefallen?" und trabte davon; ihn ekelte.

Aus dem Tränenteiche stieg die Stumme, die in die Vergessenheit wollte. Der Geselle sah sie wie im Nebelschleier, körperlos und zerflossen. Ein Traumbild bleibt nicht bestehen, es zerrinnt. War sie schön? „Warum rufest du mich?" hörte er sie flüstern, und er wußte doch, daß sie stumm sei. „Lüge, Lüge", stöhnte er, da war auch das Geisterbild verschwunden. Nun wurde Judith plötzlich lebendig, rasch zog sie den Gesellen in ihre Arme und küßte ihn. Wie kann ein Judenmädl beim Küssen so heilig sein? Wie kann es in der Verzweiflung ein Teufel werden? „Rache sollst du nehmen an den Nürnbergern!" Der Geselle hörte den Schrei ihrer Mutter und hatte ihn doch nie gehört. Die Nachtalben äfften ihn.

Wo mag das arme Judithlein jetzt hausen, dachte er. Ohne Heimat wird sie irren, wie die arme Margarete und die Polin, und ist doch so schön wie ein Blümlein.

Welches Blümlein meinst du, schnurrte das Spinnradl der Gedanken. Meinst du die Männertreu? Die hast du in die Pegnitz geworfen, du wilder Geselle. Daheim mag ein Mägdlein fragen um dich und denken: er trägt mein Blümel in seinem Buch und sieht es immer an. Ist so ein liebes Ding, die Agnes! Frisch und geradegewachsen, hat Backen wie zwei rote Äpfel und ein Mäulchen wie eine Kirsche. Das hätt' sich dir willig zugewendet, wärst du nit so grob gewesen im Obstgarten damals. Hat sie dir nit die schönsten Birnen abgebrochen? Die haben dir geschmeckt, ei ja! Hast du ihr ein Vergeltsgott gesagt dafür? Nicht einmal lieb hast du sie angeschaut; ist halt kein lüsternes Judenmädel. Fromm und züchtig hat sie zu dir gesagt: „Bist du ein Maler, so konterfeie mich!" Was hast du gesagt, du Wilder? „So ein Ding, das nit schön ist, mal' ich nit!" Hast aber doch einen Aufriß gemacht nach ihr. Derb und häßlich, alles eine böse Lüge. Du Wahrheitsucher! Um so ein liebes Mädel zu ärgern, mußt du ein Lügner werden? Ja, so bist du. Aus den Wolken muß eine kommen, eh sie dir paßt. Und die Agnes hat dir doch das Sträußel gegeben auf die Wanderschaft, und wie dir der Vater schreibt, hält sie fleißig Nachfrage, wie dir's geht. Du Undankbarer!

Ärgerlich gab der Geselle dem kecken Gedankenradl einen Tritt. Weg mit dem Weiberzeug, Ruh' will ich haben. Will nit wie die Lerche Minnelieder singen, will wie das Bienlein zusammengetragen in meine Wabe, daß sie sich mit Gestalten fülle, hell und klar, nicht mit Nebel. Zornig, daß ihn die Gedanken immer wieder zu der Weiblichkeit zerrten, warf er sich ins Heu und schlief weiter. Aber auch im Traume ließ es ihm keine Ruhe. Immer wieder stand die polnische Dirne vor ihm und lachte.

Als er erwachte, stieg die Sonne in ihrem roten Morgengewande wie eine mächtige Glutscheibe am Horizont

Der verlorene Sohn.
(Kupferstich. 1495.)

Kathi Fürlegerin. 1497.
(Studie zu einem Magdalenenbilde. Ölgemälde.)

der oberrheinischen Ebene auf. Der Geselle starrte sie an, als wäre sie ein Weib, das ihn rief. Es war ihm, als legten sich ihre Strahlenarme um seinen Hals, als zöge sie ihn an sich. Ein silberhelles Lachen lockte zum Küssen. „Das ist ja ein Wahnsinn", schrie er auf. Er starrte die Sonne an, die sich langsam hob und immer gelber wurde, ihren Strahlenkranz ausstreute wie ein eitler Pfau, der ein Rad schlägt und sich bläht. Eigensinnig sprang der Geselle auf und schrie der Sonne zu, daß es in der Morgenstille widerhallte: „Du bist wie die Barbara, hochmütig und falsch, laß mich in Ruh', du Prahlweib!"

Verdrießlich raffte er sein Felleisen auf, warf es über die Schultern, ergriff den Knotenstock. Verhext ist die Hütte! dachte er. Als jagten ihn tausend Weiber, schritt er davon. Das Leben erwachte auf der Höhe. Eidechsen huschten über die Steine, Käfer krochen über den Weg. Die Vögel fingen an zu trillern. Ein Zeislein rief ihm zu: „Lache! Die Welt ist so schön!" Die Lüfte strichen kühl über die Höhen, sie raunten dem Verärgerten zu: „Ein neuer Tag ist da. Schöner als alle, köstlicher und sicher, weil er lebt!" Der Geselle beachtete ihn nicht.

Unten im Tal rauschte der breite Rhein. „Schönheit, Schönheit!" Der Geselle schritt weiter, er hörte ihn nicht.

Ein Drosselmännchen, das seinem Weibchen verliebt nachlief, jubelte in seiner freien Brunst: „Die Lieb' ist süß — die Lieb' ist tirili pip pip!" Der verärgerte Geselle sah das Pärchen schnäbeln, zornig warf er seine Kappe nach ihm: „Sündenpack! Schamloses Volk ohne Zucht und Sitte!" Nun war ihm leichter, langsam verlor sich sein Unmut mit dem Erwachen des Tages. Als er die Kappe vom Boden hob, griff er wie sonst, wenn er sich bückte, mechanisch auf die Brust, daß ihm der schwere Guldenbeutel nicht herausrutsche. Er erschrak, als er ihn nicht fühlte, besann sich aber gleich, daß er ihn versteckt hatte. Er brummte: „Das machen die verhexten Weibergedanken. Ich weiß nit, was los ist mit mir!" Hurtig lief er zurück; als er seinen Silber-

schatz wieder am Busen barg, mußte er plötzlich lachen, er dachte an einen Volksspruch und sagte ihn auf:

„Hast du kein Geld im Sack,
Ässt dich das Weiberpack."

Jetzt sah er den Tag in seiner feierlichen Schönheit, da wurde ihm die Seele frei. Er blickte weit in die Ebene hinaus, atmete tief auf und pfiff sich einen lustigen Marsch zum Wandern durch den Wasgau.

In Colmar war schon alles Volk bei der Arbeit. In der Werkstätte des Martin Schön, den sie den Schongauer nannten, war ein stiller Betrieb, als Dürer schüchtern eintrat und seinen Gesellenspruch aufsagte. Nur der Augsburger Geselle Hans Bürkmair und einige Knaben arbeiteten, sonst sah Dürer keinen Gesellen in der Werkstatt. Ihn trieb die Sehnsucht, den alten Meister, der im Deutschen Reiche sehr gerühmt wurde, aufzusuchen. Von ihm wollte er die Meisterschaft des Kupferstiches erlernen, denn der geistvolle Künstler beherrschte ihn in der vollendetsten Technik. Ihm war die Kunst etwas Hehres, Großes, er schuf ihr zuliebe und klärte in ihr das Kleinliche der irdischen Erscheinung. Wie weltentrückt stach er in seiner Einsamkeit Platten, die der Kunstentwicklung viel gaben. Zu ihm hatte der junge Dürer großes Vertrauen, er wollte seine Offenbarungen vernehmen, seinen Lehren folgen und sich in seiner Gedankenwelt umschauen. Was er bei Wolgemut nicht fand, bei Veit Stoß entbehren mußte: das Veredeln der Kunstform, das Geschaute in eine wohlüberlegte Gesetzmäßigkeit zu fügen und im Antlitz des Menschen den Seelenzustand unverkennbar herauszufinden, das hoffte er von Schongauer zu erlernen. Dürer sah bei Dr. Schedel des Meisters große Stiche von der „Kreuzschleppung", die „Versuchung des hl. Antonius", die „Verkündigung" und „Christus erscheint der Magdalena", die auf ihn einen tiefen Eindruck machten; sie waren schön und wahr.

So trat der Geselle voller Hoffnung in die Werkstatt, in der Martin Schongauer wirkte, der ihm vielsagen konnte. Der Bruder des Meisters, Ludwig, gab auf seinen Spruch freundlichen Bescheid. Als er vernahm, daß der Geselle aus Nürnberg kam und bei Meister Wolgemut in der Lehre stand, reichte er ihm zum Willkommen die Hand.

„Seid Ihr der gerühmte Meister Martin?" frug Dürer schüchtern.

„Ich bin sein Bruder. Den Ihr sucht, der ist seit einem Jahre tot."

Traurig stand der Geselle da, enttäuscht, da er so unerwartet um seine Hoffnungen betrogen ward. Mit zitternden Händen hielt er die Kappe und sagte herzbetrübt:

„So kann ich den lieben Meister nimmer von Angesicht zu Angesicht erschauen. Das tut mir in der Seele weh. Hab' darnach geschmachtet, von seiner Kunst zu lernen. Kein anderer deutscher Meister ist meinem Sinn so vertraut wie er. Von keinem hab' ich so viel Schönheit gesehen. So muß ich halt wieder weiter!"

Den Bruder des verstorbenen Meisters Martin rührten die Worte des Gesellen so tief, daß er ihm anbot, in seiner Werkstatt eine Zeitlang zu arbeiten. Er könne nach den Kupferplatten lernen, in der Sticheltechnik wisse er genug Bescheid, die könne er dem Gesellen beibringen, so er das Geschick dazu erweise.

Gerührt ergriff Dürer die Hand Meister Ludwigs und schlug ein.

So wurde er bald heimisch im Schongauer-Hause. Die Familie nahm ihn liebevoll auf, die jüngeren Brüder Meister Ludwigs, Kaspar und Paul, die nicht Maler waren, und ihre Frauen fanden Gefallen an dem fleißigen, seelenguten Gesellen, der mit inniger Verehrung von Meister Martins Zeichnungen und Kupferplatten sprach und ihn nicht genug rühmen konnte. Die Elsässer Gemütstiefe und Sittenreinheit der Frauen ließen ihn tieferen Einblick nehmen in die Seelenregung der Familie.

Nur ein Geheimnis, das von allen behütet wurde, blieb ihm lange eine raunende Frage. In einem Gartenstübchen wurde eine Verwandte der Brüder vor allen Blikken abgeschlossen. Niemand durfte sie sehen. Bürkmair sprach scheu von ihr; sie sei geistig umnachtet, und daß nicht ein böswilliger Feind sie dem Hexengericht anzeige, weil sie ketzerische Gespräche führte, sperrte die Sippschaft sie ein und ließ sie nur im Garten herumgehen. Dürer dachte viel nach über das Geheimnis des Hauses. Einmal kam er in den Garten, um sich das Welken der Blätter zu betrachten, das sein Sinnen stets anregte zur Grübelei, wie sich die Farben wandelten vom Grün ins Gelb, bis ins Rot hinein. Das Sterben der Natur verglich er mit dem Sterben des Tages. Er hatte in der letzten Woche Zeichnungen entworfen, die immer das Weib in allerlei Gestalten zeigten, so wie er sie in sich entstehen sah. Einmal drückte er den Abscheu aus, dann die fromme Betrachtung und schließlich das Nackte, das er in allegorischem Sinne darstellte. Aber nichts war ihm gut genug.

Da sah er in einer Hecke, die mit Astern und Dahlien bunt und kindisch behangen war, als wären sie auf diesen kahlen Ästen erblüht, ein abgehärmtes Mädchen sitzen. Wie eine Lilie dahinträumt, so lehnte sie bleich und geknickt in den weißen Kissen eines Polsterstuhles und träumte von einer Welt, die fern war, in der sie das Wunderbare sah, das einem überfeinen, krankhaften Sehergemüt ein unbegrenztes Sinnen und geistiges Schauen verlieh. Die zarten, wachsbleichen Hände umklammerten ein zerlesenes Buch. Stundenlang las sie darin und wußte doch jedes Wort auswendig.

Dürer war erstaunt über den Anblick der Weltentrückten. Blütenrein und unberührt strömte sie einen Zauber aus, der ihn ergriff. Er hörte sie Verse murmeln, süße Gedanken eines Einsamen, der der Blumen Leben, der Lüfte Wehen, der Wasser Raunen verstand; Lieder eines Poeten, der in seiner Versunkenheit begierdelos auf Blumenbrücken schritt, über schwarze Teiche, auf denen

Wasserlilien und weiße Schwäne schwammen. Die Kranke sang diese Lieder im Flüsterton ergreifend und weinte leise dabei. Auf ihrem schmalen, bleichen Angesicht blühten die Todesrosen. Die schwarzen, großen Nachtaugen hatten keinen Glanz, wie dunkle Veilchen sahen sie in sich hinein, in ihre Welt unerforschbarer Traumerscheinungen.

Der Geselle sah, als sie ihre Blicke erhob, wie sich ihr Antlitz verklärte, als sie die Blumen an den Zweigen fand. Sie rief sie mit wunderlichen Namen an und plauderte mit ihnen: „Rotfüßle, dein Blättele hängt schief, heb's auf, Blauentle mag's nit leiden. Mein süßschnäbeliges Weißtäubchen, fürcht' dich nit, den Traumsporn und die Roseleia hat der Weidengekrönte lieb."

Als sie Dürer sah, erwachte sie aus ihrer Traumduselei und winkte ihm: „Komm näher du, hast auch so lange Locken wie er. Siehst du die Blumen? Sie sind seine Getreuen, er hat sie geliebt. Alle Dinge hat er geliebt und ihre Sprache verstanden. Jedes Wort klang aus einer Saite seiner Seelenharfe. Alle Dinge haben in ihm ein heimlich Leben gelebt, so daß es zu singen begann, wenn seine Seele ihm entgegenfrug. Mit hellen Kinderaugen und weißem Greisenhaar stand er im Vergessen der Zeit: eine klingende Harfe. Hast du ihn gesehn in deinen Träumen, du Träumer? Er sagte mir, daß er von Seele zu Seele suchen gehe, ob sich eine gleiche zur seinen fände, die er mit Erleuchtung erfüllen wolle, um für das kommende Leben den Geist des Meisters zu erhalten. War seine Seele bei dir?"

„Wen meinet Ihr, Jungfraue?" fragte Dürer, ergriffen von den poetischen Worten der Jungfrau, die ihm von einem Wunder sprach, das er nur in Stunden lauterster Andacht ahnte: das Wunder vom Wesen Gottes in der freien Natur.

„Ihn, meine ich; ihn, der alles Schöne anbetet, der sich als Büßer unter den Bo-Baum gestellt hat wie Buddha, der den Ursprung des Weltleids erkannte und

den Weg zur Erlösung fand wie Jesus Christus. Er hat sich dreimal von allen Begierden losgesagt und hat im Illfluß sein Nirwana gefunden. Ich nenne ihn den Weidengekrönten."

Sie horchte in die Lüfte, in denen eine Lerche aufstieg und sang. „So hat er gesungen, wie dort oben seine Schwester, wenn seine Seele aufstieg zum Meister. Er verstand die Stimmen der Urwelt, die aus Urweiten und Urtiefen zu ihm sprachen vom Meister."

„Von welchem Meister sprechet Ihr, Jungfraue?" frug Dürer. Die Kranke sah ihn verwundert an, hob die Hände empor und sagte feierlich:

„Von Ihm, der war, als weder Sein noch Nichtsein bestand. Nicht Himmel war, nicht Wasser, Luft noch Sonne. Nicht Leben und nicht Tod, kein Tag und keine Nacht. Nur Er war da. Er schuf die Welt, Er schuf die Seele, die in seinem Geiste weiterlebt in ewig neuen Wesen. Er ist der Meister."

Schauernd stand Dürer, als er die Worte vernahm, die er sich selber schon ausgedacht hatte.

„Jungfrau!" rief er erregt, „dann ist ja Gott in jeder Seele? Ich hab's geahnt. Sagt mir, ist's Wahrheit?"

„Wahrheit?" Die Kranke legte ihre Hände auf ihre Brust und lächelte so rührend, daß Dürer aufschluchzen mußte vor Weh. „Was nennst du Wahrheit? Das eine Wort ist nicht genug dafür. Wer ahnt, was Wahrheit ist? Spreche ich von ihr, weil ich sie erlebte, so schreien alle: Ich sei behext, ein Wahn hätte meinen Geist gemordet. Sag' selbst, ob's Wahrheit ist, was ich erlebte. Vor drei Jahren trieb mich in einer hellen Mondnacht der Übermut zum Baden. Ich sprang in den Ill, er trug mich lässig weiter zur Insel des Büßers. Ich hörte, daß dort ein fremder, arabischer Greis in Andacht einsam lebe. Die Weidenbüsche rahmten diese Insel ein. Ich kroch über das Geröll ans Land. Da kam ein Rehlein, schnupperte an meinem nassen Leib und sprang davon; ich lief ihm nach und haschte es. Da hörte ich, wie

eine tiefe Stimme rief: ‚Sakuntala!‘ Auf einem Steine saß der Greis. Die langen Silberlocken hingen bis zum Rücken, die Augen sahen mich an wie Kinderaugen. Dann sang er, wie die Orgel singt im Dome. Er war so alt, wie sie den Herrgott malen. In meiner jungfräulichen Nacktheit ängstigte mich keine Scham. Ich hatte keine Furcht, als er sprach: ‚Willst du zum Geist des Meisters, Seele? Du lebst im schönen Weibe, willst mich verlocken wie Bhartrhari, den Poeten, den siebenmal die roten Frauenlippen angelacht, da er gebüßt, um seiner Seele Karma durch Entsagung zum Nirwana zu geleiten. Du kommst zu mir, schickt dich der Meister?‘

Ich sprach, als spräche ich zu einem Bruder: ‚Ich wollte wissen, wo du hergekommen, wer du bist, und was du tust in dieser Einsamkeit.‘

Er nahm mich an der Hand und stellte mich auf seinen Stein, der ihm als Bank gedient. Dann sprach er von der Schönheit seiner Götter, gesättigt war sein Wort und weise. Er rühmte meine Brüste, meine Lenden, pries meine Beine als Säulen aus Karneol. Er sang den Hymnus an die Schönheit und warf sich auf den Boden wie zum Beten. Ich harrte aus; wie lang, ich weiß es nicht. Er setzte sich zu meinen Füßen und sang die Lieder, die er aus dem Buche las. Ich war wie in einer andern Welt, berauscht vom Klange seiner Stimme, die wie Harfentöne durch die Stille zog, weltenfern. Er sang von einer Seele, die ohne Leid alle irdischen Begierden überwunden hatte. Er sang von Seelen, die mit leichten Fingern an das Tor des Meisters pochten, bis einer auftat, der, in einen Purpurmantel eingehüllt, die Krone von Kristall am Kopfe trug und Augen hatte, die wie Demant glühten. Sie nannten ihn den Meister und sprachen Worte, die wie Tränen glänzten.

Der Büßer half mir von dem Steine und führte mich in seine enge Zelle. Dort wies er mir ein Lager an und sprach: ‚Ruh’ aus. Der Leib verlangt nach Schlaf. Die

Seele bleibt bei mir, sie schickt der Meister, mich zu versuchen, ob ich die Wahrheit rede, im Zorne mild sei und der Bitte reichlich auch entspreche. Ob die Begierden alle meine Seele sieghaft überwunden hat. Besteh' ich seine Probe, gelangt mein Geist zu ihm. Verlockend ist dein Leib, doch fürchte nichts. In deinen Augen ruht das rätselhafte Schöpfungsauge. Die Welt in dir ist rein von Sünden, dein Leib ist ein Kristall, der Saramati. Deine Veda offenbart mir Indra. Du bist die Kinderseele aus dem Reich des Meisters, wer sie verdirbt, der findet kein Nirwana.'

Ich schlief. In mir war eine Wohligkeit, als stünde ich im Himmel. Als ich erwachte, war der Tag erglüht. Ich sah den Büßer bei den Blumen hocken, er sprach mit ihnen wie mit lieben Schwestern. Sie sollen harren, bis sich ihre Seele läutert und reif wird für ein besser Wesen. Er streute allen Vöglein Körner aus, die kamen wie in Scharen angeflogen und setzten sich auf seine Hand und seine Schultern. Er plauderte mit ihnen so wie mit den Blumen und hieß sie harren auf ein Wesen von Vernunft."

Die Kranke legte ihre Hand aufs Herz und weinte. Dürer kniete nieder bei ihrem Stuhl und war erfüllt von ihren Worten. Da hob die Kranke ihre Hand und sagte leise, mit herzergreifender Trauer:

„Ein halbes Jahr war ich bei ihm, er hat ein Buch geschrieben über meine Schönheit, über meine Seele. Ich liebte ihn wie einen Heiligen und war um ihn bei Tag und Nacht. Ich wand aus Weidenlaub ihm einen Kranz und krönte ihn zum Dichter aller Dichter. Ich aß mit ihm die Früchte, die er zog; die Einsamkeit war schön, ich sehnte mich nicht mehr zurück zu meinen Lieben. Und einmal weckte mich sein Lied. Er pries den Meister.

Als ich zu ihm kam, war er bleich, sein Auge schien erloschen, er hob sich mühsam auf die Beine und schritt zum Inselrand. Die Arme hoch erhoben, rief er: ‚Ich hab gesiegt!' Dann taumelte er rücklings in den Strom.

Die Wellen nahmen ihn in ihre feuchten Arme und trugen ihn hinab zum grünen Rhein, der leitete den Büßer in die Ewigkeit des Meeres. Sein Buch nahm ich mit heim. Die Schwestern sahen mich verwildert, wie ich war, und als ich ihnen mein Erleben in Worten, wie mich der Dichter lehrte, erzählte, schlugen sie das Kreuzeszeichen über ihr Gesicht und sagten, ich sei verrückt, der Teufel hätte meine Seele in Nacht und Finsternis gestoßen. Glaubst du, Geselle, daß ich log?"

„Ihr könnt nit lügen, heilige Jungfraue!" sagte Dürer und küßte der Jungfrau Hand. Sie sank befreit in ihre Kissen und weinte. Der Geselle schlich davon. Er ertrug das Wesen der Kranken nicht länger. Es riß an seiner Seele, an seinem Herzen, er wußte nicht, wie ihm geschah. Er sah das Weib in einer neuen Wandlung, als Priesterin der Wahrheit von Gott dem ewigen Meister. Die ganze Nacht grübelte er dem Gehörten nach. Er rief nach Gott in seiner Not und nannte ihn den Meister aller Meister.

Als er einige Tage später am Fenster der Kranken vorbeiging, rief sie ihm zu:

„Ich sehe einen Brunnen; in einem Garten hinter der Mauer der Menschen, an seinem Rande sitzen die, die das Wunderbare ersehnen. Ihr sitzet unter ihnen und harret, bis das Ersehnte aufsteigen wird aus der Brunnentiefe. Das Harren ist aber ein Narren. Wisset Ihr, ob es das Wunderbare sein wird, das Ihr ersehnet? Das einzig Wunderbare ist die Schönheit in der Seele. Erst müsset Ihr alles Erdenleid überwunden haben, alle Begierden besiegen lernen; denn heilig und unantastbar ist die Schönheit in der Seele: ein Weib ohne Sinnenlust, im Geiste gebadet. Der Weidengekrönte hat sie erst in seinem Nirwana gefunden." Sie wendete sich jäh ab und winkte Dürer, zu gehen.

Der Geselle war über diese Seherworte erschrocken. In ihm wurde es unruhig, er dachte an die Weiten des Lebens, an die Erfüllungen, die seiner harrten, und an

die Pflichten, die er gelobte getreu zu erfüllen. Ihm war das Wunderbare der Traum in den verschlossenen Kelchen der Blumen, der Weg in die ungekannten, sonnigen Gefilde der Schönheit, wie sie in der Kunst zu finden ist. Zum ersten Male erschien er sich jetzt selbst als schwache, ängstlich strebende Kreatur, die den unverbrüchlichen Gesetzen des Todes sich beugen müsse wie die kranke Jungfrau. „Wir sind Sterbende, ich und du", dachte er, als er sah, wie sie bleich zusammensank, wie ihre Augen sich schlossen und die Hände zu zucken begannen. Sie war nicht mehr imstande, in sich und für sich zu leben, sie sehnte sich nach dem Nirwana, dem Vergessen alles Irdischen.

Aufgeregt von dem Anblick des Verfalles, der in der Kranken die Todesnähe deutlich erkennen ließ, fühlte er plötzlich wieder stärkeren Willen, vermehrte Kräfte zum Leben, er lief in die freie Natur hinaus und trank die kühlende Luft, die Glut der untergehenden Sonne in sich. Die halbe Nacht irrte er in den Gassen umher, die sibyllischen Worte der Kranken verfolgten ihn. Das Weib in allen Gestalten sah er um den Brunnenrand, den die Kranke zu sehen schien, auf das Wunderbare harren: die Schönheit in der Seele.

Als er am nächsten Morgen in die Werkstatt trat, erfuhr er, daß in dieser Nacht die geisteskranke Jungfrau gestorben sei. Sie wäre eingeschlafen und nicht mehr aufgewacht. Sie hat ihr Nirwana, sie hat das Wunderbare gefunden, dachte Dürer ergriffen. Er wußte, wie klaren Geistes die Kranke war, und wußte, wie sie sich danach gesehnt hatte, vor den Meister zu treten, und das ließ keinen traurigen Gedanken über ihr Sterben in ihm aufkommen.

Einige Tage später schnürte er sein Felleisen und nahm Abschied von den guten Brüdern Schongauer. Er war erfüllt von Andacht, als er durch die Feiertagsstille der Natur gegen Basel wanderte. Was wird er dort finden? dachte er; wird Hans Amerbach, der Freund und

Geschäftsverbündete Kobergers, sich seiner annehmen? Wie wird er dort der Kunst dienstbar sein dürfen? Und was wird ihm das Leben Neues zeigen? Aus diesen Zweiflerfragen riß er sich aber rasch wieder los. Die Sonne lachte; da lachte auch er und rief, als schritte jemand mit ihm des Weges: „Bist du auch wieder da, du alte Kümmernis? Du warst das erste Weib und wirst das letzte sein, das mir anhanget!"

Als Dürer in Basel ankam, läuteten die Glocken aller Kirchen. Papst Innozenz VIII. war gestorben. Er wurde von den Gelehrten und dem Volke gehaßt, weil er den römischen Stuhl durch Sittenlosigkeit schändete. Allen seinen Verwandten hatte er die einflußreichsten Stellen verliehen, damit sie ihn stützten. Mit willigen Mädchen und Frauen aus den höchsten Kreisen Roms führte er leidenschaftliche Orgien auf, an denen sich Kardinäle und Bischöfe beteiligten. Alle Kirchenfürsten ahmten ungestraft sein Beispiel nach, zum Ärger des geknechteten Volkes. Er hatte achtzehn Kinder. Sein roher Gemütssinn erneuerte die Bulle: „Summis desiderantes", die strengen Gesetze gegen die Hexerei, und bestellte die Inquisitoren Krämer und Sprenger zu Hexenrichtern.

Ein Aufatmen ging durch Basel, Dürer sah die frohen Menschen in allen Gassen laufen und hörte sie die Botschaft künden: „Der Papst ist tot, der Papst ist in die Hölle gefahren. Die Englein im Himmel lachen, lachet auch, ihr lieben Leut'!" Andere Botschaft wurde verkündet, und ein neuer Unmut brach los. Zum neuen Papst wurde der päpstliche Vizekanzler Rodrigo Borgia gewählt, der sich den Namen Alexander VI. gab. Seine ausschweifende Lebensweise war geradezu berüchtigt. Außer vielen anderen hatte er fünf Kinder mit der verheirateten Frau eines Adeligen. Wie ein Lauffeuer gingen die Nachrichten über den Lebenswandel des neuen Papstes durch die Stadt. Jedes Kind erfuhr es, daß Rom ein Babel und der Papst ein Buhle sei.

Als Albrecht Dürer vor der Herberge stand, dem Herbergsmeister Gesellenbrief und Urkunden vorwies, trat noch ein zweiter Wandergeselle in die Stube und reichte auch seine Schriften dem Wirte hin. Der lachte: „Sind denn alle Malergesellen heut auf der Walz? Der eine aus Nürenberg, der andere aus Aschaffenburg. Da könnt ihr zusammen in einer Kammer schlafen. Gleiche Art beißt sich nit!"

Die beiden Gesellen sahen sich lachend an und gaben sich die Hände.

„Ich bin der Albrecht Dürer aus Nürnberg, Wolgemut war mein Meister, und wer seid denn Ihr?"

„Ich bin der Matthias Grün von Aschaffenburg, nennt mich Grünewald, so haben sie meinen Vater geheißen."

Die Bekanntschaft war gemacht, die Gesellen erhielten eine Herbergskammer und die Weisung, beim Zunftmeister vorzusprechen, so sie länger als drei Nächte in Basel bleiben wollten.

„Ich zieh' bald weiter," sagte Grünewald zu Dürer, „hier bellt kein Hund nach einem Maler. Seit der alte Schongauer tot ist, hat sich alles verlaufen, was etwas von der Kunst hält. Und der Schongauer hat von der Farbe nit viel verstanden."

„Laßt mir den Meister Martin in Ruhe", eiferte Dürer. „Der hat das Seine getan, gut und recht. Wollte jeder Maler im Deutschen Reich das gleiche tun, brauchte unsere Kunst nit betteln gehn!"

Grünewald lachte lustig auf: „Daß man nur den Meister Martin nit kränket! Ihr habt doch sonst helle Augen, seht Euch einmal um in der Welt, da werdet Ihr andere Meinung bekommen vom Schongauer."

„Ihr hängt wohl an der neuen Kunst?" sagte Dürer spöttisch; ihm gefiel das Vonobenherab des fremden Gesellen nicht. Der zuckte die Achseln, ihm war wieder Dürers Ansicht nicht recht, er lachte:

„Ist wohl ein Schühlein, die Kunst, daß Ihr sie in alt und neu einteilt! Kunst ist Kunst," sagte er ernst und trotzig, „die Zeit ist's nur, die sich dreht und wendet. Die Malerei kann alt sein und neu werden, so sie einer verbessert, wie etwa das Anreiben der Farben mit Gummiwasser oder mit Ölen. Der Jan Eyck hat sie erneuert, weil er Öle gefunden hat, die sich leicht binden und rascher trocknen. Das war auf einmal ein neu Ding in der Malerei, die Kunst aber ist geblieben, wie sie war: ein Weib. Jeder Maler begehrt es. Der eine sieht es von außen an, der andere reißt ihm das Gewand vom Leibe und will es nackend haben, der dritte zerreißt ihm den Leib und sucht die Seele. Wer lange grübelt, was an dem Weibe das Beste sei, den betrügt's arg. Ich frag' nit und reiß' das Weib an meine Brust, will sehn, wie es sich gebärdet, ob welsch oder deutsch, ob jung oder alt. Es ist halt meine Kunst und ist so, wie sie sein muß, wie ich's will! Ich hab' sie nit geholt vom Himmel oder aus der Hölle, sie ist aus meinem Kopf gesprungen, wie die Minerva aus dem Kopf des Jupiter. Wollt Ihr ein Maler werden, so geht mit der Zeit, in der Ihr steht. Da bleibt Euch die Kunst ein Weib, an dem Ihr genug Schönheit findet."

„Ist ein wahrer Spruch", sagte Dürer, aufmerksam geworden auf die sichere Art, wie Grünewald die Sache nahm. „Es ist die eigene Kunst, die aus einem herauswächst; dem man sie hineintragen muß, der hat die falsche drinnen."

Grünewald zog Dürer in die Schankstube. Dort saßen sie die halbe Nacht beisammen, bekämpften einander, verstanden sich aber doch. Sie hatten ja eines gemeinsam, den Weg in die Zukunft. Der führte in aller Herren Lande, wer den besseren geht, kommt früher zum Ziele.

Am anderen Morgen suchte Dürer die Amerbachsche Offizin auf und erfuhr, daß der Herr nach Straßburg sei. Da war der Geselle ratlos. Grünewald lachte und spottete:

„Ist's nit der eine Schimmel, da nehmt den anderen. Ist egal, auf welchem Ihr reitet. Solche Buchdrucker gibt's genug in Basel!"

Und Dürer suchte andere Offizinen auf. Bei Keßler fand er Arbeit. Die Ausgabe der „Hieronymusbriefe" wurde vorbereitet, und dazu sollte ein Titelbild in Holz geschnitten werden. Die Stiche und Zeichnungen Dürers gefielen dem Buchverleger, und so erhielt er den Auftrag, die Zeichnung gleich auf das Holzstöckel aufzutragen. Sie sollte den Heiligen Hieronymus mit dem Löwen in seinem Gehäuse darstellen.

In dieser Offizin lernte Dürer den Humanisten Sebastian Brant kennen, dem die Zeichnungen des Gesellen ganz besonders gefielen. Als er erfuhr, daß Dürer ein Nürnberger sei, fragte er ihn nach den dortigen Gelehrten. Dürer wußte Bescheid, erzählte von Sebald Schreyer und seinem Kreis, in dem Konrad Celtes verkehrte; warm und liebevoll sprach er über Dr. Schedel. So knüpfte sich ein Faden, der den jungen Dürer mit dem berühmten Gelehrten Sebastian Brant verband, der ihm versprach:

„Ihr und kein anderer sollt mir die Bilder zeichnen für meine Terenz-Bearbeitungen der Lustspiele ‚Andria' und ‚Eunuch'. Harret in Basel die drei Wochen, bis Hans Amerbach zurückkommt, der die Bücher ausgehen lassen will."

So fand Dürer eine gute Aussicht auf Arbeit. Als er in die Herberge zurückkam, sprang ihm Matthias entgegen und lachte:

„Der Johannes Holbein *), der bei Schongauer Geselle war, hält sich in Basel auf, hat in der Gerberei seines Bruders eine Werkstatt. Den müssen wir aufsuchen. Er malt Gerber, Schuster und Metzger als Heilige oder als Christuspeiniger, kennt nur eine Farbe: die gelbe. Es ist nit leicht möglich, das Gemeine in der Natur mit größerer Ausdauer zu malen, als wie er es tut. Noch vor

*) Johannes Holbein, der Ältere.

ein paar Jahren hat er bei meinem Meister als Geselle dumme, fromme Kuhdirnen als Madonnen gemalt, mit der Lochnerischen Steifheit und der Schongauerischen Schwärmerei, wie Wachsdocken. Jetzt ist er ein Gemeinheitssucher und Hansnarr geworden. Den lieben Herrgott malt er wie einen Schnapsbruder, den Christus wie einen Marktschreier, die heilige Marie wie ein Bettelweib. So schaut der Holbein heut aus, das ist *seine* Kunst. Den müssen wir aufsuchen und narren!"

„Laßt doch den Johannes, ist ja seine Sache!" ärgerte sich Dürer über den Spott.

„Und was habt Ihr mir denn gestern vorgejammert von der armen Kunst? Läßt man so *einen* wüsten, wird bald die deutsche Kunst auf Krücken gehn und zur Säuferin werden. Habt Ihr ihr nit ein neues Mäntlein versprochen? Na also, so fangt an, zu schneidern! Solche Farbenschinder muß man aus dem Weg heben, sonst ziehen sie andere in den Sumpf hinein. Laßt mich nur machen!"

Dürer mußte schließlich über den temperamentvollen Matthias lachen und ging mit ihm in die Gerberei. Er dachte: „Entweder ist der Spottvogel ein tüchtiger Maler oder eine Prahltrompete und ein Obenauf."

Als Dürer und Grünewald in die Werkstatt traten, saß der, den sie suchten, auf einer Kiste und malte die „Dornenkrönung Christi" für den Donaueschinger Altar. In der anderen Ecke, beim Fenster, stand ein behäbiger Geselle, breitbeinig, gemütlich mit lachender Miene, er malte einen Paradiesgarten, wie sich ihn die Phantasie eines Bauernkindes vorstellen mochte. Die Geschichte des ersten Menschenpaares war in allen Kapiteln auf eine Fläche ausgebreitet. Mit herzinniger, naiver Schöpfermiene arbeitete der Geselle, der Lieblichkeit seines Bildes durch ein eingefrorenes Lächeln in seinem dicken Gesicht Nachdruck verleihend.

Das war der Lukas Müller aus Cranach. Seiner Heimat zuliebe ließ er sich Cranach rufen. Er fand an Hol-

bein eine gleichgestimmte Seele und arbeitete bei ihm, weil ihn in Basel kein Meister aufnahm.

Grünewald trat keck vor Holbein hin und wies ihm seinen Gesellenbrief. „Nehmt mich auf, Meister!“ sagte er, das Lachen verbeißend. „Bei Euch will ich erlernen, die Heiligen zu malen, so wie sie waren. Ihr versteht es, das zeigt Euer Bild, wie die rohen Lümmel, die Tollhäusler, die struppigen Säufer dem armen Heiland mit den Knüppeln die Dornenkrone über die Stirn treiben. Es ist ein lebendiges, wahrhaftiges Wunder Gottes, daß die gemeinen Gesellen ihn mit den Stecken und Prügeln nit eher erschlagen, als bis er aufs Kreuz genagelt wird. Da mag sich der Heiland dabei denken: ‚So viele gemeine Gesellen gibt's auf der Welt? Wo hat denn der Meister Holbein die alle aufgelesen?‘“

Holbein, der den Brief entzifferte, sah den Spötter lauernd an. Der aber machte ein ernstes Gesicht. Da ließ sich aus dem Winkel Cranachs Bärenstimme vernehmen, um das Lob Grünewalds noch zu erhöhen; auch er verstand den Spott nicht. Er wendete sich von seiner Paradiesesseligkeit ab und sprach:

„Das ist noch gar nichts, Geselle. Da solltet Ihr erst die Tafeln Holbeins von der Gefangennahme und Kreuztragung Christi sehen! Überzeugend wahrhaft hat der Meister dargestellt, wie die Schergen den Heiland plagen, nit zum Ausdenken! Sogar die Schusterbuben rennen ihm nach, recken die Zungen aus nach ihm und speien ihn an, ganz sichtbar!“

„Ja, ja,“ sagte Grünewald spottend, „der Meister ist daran, einen Weckruf in die verschläferte Kunst zu schreien. Solche Grausamkeit und Gemeinheit also liebevoll zu malen, das ist die neuartige Malerei. Was brauchen wir Schönheit und Edelsinn? Das Volk ist gemein, und der Maler soll dem Volke zuliebe schaffen! Nehmt mich auf, ich will bei Euch lernen!“

„Ich auch“, dröhnte Lukas Cranachs Bärenstimme. Holbein fühlte sich geschmeichelt. Dürer lachte, sich ab-

wendend. Da er schlecht lesen konnte, gab der Meister dem Gesellen den Brief zurück und sagte:

„Wird schon stimmen!“ Er wendete sich Dürer zu: „So Ihr auch von dem Handwerk seid, zeigt mir Eure Geschrift!“

Dürer gab rasch seine Papiere hin, er wollte sich nicht verraten. Der Meister sah das Siegel an und gab sie zurück: „Wird schon stimmen! — Gesellen,“ sagte er umständlich derb, „hab' keine Arbeit für euch. Bleib' auch nit in Basel. Wollt ihr derweil von mir lernen, stellt euch Tafeln auf, wie ihr wollt, ich will's euch nit wehren. Platz ist für zehne da!“

Grünewald nickte ernst und sagte: „Wir passen so gut zusammen, der liebe Gott hat uns zueinander geführt, da sollten wir eine Schule gründen und der Kunst ein Licht aufstecken. Der eine ist ein Ungestüm und Raufbold, das seid Ihr, Meister Holbein. Der andere malt himmlische Märlein, das ist der Lukas. Der dritte ist ein Grübler und Schönheitssucher, das ist der Dürer, und der vierte bin ich.“

„Und was seid Ihr?“ fragte neugierig Meister Holbein den argen Spötter.

„Ich?“ Grünewald verzog den Mund: „Ich bin von der Art, als sollt' ich all euren Kram auf einen Schubkarren laden und auf den Mist führen. Ich bin so durchsichtig und schmerzensreich! Ich sehe das tiefste Leiden, den tiefsten Schmerz als Religion an. Die Erscheinungen des Himmels aber als Vision. Ich zeige, wie der Schmerz von innen kommt, den Ihr, Meister, dem Heiland aufprügelt, daß er sichtbar wird in Blutbeulen. So ist meine Kunst, so bin ich!“

„Dann seid Ihr ein Großer, wenn Ihr's vermögt“, sagte Dürer, den ernst gewordenen Matthias bewundernd. „In der Seele des Menschen ist's das Unsichtbare, das den Schmerz nach außen treibt. Erkennt man am Gemälde die Ursache des Weinens oder des Leidens, dann ist es Kunst von Gott!“

„Das ist's, was die heutige Kunst befreit", sagte Grünewald. „Nicht die Schönheit, nicht die Wahrheit allein, die Innerlichkeit im Fühlen und im Erleben macht es aus. Die Schönheit hat ihre Grenzen, die Wirklichkeit kann übertreiben, auf daß sie verstanden wird! In der stärkeren Hervorhebung des Schmerzes muß der Maler den Seelenausdruck miterleben, daß auch der, der das Dargestellte sieht, mitfühlen kann. Die innere Lebendigkeit eines Christus muß sagen können: ‚Mich haben die gemeinen Kerle des Holbein geprügelt und angespien, warum? — ich hab' ihnen doch nichts getan!' Und dann muß die Farbe auch Farbe sein! Die Farbe ist das tiefste Verstehen im Gefühl, sie ist wie die Musik. Wie sie das Auge empfindet, so klingt sie. Der Maler soll sie nit irre reden lassen! Und alle Begierden: Liebe, Sinnenlust und Freude, muß der Maler in sich niederringen, um über das Erleben Herr zu werden, dann wird er die tieferen Seelenregungen verstehen und den Schmerz fühlen!"

Dürer dachte an den Weidengekrönten. Auch der hatte die Begierden besiegt, und seine Seele wurde vom Geist des Meisters erfüllt.

Eine Weile war es still in der Werkstatt. Jeder dachte über die impulsiven Worte Grünewalds nach. Lukas Cranach hub auf einmal ein Gelächter an und sagte: „Ihr macht Euch lustig über uns, kleiner Matthias, gelt ja? Ihr habt ein Glasl Wein zuviel getrunken heut. Eurer Rede Sinn ist nit anders, als wenn ein kleines Englein in das Waldgärtl zur Mutter Gottes käm' und sagte: ‚Gebet uns ein neues Blüml, das anders blüht, ein neues Sternl, das anders leuchtet als sonst. Gebet uns buntere Flügelein, die uns schöner tragen: wir wollen ein neues Himmelreich bauen, das alte haben die lieben Maler schon satt bekommen.' Und die heilige Himmelsgärtnerin lacht und sagt: ‚Ist den übermütigen Malern mein Himmel nit gut genug, da sollen sie halt in die Hölle fahren, dort tanzen die Weiber nackend in ihrer Lebensfreude mit den welschen Malern'."

Ein unbändiges Gelächter brach los, in das Lukas am kräftigsten einstimmte. Matthias aber ließ nicht locker, er schrie in das Lachen hinein: „Soll bei euch der Weizen blühn, muß die Sonne gewaltig auf eure Schädel brennen! Bleibt nur bei Eurer Duselei, Lukas, Ihr paßt zu ihr wie der Bär, der zum Bienlein ruft: ‚Trag' mir den Leckersaft ins Maul, ich mag nit auf den Baum klettern'. Und Ihr, Johannes Holbein, malt weiter die Saufbolde und Prügelbrüder, Ihr paßt zu den Seelenschmerzen des Heilands so, wie der Schinder zum Messelesen."

Es entspann sich ein erregtes Gespräch, Lukas wollte Aufklärung haben über den Spott Matthias', und Holbein ärgerte sich, weil ihn der junge Bursche, der kaum 18 Jahre alt war, so übertölpelte und ihn mit einem Schinder verglich. Da legte sich Dürer dazwischen, und mit seiner Sanftmut und Gelassenheit fand er den richtigen Weg zur Verständigung und zum Frieden. Er gab Holbein und Cranach Hinweise, daß ihre Kunstanschauung verwildert sei, und seine Worte steckten den simplen Malern ein Licht auf, sie erkannten, daß sie noch viel lernen müßten, und freuten sich, daß es ihnen jemand so klar sagen konnte.

Grünewald fand an Dürer immer mehr Gefallen, und Dürer erkannte in dem kleinen Kampfhahn eine tiefe Seele. Er schloß sich ihm inniger an. Als beide wieder in der Herberge saßen, sprachen sie von ihren Sehnsuchten. Grünewald sagte:

„Ziehet mit mir nach Mailand."

„Ich will mir's bedenken. Ein paar Wochen hab' ich Zeit jetzt. Erst mach' ich die Hieronymusstöckelzeichnung, die wird morgen fertig. Mit Euch will ich gerne wandern, Ihr seid ein Erwecker, wie Veit Stoß, aber nit so gemütlos wie er. Warum gehet Ihr nit zu Mantegna nach Mantua? Ist näher!"

„Laßt Euch nit irren von seinem Heidenwerk. Es wird Euch schrecken. Euer Sinn ist zu fromm dazu! Leonardo ist der größere."

„Die Pfaffen schreien ihn aber als gottlos aus!"

„Die Pfaffen! Sie wollen keine Aufklärung, keinen neuen Apostel. Ein Maler, der zwölf Jahre an dem Ausdruck eines Christuskopfes grübelt, ehe er die Wahrhaftigkeit im Geiste findet, der ist den Pfaffen gefährlich. Er bekümmert sich nit um sie, so wie er die nackten Weiber nit mag."

Am nächsten Tage lieferte Albrecht Dürer seine Hieronymuszeichnung fein säuberlich auf einem Holzstöckel in der Keßlerschen Offizin ab und erntete großes Lob und reichlichen Lohn. Dann packte er sein Felleisen zusammen und zog mit Grünewald südwärts.

Es war ein Wandern voller Erfüllungen. Dürer sah die gewaltigen Bergriesen der Alpenwelt, er sah die herrliche Stadt Innsbruck mit den alten Kirchen und Giebelhäusern, von hohen Schneebergen überragt. Die Gesellen wanderten den Inn entlang in die Altstadt hinein, an der Ottoburg vorbei. Während Grünewald sich in einer Schenke den roten Tiroler Wein schmecken ließ, trieb es Albrecht, die alte Burg zu sehen, die Maximilian, der neue Landesfürst der Grafschaft, gerade umbauen ließ. „Der gute Max," dachte Dürer, „wie liebt er sein Tirol!" Scheu betrat der Geselle den gewaltigen Schloßhof und bestaunte die schöne Architektur. Er nahm die Kappe ab und verkroch sich in einen Winkel. „Das muß ich aufreißen, daß der Vater sieht, wie der gute Max hier hauset." Flink flog der Silberstift über das Blatt im Skizzenbuch, und andächtig, als bete er, suchte sein scheuer Blick die Herrlichkeit seiner Hand zuzutragen. Dabei kam ihm der Gedanke, wie es sein würde, wenn jetzt der geliebte kaiserliche Prinz in den Schloßhof einreiten würde, was wohl da für ein Trubel entstünde. Und wenn Max den Gesellen da zeichnen sehen würde und sagen wollte: „Fleißig strichelst du, Geselle, wirst einmal ein tüchtiger Meister werden. Und bin ich erst der Kaiser des Deutschen Reiches, dann sollst du auch

mich konterfeien." Eine tiefe Röte schoß über die Wangen des Gesellen, als er sich bei solchen hochmütigen Gedanken ertappte. Hastig, als hätte er gefrevelt, lief er davon*).

Und weiter zogen die beiden Wandergesellen, am Berg Isel vorbei die Straße über den Brenner hinauf und wieder hinunter nach Brixen. Das liebliche Klausen gab Albrecht zu Skizzen reichen Anlaß. An Grünewald hatte er einen andächtigen Belauscher der Natur gefunden, eine gleichgesinnte, schwelgende, suchende Seele, die für die Kunst in ihren Tiefen erglühte. Grünewald malte in leuchtenden Farben Skizzen, die Dürer verblüfften; er sammelte Motive für seine Malerei, Dürer für seine Stiche und Holzschnitte.

Als sie nach tüchtiger Wanderung in Bozen ankamen, hörten sie vom Herbergsvater Rühmliches über den Meister des St. Wolfgangaltars: Michael Pacher. Sie suchten ihn am andern Morgen in der Frühe auf. Er war gerade im Begriff, nach Mantua zu seinem Meister Mantegna zu gehen, dem er die Gesetze der Perspektive verdankte. Er lud die Gesellen ein, sich in seiner Werkstatt umzusehen, zeigte ihnen eine Kopie seiner St. Wolfgangslegende, und Dürer war von der ihm noch völlig unbekannten Kunst der Perspektive ganz begeistert. Er fühlte sich winzig klein neben Meister Pacher, der nur um sechs Jahre älter war als er. Wie wahrhaftig wirkte das Sonnenlicht, das über dem Bilde lag, dessen Hintergrund einen Durchblick wie in die lebendige Natur vortäuschte. Pacher erzählte von seinen Studien bei Mantegna, er sprach in würdiger Begeisterung und stellte ihn über alle anderen Meister. Was Wissen anbelangt, ließ er nur Leonardo gelten, der aber sei seinen Schülern ein schlechtes Beispiel,

*) Diese meine Annahme, daß Dürer die Landschaften aus Tirol, somit auch den Schloßhof in Innsbruck schon 1493 auf seiner Gesellenfahrt gezeichnet hatte, wurde durch die neuesten Forschungen (1922) bestätigt, durch die auch Dürers *erste* Wanderung nach Italien (1493) nachgewiesen erscheint.

weil er nie Zeit habe zum Malen und mit allerhand Erfindungen und Ämtern beim Herzog Sforza aufgehalten werde. Seine Schüler laufen ihm davon, weil er ein unbeständiger Geist sei, unheimlich und gottlos; das Volk fürchte ihn. In der Werkstatt Mantegnas aber sei ein System, eine Ordnung. Die Schüler lernen nach den antiken Ausgrabungen Proportion und Formenschönheit verstehen. Die Berechnung der Perspektive sei Mantegnas Größe. Alle seine Gestalten stelle er in einen weiten Raum, in Luft und Sonne. Seine Fresken in der Camera degli Sposi im Theatersaal des Gonzaga in Mailand seien wahre Wunderwerke. Man glaube, durch ein Fenster die lebendige Natur zu sehen, voll Sonne und Schönheit. Er habe die Antike dazu in Rom an der Trajanssäule studiert, da komme ihm keiner gleich.

„Aber," sagte Michael lächelnd, „es ist ein hartes Umsetzen unserer Sitte und Frömmigkeit in den antikischen Geist, jeder verträgt's nit. Ist wie ein Leichensaal, von Barbaren geschändet, das Marmorwerk der alten Griechen. Mich hat's viel Überwindung gekostet. Das Heidenzeug hat mich wochenlang nit zur Ruh' kommen lassen, so viel Angst hab' ich gehabt vor ihm. Wer da nit stark ist, der hält's nit lang aus bei den Götterleichen."

Dürer erschrak, dachte aber: „Das muß man sich doch nit ansehn! Zu dem Meister möcht' ich gehn, der die Perspektive so gut weiß." Vor dem Leonardo hatte er mehr Angst als vor den Götterleichen. Grünewald blieb dabei, Leonardo sei der Seelenvollere. Als Dürer erfuhr, daß es bis nach Mailand noch viel weiter sei, bedachte er, daß ihm nur drei Wochen blieben, bis Hans Amerbach aus Straßburg nach Basel zurückkäme; da mußte er die Zeit nützen. Er entschied sich, mit Pacher nach Mantua zu gehen.

So wanderten die drei, die sich bald als Gleichgesinnte erwiesen, gegen Trient. Dürer benutzte die Rast und zeichnete die Stadt. Über steinige Hügelpfade stiegen sie hinauf nach Riva. Der Gardasee entrollte ein Bild von neuem Reiz, von neuer Herrlichkeit den Augen der Maler.

Wie verzaubert erschien ihnen die Landschaft. Losgebunden der Lebensenge und Erdenpein, stand Dürer im Schauen versunken, so recht hineingestellt in die lichte, leuchtende Schönheit. Er genoß den lautlosen Eintritt in die Helligkeit, die sich zwischen Hügeln und Bergen zu einer farbenprunkenden Brücke wölbte. Unten die tiefe, tiefe Bläue des Sees, darüber der Himmel, blendend und weit, in dem die mächtigen Adler ihre Kreise zogen. Und über den Spiegel des unendlich scheinenden Wassers glitten wie Falter die Segel der Fischer. Am Strande schäumten die Wellen, sich überstürzend im rhythmischen Spiel, wenn sie der Wind an die Felsen trieb. Wie weisende Finger, auf zu dem Schöpfer der Schönheit, standen dunkle Zypressen, mahnend zum Beten. Über die Felsenufer krochen die silbergrauen, taumelnden, wetterzerzausten Oliven. An den Hängen, bestellt mit duftenden Myrten und Agaven, wucherte Lorbeer in königlicher Majestät; breiteten Reben schützend die grünen Blätter über die reifenden Trauben ... Und die Erkenntnis sprach zu Dürer:

Albrecht! Hast du den Zauber jemals im Lande der Deutschen erschaut? Löst sich nicht alle Härte von deinem grübelnden Sinn? Halte sie fest, die Bilder, das erste Erschauen ist die mächtigste Freude, sie schafft dir im Augenblick unauslöschliche Werke. Hüte dich, sie zu zerstören! Trage sie lauter und wahr in die Formen der Kunst; keine Schönheit ist edler als die, die aus der Wirklichkeit springt. Breite die Arme aus, hebe die Seele empor: Hier lebt Gott! —

Trunken sah der Geselle die Schöpfung der Schönheit. „Ich bleibe hier!“ rief er den anderen zu. Da nahmen sie Abschied von ihm. Die Barke harrte im Hafen, die sie über den See führen sollte.

Dürer schwelgte im Anschaun bis in den späten Abend hinein. Er zeichnete Ufergestade, die Burg am Felsen von Arco und trank die Gluten der scheidenden Sonne. In einer Fischerhütte fand er ein Plätzchen zum Ruhen. Kaum war die Sonne erwacht, lief er schon wieder hinaus,

hinauf zur festen Warte, von wo aus er weiten Ausblick über den See gewann.

Der langgestreckte, weißhäuptige Monte Baldo, an dessen Fuße das venezianische Dörfchen Torbole friedlich schlief, gab dieser herrlichen Landschaft ein stolzes Gepräge. Wenn ein Fischer vom Boot seine Netze auswarf, hüpfte über den windgefurchten See ein Ring kristallener Perlen. Im Sande tummelten sich lachende, nackte Kinder. Ihr rosiger Leib hob sich leuchtend vom blauen Wasser ab. Dürer dachte: „Kinder der Sonne, ihr habt das warme Blut der Freude in euch. Was wisset ihr hier von deutscher Sitte und Not? Euch ist der Leib ein gewohnt gesehenes Ding. Ob Mädchen, ob Bub, keine frostige Scham trennt das Geschlecht. Die Sonne heiligt das Reine, sie heiligt das Schöne, sie schafft euch das Glück, das sich täglich erneuert, bis der zerstörende, harte Verstand erwacht und euch mahnt zur Scham. Über die Blumenwiese der Jugend gehen die Engel geschlechtlos. Hat auch die Kunst diese Wiese, wo sich die Schönheit ergeht wie Adam und Eva, eh sie die Schlange verführte? Dann ist auch in ihr das Weib ohne Hülle nicht Sünde vor Gott; dann ist es ohne Begierde so rein wie die Kinder am Strande."

— — — — — — — — — — — — — — — —

Als Dürer am Nachmittage auf einer Segelbarke nach dem Hafen von Sal fuhr, war ihm das Herz wie ein reifer Granatapfel, der sich an der Sonne aufriß und verschwenderisch seine Fülle ans Licht warf. Wohin sein Auge sah, erschloß sich ihm ein neues Bild. Wohin sein Sinnen drang, umspann ihn ein neues Träumen. Es war ein Finden und Verklären in ihm, daß auch das Häßliche, von dem goldenen Rahmen umgeben, schön wurde. Sein stetes Schauen von Gestalten und Formen in Wellen, Wolken und Felsen war ihm ein Hinauswachsen in schöpferische Werke. Er nahm sein Dasein lachend als Laune des Geschickes auf und ließ es im Übermut treiben wie das Schifflein im See. Das Knabentum von früher, mit

dem schüchternen Hinaushorchen und Umschauen, war in ihm nicht mehr. Er wuchs aus seinen Jahren heraus und stellte sich Fragen nach Mannesart: nach der Bestimmung des Weibes. Das lockere Spielen und Treiben der Schiffsknechte mit den Frauen, die kochten und flickten, die immer hell lachten, wenn unflätiges Reden der Männer über sie hinfuhr, die lebhaft schrien — das waren Fragen für ihn. Die zündenden Blicke der Dirnen, die den Burschen in den Armen lagen und die derbste Liebkosung ertrugen — waren die Antwort.

Dürer hielt sein Büchlein am Knie und warf flüchtige Umrisse hinein; kam ihm ein Weib neugierig nahe, so erschauerte er, als zöge es ihm die Gedanken aus den Augen. Seine Seele nahm unter der Sonnenglut das Weib an der Hand und zog es ihm näher. Seine Seele fror nach den heißen Lippen, und sein Auge suchte das Entblößte an jeder Stelle des Weibes. So führte ihn der Anblick des Südens ins Freie.

Spät in der Nacht kam er in Salò an. Der Wind war träge. Am frühen Morgen schon lief der Geselle am Strande entlang zwischen Oliven und Steineichen, über blühende Wiesen südwärts.

Wo die tiefe Bucht in das Land schneidet gegen San Rocco, unter den hohen Zypressen der Straße, sah der Geselle eine kleine Fischerhütte, von einem Blumengarten umsponnen, in leuchtenden Farben. Um Haustor und Zaunwerk rankten rote Rosen empor wie Trauben. Vom Häuschen hinab zum Strande lief eine umzäunte Wiese, besät mit Aurikeln und Lilien, die sich um mächtige Agaven reigten, welche ihre Blütenarme wie Eisenstangen aufreckten, als wollten sie mit dem Marterwerkzeug die Unschuld morden wie Hexenrichter. Die Heuschrecken zirpten voller Angst und hüpften davon.

Der Farbenzauber in der Morgensonne glühte, und Dürer saß schon dabei mit Wasserfarben und malte. Seine hurtigen Augen trugen mit Bienenfleiß die lustigen Farben ins Büchlein, in die Waben, für den Winter daheim.

Durch den Himmel segelten goldgeränderte Wolken, die sich zu gigantischen Formen ballten und über die Isola dei Frati zogen, wo die Römer voreinst ihre Tempel errichteten und auf ihren Ruinen der heilige Franz von Assisi ein Kloster erbaute. Die Sonne hob ihre glühende Stirn über pastorale Weidenhügel, die hinter dem schwermütig von hohen Zypressen überragten Kastell des Einsiedlers San Vigilio sich weit, weit über dem ruhigen See zum Gestade verflachten.

Dürers Seele war erfüllt von der Schönheit, wie das Blühen der Blumen von der Sonne. Seine Augen träumten und komponierten in die Märchenstille hinein eine liebliche Frauengestalt, wie er sie einmal hatte im Traume aus dem Tränenteiche aufsteigen sehen. Als riefe seine Sehnsucht das belebende Wesen herbei, flatterte eine lichte Gestalt, im losen Mantel, ein zappelndes Knäblein am Arme, aus der Hütte und lief über die Wiese zum Strande. Flink warf sie die Hülle ab und stieg in die Flut, vom Gold der Sonne überstrahlt: ein Bild der Schönheit. Das lustige Aufkreischen des Kindes, das sie in die frische Flut tauchte, zerschnitt die Stille. Dann ließ die junge Mutter das Knäblein auf der Wiese zappeln und hüllte sich wieder in ihr Gewand. Auf einem Hügel am Wiesenzaun setzte sie sich nieder, ihr Goldgelock kräuselte sich im Lufthauch. Hinter ihrem Gesicht sah Dürer die leuchtende Scheibe der Sonne, die es wie eine Gloriole umstrahlte. Sie zog vom Halse eine goldene Kapsel und küßte sie inbrünstig, als berge sie eine heilige Reliquie. Das Knäblein kroch zu ihr, sie hob es kosend auf ihren Schoß: ein Bild der Liebe.

Dürer konnte die Züge der Lieblichen nicht erkennen, die Sonne blendete ihn; aber er wendete flink sein Blatt und riß das anmutige Bild des Mutterglückes mit sicheren Strichen auf. „Das Gärtlein der heiligen Maria," dachte er, „wie würde das den dicken Lukas erfreuen!" — Dürers Stift tat flinke Arbeit, während die Mutter das Kind herzte und küßte.

„Wohl dir, du Knäblein," dachte Dürer weiter, „du wachsest in dieser Schönheit empor, wie wird dich einmal das Häßliche schrecken!"

Die junge Mutter stand auf und schritt dem Hause zu. Sie bog um die Wiese, nahe dem Zaun. Dürer sah nun ihr Gesicht. Er schreckte empor, aus seinem Munde rang sich ein Aufschrei:

„Margarete!"

Die Angerufene blieb stehen, sah Dürer fragend an, erkannte auch ihn. Eine Angst überfiel sie. Sie hob abwehrend ihre Hand, legte sie als Zeichen des Schweigens an ihre stummen Lippen und lief ins Haus, wie gehetzt von den Furien ihrer Rache an Barbara.

Dürer saß wie erstarrt und sah der Stummen nach. Er wußte, daß es ihr Knäblein sei, das sie so liebte, wie sie vorerst ihren Hans geliebt hatte. Er sah auch, daß sie ihre Liebe zu Hirschvogel treu und sicher im Herzen trug; denn das Bildnis, das sie küßte, war dasselbe, das sie damals am Pranger geküßt hatte. Ein Schauer lief durch seinen Leib, er sah das Weib in seinen heiligsten Gefühlen sich der Liebe opfern. Jetzt wußte er auch, daß das Weib Held sein konnte, daß es eine schwere Mission auszuführen vermochte aus Liebe.

„Wir alle sündigen, keiner ist frei. Wer aber wie du den Garten der Heimat hat verlassen müssen, in den sie Steine warfen; wer wie du über Lilien geschritten und im Mohnfeld versunken ist, den hat Gott erlesen, nach seinem Willen zu tun! Du bist heilig!"

Dann erhob er sich, raffte sein Malzeug zusammen und schritt weiter — von Schönheit und Andacht erfüllt: ein Priester des Lebens.

In Mantua schreckte den verängstigten, vom Mitleid für Margaretens einsames Schicksal ergriffenen Malergesellen das lebhafte Treiben des Volkes. Wie ein entfesseltes Wogen eines reißenden Stromes, wild und temperamentvoll, schoß das Volk über den Marktplatz vor

die Burg des Grafen Francesco Gonzaga. Ein Schreien und Jammern schlug an Dürers Ohr, der nicht wußte, was geschah. Die Menschen drängten dem Brunnen zu, auf dessen Randstein ein Mönch stand. Vom Geißeln und Kasteien war sein Leib abgemagert, sein Gesicht hohl und gelb, die Augen aber glühten asketisch und dämonisch über die Menge des schreienden Volkes. Er war ein Sendling des Priors von San Marco, des Kämpfers gegen die Freuden des Lebens, gegen die Sittenlosigkeit des Papstes und des Volkes. Seine fanatischen Predigten waren gegen Sinnlichkeit und gegen Kunst und Wissenschaft gerichtet. Er bezwang mit seiner Redegewalt überall, wo er predigte, das Volk. Apokalyptische Gesichte stürmten durch seine Träume. Er sann auf Vernichtung antikischer Kunstwerke und Schriften.

Der Sendbote Savonarolas, vor dem das Volk sich ängstigte, schrie nun in einem Pathos wie ein Akteur mit Donnerstimme in die Menge hinein:

„Und ich sage euch, es wird eine Heimsuchung kommen über euch, Krieg, Hunger und Pestilenz. Ein Regen glühender Steine und Pech wird über euch niederfallen und euch in die Hölle reißen, so ihr nicht von Laster und Hoffart ablasset und eure Sünden reiniget vor Gott, dem Erzürnten. Ihr Weiber seid feile Dirnen geworden, ihr Männer lebt in Freude und Unzucht! Ihr feiert Feste der Sinnenlust und betet Götzen an, die euch die ketzerischen Maler in nackten Heidengöttern vorgaukeln. Gott wird euch verfluchen! Euer Papst aus dem Geschlecht der Borgia lebt in Blutschande mit seiner leiblichen Tochter Lucrezia, die sich in nächtlichen Orgien rohen Fischerknechten in Freudenhäusern hingibt. Des Papstes Bublin Giulia Farnese malen die lüsternen Maler als heidnische Göttin nackt für die Gemächer des Vatikans; und für die Kirchen läßt sie der Papst als heilige Madonna malen. O Schande! O Schmach! Die Söhne des unzüchtigen Papstes sind der Leidenschaft zu ihrer eigenen Schwester verfallen und leben in Eifersucht gegeneinander, was noch

zum Brudermorde führen wird. Volk von Italien, Volk der Welt! So sieht der heilige Stuhl Petri aus, er ist ein Babel der Laster! Räuchert es aus, das Buhlnest der Borgia! Höret auf die heiligen Offenbarungen Johannis. Die Welt muß sich in allen Angeln drehen! Die Sintflut wird das Reich des Antichristen hinwegspülen, die apokalyptischen Reiter werden darüber hinrasen und den Antichrist zerstampfen! Armes, verführtes, verdammtes Volk!"

Ein Schreien und Kreischen, angstvoll, ohrenbetäubend, ging wie ein Sturm über den Platz. Das Volk bekreuzte sich und stöhnte:

„Misericordia! — Misericordia! Herr, erbarme dich uns!"

Der Mönch aber erhob seine donnernde Stimme, seine Augen funkelten:

„Wendet euch ab von allem Überfluß zeitlicher Güter! Tuet Buße! Zerstöret die heidnische Kunst, sie ist aller Laster voll! Reißet die schandhaften Bilder der Dirnen von euren Wänden, und ihr Maler der Lust und ihr, die ihr euch Weise nennt und euch einbildet, daß Logik und Philosophie die Wahrheit des Glaubens aufdecken, tuet Buße! Bedarf die göttliche Weisheit der sinnlosen menschlichen? Ihr dienet dem Teufel, nicht Gott! Barmherzigkeit, o Herr! Misericordia! Streut Asche auf euer Haupt, die ihr die Botschaft des heiligen Mönches von San Marco vernehmet! Entsaget dem Sinnenteufel. Die Heimsuchung kommt, sie kommt bald!"

Das Menschenstöhnen, in allen Phasen der Leidenschaften übertrieben, schrie laut nach Buße und fluchte dem Papst und den Malern.

Dürers frommes Gemüt war hingerissen von des Mönches gewaltiger Macht, mit der er die Seelen in seine Hand nahm und preßte. Was hatte er von den Offenbarungen Johannis gesprochen? Sahen auch die fanatischen Mönche Gesichte der Apokalypse? Sahen auch sie die schwarzen, eisernen Reiter, mit Wage, Schwert und

Pfeilen über die sündige Menschheit Krieg, Pestilenz und Tod bringend, über alle Macht und Hierarchie hinwegstürmen? Dürer erschrak, er hörte die Kunst verdammen. Ist die Kunst nicht heilig? Wie kann sie lasterhaft, ketzerisch und heidnisch sein? Wie kann sie dem Teufel dienen? Er erschrak vor dem rasenden Volke, wollte entfliehen, war aber wie eingekeilt in die Menge. Noch nie hatte er das Volk in solchem Aufruhr gesehen.

Der Mönch war plötzlich verschwunden, ein anderer, ein junger, vornehmer Kavalier in Mantel und Degen war auf den Brunnenrandstein gestiegen, wild gestikulierte er mit den Armen und schrie mit klangvoller Stimme:

„Glaubet ihm nicht, dem verfluchten Mönch! Er ist ein Abtrünniger der Kirche, ein Phantast wie sein Prior, der wahnwitzige Savonarola. Was der Menschengeist ersann, Kunst und Wissenschaft, hasset er. Er leugnet die Philosophie, er flucht den Gesängen des göttlichen Dante, des Homer, des Aristoteles, des Virgil, er will das Volk verdummen, ihm jede Kultur entreißen, er will uns Schönheit und Geist nehmen! Er will eine mächtige Herrschaft erlisten, an sich reißen und seinem despotischen Zelotentum untertänig machen. Hört nicht auf ihn, er ist der Tyrann der Finsternis! Gott gab uns die Lust am Leben, er gab uns das Weib, die Kunst. Er gab uns Gesang und Wein, Sonne und Poesie! Er schmückte zu unsrer Lust die Welt mit Farbe und Freude! Wir wollen im Lichte der Schönheit Gott anbeten, nicht aber in der Finsternis des Zelotentums. Das Leben ist heilig! Steinigt den Mönch, der euch vergiftet mit seiner Lügenrede!"

Das Volk schrie, es war von den Worten des Mönches erfüllt und verängstigt, es wollte den Jüngling nicht hören. Einer, der ihm nahe war, brüllte ihm zu: „Du bist ein Heide, ein Maler!" Da kreischten hundert Stimmen: „Ein Maler, ein Ketzer. Steinigt ihn!" „Misericordia! — Misericordia!" schrien andere zerknirscht. Dann wieder die Rufe: „Steinigt ihn!"

Ein Stein flog, er traf den Jüngling am Brunnen; dann fielen Stein auf Stein, er brach zusammen, seine Stirn blutete, hilfreiche Hände halfen ihm vom Brunnenrande herab. Ein greiser Kardinal brach sich Bahn durch das aufgewühlte Volk. Er stellte sich schützend vor den Jüngling und rief:

„Werft nicht nach ihm, ihn schickt euch Gott. Steinigt den verfluchten Mönch, der euch mit Lügen betrügt, der wahnsinnig ist! Die Erkenntnis komme über euch, wie der Heilige Geist über die Apostel! Es ist Lüge, was der Mönch vom Heiligen Vater spricht. Es ist Haß vom Baume des Hasses, Sünde vom Pfuhl der Sünde. Savonarola ist ein Abtrünniger der Kirche, ein Verfluchter vor Gott! Er will den päpstlichen Stuhl erschleichen! Eure Sünden sind gering vor Gott; er ist die Liebe, er ist die Barmherzigkeit. Betet zu ihm, daß ihr nicht wieder in Versuchung fallet!"

Keine Hand mehr griff nach einem Steine. Die Würde des Greises flößte dem unbändigen Volke Ehrfurcht ein. Plötzlich war es stille. Der Kardinal band ein weißes Tuch um die blutende Stirn des Gesteinigten und führte ihn in ein Haus. Da brüllte ein Bursch, mit lockigem Schwarzhaar, der eine Dirne um die Mitte nahm und vor allen Menschen küßte:

„Das Leben ist heilig! Evviva! Steinigt den Lästermönch, steinigt den Verflucher der Lust!"

„Steinigt den Mönch", schrien andere; dann schrien es alle und liefen davon, den Asketen zu suchen. Sie fanden ihn nicht.

Dürer stand wie erstarrt da. Dieses Temperament der Mantuaner flößte ihm unbändige Furcht ein; er sah sich hilflos um, wie betäubt von dem rasenden Lärm. Da griff eine Hand nach seinem Arm und zog ihn fort. Es war die des Bozner Schnitzers und Malers Michael Pacher, der den Nürnberger erkannt hatte.

„Kommt, Geselle!" sagte er ermunternd mit seiner tiefsinnigen Baßstimme. „Das welsche Volk ist kein Spiel-

zeug. Einmal ist's oben, dann tief unten; leidenschaftstoll, gleich bereit, mit Messer und Steinen nach dem Bruder zu werfen!"

„Jesus, Maria!" stöhnte Dürer, „was sind das für Menschen? Das sind ja leibhaftige Teufel!" Pacher lachte über Dürers Angst.

„Es hat keinen Kopf, das Volk, nur eine Gurgel hat's zum Schreien und Fäuste zum Reden. Seht, Nürnberger, aus diesem wilden Temperament heraus wächst eine herrliche Kunst. Gesänge von süßester Melodei entströmen diesen schreienden Mäulern. Es liebet die Schönheit und jubelt ihr zu, aber wie eine Fahne ist's; so ein Windhauch hineinfährt, flattert's gleich auf. Kommet jetzt mit mir, Maestro Mantegna zeichnet heut einen Akt nach einer Leiche, die er heimlich geliehen hat."

„Eine Leiche? Jesus, Maria, das ist ja Totenschändung!" rief Dürer entsetzt.

„Warum?" lachte Pacher, „wir visieren nur nach ihr, keiner rührt sie an. Wir sind keine Ärzte. In Padua schneiden die Ärzte die Leichen auf, auch Mantegna war schon dabei. Sie studieren den inneren Bau des Menschen. Dieses Wissen tut der leidenden Menschheit not. Die Anatomie ist ein unausgebautes Feld der Gelehrtheit. Heut aber soll ein ermordeter Jude als Vorbild dienen für einen Christusleichnam."

„Ein ermordeter Jud? Das ist ja eine Ketzerei!" schrie Dürer auf, er taumelte an der Seite Pachers durch die Gassen, ihm schauerte vor der Kunst Mantegnas, nach Leichnamen zu malen.

„Ihr könnt auch beten dabei," beruhigte ihn Pacher, „es ist ein christlich Werk, das der arme tote Jud an der Kunst tut. Es ist nit so arg, als Ihr denkt. Jede Woche leiht sich der Meister eine Mädchen- oder Männerleiche aus und studiert allein stundenlang daran die Anatomie der Muskeln. Er vertieft sich in diese Kunst wie Leonardo da Vinci, ohne sie kann kein Maler bestehen. Ihr müßt Euch nit fürchten!"

Andrea Mantegna:
Der tote Christus.
Nach einer Leiche
gezeichnet.

Original in der
Brera zu Mailand.

Das Paradies.
Nach dem Gemälde von Lukas Cranach d. Ä.

In einem hellen Werkstattraume, der eher einem Museum glich als einer Malerwerkstatt, wie sie Dürer in Nürnberg und auf seiner Wanderschaft gesehen hatte, lag auf einem niedrigen, breiten, mit Linnen überspannten Brette die Leiche des Juden, grün und wächsern. Dürer erschauerte davor. Als er aber den kleinen Meister mit dem klugen Kopfe, ähnlich dem eines römischen Cäsaren, und einige seiner Schüler bei der fleißigen Arbeit sah, überwand er den Ekel vor der Leiche. Totenstille lag im Raume.

„Nehmt rasch Euer Büchlein und fanget an," sagte Pacher leise zu ihm, „der Maestro leidet's nit, so ihn einer stört. Seht nur, wie er sich in seine Gedankenarbeit einschließet."

Dürer setzte sich auf einen leeren Stuhl und begann sogleich zu zeichnen. Nach einigen Blicken auf den Leichnam überrieselte ihn wieder der Ekel vor dem Toten. Er zitterte am ganzen Leibe. Er sprach sich Mut zu. „Die Formen sind klar und bestimmter als bei einem Lebendigen", dachte er. „Das Stillhalten ist auch eine gute Sache. Viel lernen kann man dabei. Der arme Mann, umgebracht hat ihn das fürchterliche Volk. Es ist kein Spielzeug, das Volk. Wilibald, du hast es erkannt. — Ein Jude gar. Rechtlos ist überall das kluge Volk der Hebräer. — Wo magst du jetzt sein, armes, schönes Judithlein? Dein Küssen war gar so gut." Er schauerte zusammen. „Wie kannst du bei dem Anblick des Todes ans Küssen denken, gottloser Geselle!"

Der Stift lief jetzt eiliger über das Blatt. Aber lange konnte der ängstliche Geselle die Leiche nicht ansehen, immer wieder mußte er sich abwenden und sich Mut zusprechen. Eine Stunde lang hielt er's aus, dann drehte sich alles um ihn im Kreise. Der Maestro stand auf und sah sich um. Er ging zu seinen Schülern, bei jedem zog er einige verbessernde Striche. Zu Dürer sagte er ernst, beinahe bös:

„Was nützt Euch das Tüfteln und Stricheln. Ist alles arg verzeichnet, jede Überschneidung falsch. Wie aus

Holz geschnitzt, kein Fleisch. Die Rundung muß aus dem Innern herauswachsen. Nehmt ein ander Blatt, fangt noch einmal an. Seht Euch meinen Aufriß an." Er ging aus der Werkstatt. Dürer hörte es kaum, was der Maestro sagte, ein Abscheu vor diesem Manne erfüllte ihn, der es über sich bringen konnte, einen Toten aufzuschneiden oder an einer Mädchenleiche herumzusuchen nach den Formen, den Muskeln. — In ihm schrie der Fromme: „Leichenschänder, du Leichenschänder!" Er sah den geheimnisvollen Italiener nicht an. Als der gegangen war, steckte Dürer beschämt das Büchlein ein. Pacher zog ihn vor des Meisters Zeichnung. Sie stellte den liegenden Leichnam dar, von den Füßen aufwärts in der Perspektive gesehen. Meisterlich waren alle Verkürzungen erlauscht und wiedergegeben. Dürer sah und staunte; das war ein Wunder an Gewagtheit. Man blickte über den Männerleib hinüber, als läge er wahrhaftig da. „Meister Wolgemut," dachte er, „das solltest du sehen. Das ist ein Ding, was das Auge betrügt." Er wurde klein und kleiner, fühlte, daß er noch nicht sehen konnte. Seine Seele war ihm wie ausgebeutelt von der Angst vor dem Volke, der Strafpredigt des Mönches, vom Abscheu vor der Leiche des Juden und jetzt von der unheimlichen Kunst des Meisters. Er kam sich vor wie ein verprügelter Knabe, der nichts verschuldet hatte und so viel leiden mußte.

Ein hurtiges Plaudern, ein temperamentvolles Gestikulieren entstand im Raume, als Mantegna ihn verlassen hatte. Kein Schüler des Meisters hatte nun Ehrfurcht vor dem Toten. Dürer sah wie irre um sich, haltlos stand er da.

Ungestüm sprang der Jüngling, den am Marktplatz das Volk gesteinigt hatte, in die Werkstatt und rief beherzt in den Tumult hinein:

„Braucht ihr einen heiligen Stephanus? Mich hat das Volk zum Märtyrer der Kunst gesteinigt. Malet mich, ich bin heilig!"

„Jacopo de' Barbari, wie sehet Ihr aus?" riefen die Schüler wild durcheinander. „Ihr blutet, habt Ihr wieder einen Raufhandel gehabt?"

Barbari, der venezianische Maler, war Schüler Mantegnas und kam von Zeit zu Zeit, sein Wissen an des Meisters Kunst zu befruchten, so wie es Michael Pacher auch tat. Der feurige Jüngling stand jetzt in seiner Grandezza im Ringe seiner Freunde und erzählte mit lauter Stimme und hastigen Gesten den Vorfall, den er erlebt hatte. Die jungen Maler jubelten ihm zu, hoben ihn auf ihre Schultern und trugen ihn in der Werkstatt wie einen Triumphator umher. „Das Leben ist heilig!" schrien sie jauchzend.

Dürer dachte: Und der Mönch hat gesagt: „Reißet die schandhaften Bilder der Dirnen von euren Wänden, ihr Maler der Lüste! Ihr dienet dem Teufel, nicht Gott!" — In seinem Sinnen sah er die apokalyptischen Reiter rasen über die unkeuschen Maler, die Leichenschänder und Heiden. „Ihr feiert Feste der Unzucht und betet die Götzen an, die euch die ketzerischen Maler in nackten Heidengöttern vorgaukeln." — Die Worte des Mönches zerstörten in der frommen Seele alles wieder, was die erlauschte Schönheit in ihr ergrübelt hatte.

Am nächsten Morgen saß Dürer in der Werkstatt Mantegnas und zeichnete nach einer antiken Statue. Pacher hatte ihn am Abende nach der „Leichenschändung", wie Dürer beharrlich sagte, mit Jacopo de' Barbari zusammengeführt. Sie saßen in einer Osteria und fanden aneinander Gefallen. Barbari vermochte es, den scheuen, verängstigten Gesellen dazu zu bringen, daß er nach den antiken Götterbildern, die Mantegnas Ziehvater, Francesco Squarcione aus Griechenland mitgebracht hatte, einige Zeichnungen versuche, damit er sich in die Maße der alten idealen Kunst vertiefe. Es war ja das allerinnigste Verlangen Dürers, die Maße der Proportionen kennenzulernen, aber er hatte sich vorgenommen, die Werk-

statt Mantegnas, in der die Leichen so frevelhaft und unfromm für Lernzwecke benutzt wurden, nicht wieder zu betreten. Nun entschloß er sich doch dazu. Ihm war unheimlich zumute, als er zum erstenmal Werke von Meistern sah, die einige Jahrzehnte, sogar Jahrhunderte vor Christi Geburt gelebt hatten und so Vollkommenes schufen. Der ängstliche Geselle saß zwischen Statuen, von denen nur wenige ganz waren, der grünliche, verschimmelte Marmor war leichenfahl. Dem Apollo fehlten die Arme, dem Bacchus der Kopf, Minerva hatte ihren Unterleib verloren, Venus stand ohne Arme, mit abgeschlagenen Brüsten und Knien auf einem Postament. Dürer dachte: Wie mag es den griechischen Jungfrauen zumute gewesen sein, als sie ihren Liedergott im wallenden Gewande, mit der goldenen Lyra im Arme, den Lorbeerkranz auf der Stirne, sahen, wenn er seine Melodien sang — und nun ist er eine Leiche, verstümmelt — o Graus!

Ihm war es plötzlich, als belebten sich die Steingebilde. Die vielen starren, seelenlosen Augen sahen Dürer an. „Was siehst du uns an?“ schienen sie zu rufen. „Ist es nicht genug, daß sie uns so verstümmelt haben? Laß uns ruhen!“ Der Geselle bekam Angst, seine Phantasie wurde rebellisch, es wirbelte vor seinen Augen, ihm war's, als schwellten sich die Marmorbrüste, als entströmte ihnen ein keuchender Atem. Plötzlich schien sich jede Figur zu beleben. Ängstliches Stöhnen des Schmerzes drang über ihn her, als wolle es ihn ersticken. Eine Amazone, deren Unterarm abgebrochen war, hob den Armstumpf hoch auf und schlenkerte damit unaufhörlich; Venus zitterte, streckte die Beine aus und verzerrte ihr schönes Gesicht zu einer Fratze; Minerva bog schmerzlich den Kopf nach rückwärts und fühlte mit den Armen nach ihrem fehlenden Unterleib; Apollo stampfte mit den Füßen auf, das Knirschen schien den Boden zu erschüttern, aus allen Fugen zu dringen. An einem Kupferstabe hing der Kopf der Terpsichore, er baumelte in der Luft. Nachdem er im schmerzlichen Rhythmus eine Weile gependelt hatte, öffnete sich

ihr Mund und klagte: „Gebt mir meinen Leib, meine leichtbeschwingten Beine, ich will tanzen! Ihr wilden Christengötter, wo habt ihr meinen begehrlichen Leib?“ Dürer wehrte mit den Armen den Ansturm ab, der ihn zu bedrohen schien. Ein leises Klirren, ein heftiger Aufprall, der Kopf fiel vom Stabe und rollte vor Dürers Füße. Entsetzt sprang der furchtsame Geselle auf und schrie: „Sünde — Sünde, Gotteslästerung! Es gibt nur einen Gott, die Götter sind tot!“

Ein Lachen klang von der Türe her, Barbari hörte Dürers Angstrufe. „Die Götter leben!“ sagte er fröhlich, „sie haben in des Künstlers Seele ihre Tempel, in des Dichters Worten werden sie wiedergeboren, und der schönheitsuchende Mensch verträumt in ihren heiligen Hainen seine Erdenqual. Die Götter leben, Albrecht Dürer, auch Ihr werdet es fühlen!“

Dürer aber zitterte, bekreuzte Stirn und Brust, seine Blicke gingen wie irre über die verstümmelten Götterleichen, die wieder ruhig standen, dann lief er an Barbari vorbei in die große Werkstatt. Wie angewurzelt blieb sein Schritt gebannt: ein herrliches Weib, jung und blühend, stand nackt auf einem erhöhten Podium. Einige Maler, die es als Modell benutzten, waren vertieft bei der Arbeit. Barbari führte Dürer vor sein Bild, das die Gestalt der Andromeda zeigte. Verwundert sah der Geselle, wie es dem nackten Weibe glich. Er hatte so viel Schönheit noch nie erschaut. Barbari sagte lächelnd:

„Ich wußte, daß Euch die Götter schrecken werden. Der Bozener Maler hat es auch so getrieben. Die Deutschen sind ängstlich vor der Antike, weil sie sie noch nie gesehen haben; das blühende Leben aber ist eine Lust, das vertraget Ihr wohl, aber Ihr habt in Deutschland keine solchen Modelle wie wir.“

Dürer sprach kein Wort. Er sah das Weib an, das über seine Angst lachte. Er maß im Geiste die Proportionen, die so waren wie bei der Venus mit den zerschlagenen Brüsten und Knien, und dachte: So gibt es

auch lebende Weiber, die den Göttern gleichen. Warum zergrübelt sich Leonardo den Kopf mit mathematischen Messungen? Warum schändet Mantegna die Leichen junger Mädchen, wenn er am lebenden Modell so viel wahrhaftige Schönheit sieht? Warum hat er auf seinen Bildern so viel Ernst, wenn solche Weiber lachen können?

Barbari zog ihn mit sich: „Kommet, der Meister ist fortgeritten nach Padua, ich zeige Euch die Bilder, an denen er malt." Sie gingen in einen Nebenraum. Stumm und andächtig stand Barbari vor den Werken seines Meisters: der „Kreuzigung Christi", dem „Parnaß", den „Madonnen" und dem „Kampf zwischen Tugend und Laster". Dürer war fassungslos, solche Malerei überwältigte ihn, aber nicht lange; es war ihm, als sähe er in erstarrten Gefilden Menschenleichen, erzene Bäume, steinerne Wolken. Barbari sah ihm den Unmut an und sagte leise:

„Seine Bilder sind wie Stein und Erz. Der Meister erlebt in ihnen die Wiedergeburt der antiken Zeit. Nichts Kleinliches will er, alles soll sich monumental erheben. In dieser Kreuzigung Christi hat er die Antike als Vorbild genommen. Es ist eine Vision aus dem Steinalter — die Figuren sind wie aus Marmor und Erz auf Quadern aufgebaut. Mächtig rufen sie in die Seele des Beschauers die Macht des Todes! Dem Meister ist das Sterben eine Erhebung, eine Erlösung: das ewige Leben."

Dürer erschauerte, er sah Barbari verständnislos an und sagte traurig:

„Aber kein Blümlein seh' ich auf seinen Bildern, keine Gärten, keine Wiesen, und auch die Bäume sind wie erstorben. Die Blätter hängen daran wie Platten aus Eisen. Es ist so, als wär' seine Natur erfroren an der Kälte seines Gefühles. Das stimmt mich zu Furcht und Angst. Wie eine verzauberte Halle, ohne Musik, ohne Leben und Worte, wie eine eherne Gruft ist seine Kunst. Das kommt von den Götterleichen und von den Leichen der Menschen, an denen sein Blick Gefallen findet.

Und unsere Mutter Gottes ist doch ein so frommes, armes Weib gewesen und keine so vornehme Donna im reichen, prunkenden Gewande, so kalt, so ohne Gnaden, wie er sie malt. Und der liebe Jesusknabe war doch so sanft und nit so herrisch und trotzig, wie ihn der Meister darstellt. Das ist keine Wahrheit, das ist eine Lüge! Es ist mir alles zu heidnisch, zu gottlos. Der Mönch hatte recht. Wie aus der Zeit der Heiden ist die Kunst in Welschland. Ich sehe nur Leichen, zerstückelte Leiber — es ist mir, als müßte auch ich zu Tode erstarren!"

Dürer dachte an seine Mutter daheim. Eine namenlose Angst ergriff ihn um sein Seelenheil; er lief, so schnell er konnte, aus Mantegnas Werkstatt, lief in eine Kirche, dort warf er sich vor den Altar nieder und betete inbrünstig: „Gott verzeihe mir, daß ich so sündhaft war, vom Wege des Heils abzuweichen! Herr, du mein Gott! schütze mich vor den teuflischen Heiden und Leichenschändern. Ich will geduldig meine Kümmernisse tragen, die du mir auferlegst. Dir nur soll meine Kunst dienen, wie es einem Christen frommt. Erlöse mich noch einmal aus der Versuchung des Heidentums!"

Als jagten ihn eine Meute von Götterleichen, eilte er in seine Herberge, schnürte sein Felleisen, nahm den Wanderstock, und ohne sich von Michael Pacher und Jacopo de' Barbari zu verabschieden, floh er aus den Toren Mantuas. Sein Ziel war quer durch die Schweiz, über die Sankt-Gotthard-Straße nach Basel zurück.

Je näher er Brescia kam, desto leichter wurde dem geängstigten Gesellen zumute. Er sah wieder die deutschen Schweizer Berge mit ihren ewigen Schneegipfeln grüßen, das beruhigte ihn. Sein deutsches Gemüt vertrug diese welschen Greuel nicht.

Als er hungrig vor die Tore Brescias kam, sah er eine drängende Menge Volkes in die Stadt strömen. Er wurde hineingerissen in den Menschenstrom und erfuhr, daß eine

Hexe verbrannt werden sollte. Ein Hexe, die durch ihre Schönheit den reichen Florio in den Tod gehext habe. In Dürer stieg wieder die Furcht vor den Menschen auf, er glaubte nicht an Hexen, er wußte, daß durch diese Verfolgung nur Unschuldige leiden mußten. Die Macht der Kirche wollte ihre unbeugsame Gewalt zeigen, um das Volk einzuschüchtern und zu verdummen.

Durch die Straßen auf den Marktplatz gedrängt, sah Dürer einen Aufzug von Mönchen und Herren der Signoria, in ihrer Mitte zerrten zwei Büttel ein schönes Weib zum Scheiterhaufen, der in der Mitte des Platzes errichtet war. Ein Mädchen, kaum sechzehn Jahre alt, herrlich gewachsen und schön mit schwarzen, offenen Haaren, lief, getrieben von einigen Knechten, der Mutter nach und weinte hilflos. Dürer konnte seine Blicke von der lieblichen Jungfrau nicht lösen.

„Wer ist diese schöne Jungfraue?" frug er einen Burschen; der kreischte:

„Vanna, die Tochter der Hexe. Die Richter haben ihr das Hexenmal auf die Stirn gebrannt. Jetzt muß sie es ansehen, wie ihre Mutter verbrannt wird, dann wird man sie aus der Stadt vertreiben als vogelfrei. Wer sie erwischt, der kann sie schänden und erschlagen!"

„Das arme Kind!" stöhnte Dürer voller Mitleid.

„Ecco!" kreischte der Bursche, „sie ist mit ihrer Mutter auf den Blocksberg gefahren am Besenstiel. Mit Hexensalben, die man bei ihr fand, hat sie sich eingerieben, um mit dem Teufel Buhlschaft zu treiben. Aber sie hat kein öffentlich Ärgernis gegeben wie ihre Mutter, und niemand hat sie angeklagt vor dem Hexenrichter."

„Es gibt keine Hexen!" schrie Dürer, in Zorn gebracht von diesem Wahnsinn. „Das ist ein Aberglaube!" Der Bursche lachte roh:

„Die Mönche und die Signoria wissen's besser als Ihr. Die Hexe hat alle Männer behext, ihren Mann, den Venusmaler, hat sie verrückt gemacht. Er ist plötzlich tot umgefallen. Das war vor einigen Wochen. Jetzt

hat sie auf gleiche Weise den schönen Florio, des Bischofs Bruder, verhext. Gestern haben sie ihn in ihrem Garten tot gefunden. Ecco! Sie hat auf der Folter alles eingestanden! Der Florio ist mit ihr auf den Blocksberg gefahren. Alles hat sie eingestanden, die Hexe!"

„Armes Weib", stöhnte Dürer. „Wie kann auf der Folter ein Mensch bei der Wahrheit bestehen? Sie brechen die Knochen, brennen die Brüste mit glühenden Zangen, schänden den Leib mit Striemen. Wie kann ein Weib diese Qual ertragen!"

„Die Schande!" gellte eine Weiberstimme neben Dürer. „Unschuldig ist die Signora. Der Florio war ein Teufel, meine Tochter hat er auch verführt. Wird im Weinrausch zum Fenster der schönen Signora gestiegen sein und ist gestürzt. Ist nit schade um den Verführer. Aber er ist des Bischofs Bruder, da muß die Justitia strenge sein!"

In Dürer sprangen alle Gedanken an Menschenwert und Menschenwürde durcheinander. Sein Gemüt war wie gepeitscht. Die Bilder Mantegnas, die Götterleichen, der ermordete Jude, der alte Daniel Squarro tauchten auf in seiner entfesselten Phantasie, Margarete am Pranger, die nackte Schankdirne auf dem Esel, und dabei sah er, halb ohnmächtig vor Schmerz und Angst, das schöne Weib zum Scheiterhaufen taumeln, hörte die herzerschütternden Schreie ihrer Tochter, die die wankende Mutter stützte. Auf der Stirn dieses schönen Mädchens sah er das Feuerbrandmal der Hexenrichter flammen.

Ein Grausen vor diesen laut johlenden, unbändig schreienden Menschen und ein Ekel vor diesem mordlustigen Volke der Welschen ergriff ihn, er preßte sich aus dem Gedränge heraus und lief aus der Stadt, wie gehetzt von Furien. Nur heim wollte er, heim ins deutsche Vaterland, wo die Menschen besser waren als in Italien, wo sie noch die Toten ehrten und frommer Sitten sich befleißten. — Als er sich auf einer Höhe umwendete, sah er aus den Häusern Brescias eine Rauchsäule aufsteigen. Er bekreuzte sich und dachte: „Jetzt verbrennen

sie das arme Weib, Gott sei ihrer Seele gnädig!" Dann lief er, so rasch er konnte, weiter.

Das Furchterregende wich immer mehr von ihm, je näher er dem Sankt Gotthard kam. Die Veltliner Bauern waren ruhige, zutrauliche Leute, sie gaben ihm Brot, Käse und Milch für Gotteslohn. Die herrliche Bergwelt erfrischte seinen Geist, und das Spinnradel seiner Gedanken lief wieder hurtig:

Die Götter lebendig machen wollte Mantegna! Wohl, er war der Meister dazu. Aber wozu brauchen wir Götter, wenn wir einen Gott haben, in dem alle Heidengötter vereinigt sind? In ihm sind alle Tugenden, er ist die Liebe, er ist die Strafe, er ist die Zeugung und die Vernichtung. Gott ist in uns, mit welchem Namen wir ihn rufen, ist gleich; ob wir ihn Apollo oder Bacchus, Venus oder Diana nennen, er bleibt der Gott, in welchem Geist er auch in unsere Seele tritt. Der Mensch muß sich selbst sein Glaubenswerk reinigen von Aberglauben und Gottesverleugnung!

Der holprige Weg führte den Wandergesellen über steinige Halden und Schneefelder, am Rande von Schluchten vorbei, die, von Wildbächen durchtost, in die Tiefe führten. Er schritt die Sankt-Gotthard-Straße hinab ins Herz der Schweiz hinein. Er zeichnete Burgen, Menschen und Felsen in sein Büchlein. Jetzt wollte er einen tiefen Blick tun in die lachenden Täler und kletterte auf einem Felsenpfade am Rücken des Berges hinauf. Als er oben war, sah er die Sonne über Wälder glühen, rot und leuchtend, er sah die Schatten des Abends heraufklettern über die Berglehnen und sah den Schnee auf den Bergesspitzen flammen wie glühende Kohlen. Er sah die Fichten wie Wallfahrer zur Höhe heraufklettern, es wurden ihrer immer weniger, immer vereinzelter, immer schwächer und kleiner wurden sie, und nur wenige erreichten das Sanktuarium der Sonne. Dürer dachte: So pilgern die Maler in Scharen der Kunst zu, wenige erreichen sie, die Herden bleiben zurück. Eiliger, um noch vor

Anbruch der Nacht eine Hütte zu erreichen, kroch er über die Felsengrate hinab, der Straße zu. Da glitt sein Fuß auf einem Eisstück aus, Dürer kollerte eine Strecke bergab, kam auf ein Schneefeld zu liegen, das von dem plötzlichen Stoß sich löste und langsam mit dem Gesellen in den Abgrund rutschte. Über weiches Geröll, das Felleisen am Rücken, das dem Anprall Widerstand leistete, kam er auf eine seitlich des Weges gelegene Hochalm gesaust. Vom Schrecken und vom Luftstoß betäubt, blieb er eine Weile liegen, raffte sich bald wieder auf und untersuchte, ob seine Glieder ganz geblieben waren. Der Absturz war glücklich ausgefallen, nur ein heftiger Schmerz am Fuße hinderte ihn am Gehen. Er zog den Schuh aus und befühlte den Fuß. Der Knochen war ganz, aber eine Sehne schmerzte. Aufstöhnend band er ein Tuch fest um das Gelenk. Der Fuß schwoll an.

Was jetzt? Die Nacht brach herein, das Dorf war eine Stunde weit. Hunger und Durst plagten ihn. Hilflos setzte er sich auf einen Stein. Etwas tiefer unter ihm schnitt ein schmaler Fußweg durch die Matte. Eine neue Angst kam über den Gesellen.

Über den Steig kamen zwei Mönche, lustig pfeifend. Sie sahen den Gesellen sitzen, lachten über seine Jammermiene. Dürer rief sie an, ihm zu helfen. Sie lachten noch mehr. Der eine rief ihm die welschen Worte zu: „Povero viatore!“ Dann gingen sie weiter. Der Verlachte blickte ihnen zornig nach, er sah, wie sie in eine verfallene, kleine Kapelle traten. „Dort werden sie beten. Helfen wollen sie nit, die Mönche! — Wer hilft mir?“ schrie er auf. Der Fuß schmerzte, die Nacht stieg empor. Eine Verlassenheit überkam ihn, er sah keinen Ausweg. Wenn er die Kapelle erreichen könnte, dort wäre er vor den Nachtwinden geschützt. Mühsam erhob er sich, stützte sich auf den Knotenstock; es ging einige Schritte, dann aber mußte er sich wieder setzen.

Die Bergriesen kamen näher heran, schwarz, unheimlich drohend. Zuweilen drang der kreischende Ton eines

Nachtvogels in die Ohren des Gesellen, dem zumute war, als riefe ihn eine Jenseitsstimme. Das Grauen der Verlassenheit überfiel ihn. Gigantische Gestalten in den Schattenmassen der Felsen und Bäume schienen nach ihm zu greifen. Die Schneefelder auf den Gipfeln der Berge nahmen Gestalten der Marmorgötter an. Über ihm gellte der Schrei eines Uhus. Zwei glühende Kugeln rollten näher. „Kommst du so, Gevatter Tod?" dachte der Geselle. Er duckte sich, da schwirrte der Uhu um ihn herum und flatterte in die Nacht hinaus.

Mühsam raffte sich der Geselle wieder auf und kroch eine Strecke lang auf den Knien den Steig weiter. Die Kapelle war schon ganz nahe. Vor ihr ragte ein verwahrlostes Kreuz, aus Holz gefügt, der zerschlagene Christus hing nur noch an den Füßen darauf. Ein Blitzstrahl mochte ihn getroffen haben, er war halb verkohlt. „Das haben die Heidengötter getan im Zorn", dachte Dürer. „Judas, du hast den Gottessohn verraten, du hast die Heidengötter wieder lebendig gemacht, nun reißen sie den Heiland vom Kreuz herab. Oder war es der Antichrist, der in Gestalt frommer Mönche den Glauben verhöhnt? Ihr streitbaren Engel, scharet euch um das Gotteslamm, löset die Siegel der heiligen Lade, fleuchet hernieder mit Feuer und Schwert! Reitet, ihr Reiter der Gerechtigkeit, ihr apokalyptischen Rächer, reitet über die bösen Widersacher der göttlichen Wahrheit! Die alten Götter wollen den Heiland stürzen!" So rief es in ihm. Eine fiebrige Glut stieg durch seinen Leib.

Wieder kroch er weiter. Da vernahm er aus der Kapelle einen markerschütternden Weiberschrei. Ein Kreischen und Lachen von Männerstimmen höhnte dazwischen.

Dürer erhob sich, hier war ein Weib in Not, er mußte helfen. Roh brüllte eine Männerstimme: „Halte, du Hexe, ich will dir den Teufel austreiben!" Wieder der Weiberschrei, dann ein Gurgeln, wie aus einer gewürgten Kehle. Was geschah hier vor dem Angesichte Gottes, in dem geweihten Raume? Aus Leibeskräften schrie Dürer nach

Hilfe und sprang, den Stock schwingend, seiner Schmerzen nicht achtend, in die Kapelle hinein. Im Dämmerlicht balgten sich zwei Mönche über einem Weibe; es waren die unbarmherzigen, pfeifenden Lacher, und der Geselle hieb mit dem Stocke in sie hinein. Erschrocken ließen sie ihr Opfer los und liefen davon.

Erschöpft sank Albrecht neben dem Weibe nieder, das ohnmächtig dalag. Die Kleider hatten die Mönche von ihrem Leibe gerissen. Beim Licht der Sterne sah er ein Hexenmal auf der Stirn des lieblichen Gesichtes. Er erkannte Vanna, die Tochter der schönen Hexe, die sie in Brescia verbrannt hatten. Das arme Mädchen gab kein Lebenszeichen von sich. Was sollte er, der selber hilflos war, beginnen? Das Grauen erfaßte ihn.

Plötzlich tauchte die riesenhafte Gestalt eines Berghirten in der niedrigen Kapellentür auf. Der mochte die Hilferufe des Gesellen gehört, die fliehenden Mönche gesehen haben. Zornig sprühten seine Augen, als er Vanna in ihrer Schmach liegen sah. Ohne zu fragen, was geschehen sei, sagte er, als spräche er zu sich: „Unzüchtiges Mönchsvolk! Euren Christus lasset ihr zerschlagen, eure Sitte tunket ihr in die tiefsten Pfützen, und jetzt schändet ihr ein wehrlos Weib! Mög' euch der Geist der Berge gnädig sein! — Lebt sie noch?" fragte er den Gesellen.

„Sie mag noch leben, ich hab' nit die Kraft, ihr zu helfen, ich bin gestürzt, mein Fuß ist dahin!" sagte traurig Dürer, furchtsam starrte er die mächtige Gestalt des Berghirten an, seine Schmerzen verbeißend.

„Verfluchte Mönche!" schrie zornig der Hirt und beugte sich über die Ohnmächtige. „Sie lebt. Also hat man vor dreißig Jahren meine Mutter aufgefunden. Ich bin das Kind solcher Hunde im Mönchskleid. Einen hat meine Steinplatte heut wieder erschlagen, der ist in der Hölle!"

Dürer erschrak über den furchtbaren Rächer. Der Hirt hüllte die Ohnmächtige in ihr Tuch, das am Boden lag, und trug sie fort. Nach einer geraumen Zeit kam er wieder

und half Dürer auf. Mehr tragend als führend, brachte er ihn in seine nahe Hütte und sprach: „Dem Mädel fehlt nichts als die Unschuld, die ihr die gottlosen Mönche geschändet haben. So jung, so schön! — So mag meine Mutter gewesen sein, als sie die Mönche überwältigten. Das heißt man christliche Religion der Nächstenliebe! Hexenmale brennen sie der lieben Unschuld auf die Stirn, die Schinder! Alle hab' ich erschlagen, die mir in den Weg kamen. Ich bin ein Heide! Die Kirche nagelt den Herrgott aufs Kreuz, ich lache! Über mir ist der Himmel, und der Herr der Berge ist mein Beschützer! — Zeiget den Fuß her!"

Ein Grausen packte Dürer vor diesem Riesen, der die Mönche erschlug, der ein Heide war und an den Berggeist glaubte.

„Fürchtet Euch nit, Geselle. Ich tu' Euch nichts! Haltet die Zunge hinter den Zähnen, Ihr habt den Fuß verrenkt. Ich renk' ihn wieder ein. Haltet den Schmerz aus!" Er griff kräftig zu, mit geschicktem Griff brachte er den Fuß ins Gelenk. „Seid ein tapfrer Bursche! Werdet leicht viel ertragen im Leben! Jetzt ein Harzpflaster drauf, dann schlaft. Ihr habt Fieber, ein Schnaps ist gut dafür!"

Er verband den Fuß, wickelte ein nasses Tuch darüber und reichte dem fieberschauernden Gesellen die Schnapsflasche. Der trank und fiel auf das Heubündel hin, sein Blut hämmerte. Vor seinen Augen begann alles zu tanzen, er drückte sie zu. Der Branntwein berauschte ihn. Bald schlief er ein. Alles versank um ihn, nur die Ängste, die er durchlebt hatte in diesem Kontrast ungewohnter Erscheinungen, die seine stillen Wasser des Grübelns aufpeitschten, blieben wach und trieben in ihm phantastischen Spuk. Mit innerem Erbeben sah er auf der Felsenwüste der Berghalden die weißen Marmorleiber der toten Götter mit Mönchen in schwarzen Kutten ringen, er hörte die Angstschreie der Terpsichore, ihren sinnlich lachenden Kopf hatte ein Bischof in seinen Händen und küßte ihn wie rasend. Uhuschreie gellten, und rollende,

feurige Kugeln umkreisten die unzüchtigen Mönche. Mit Totengerippen reigten Jungfrauen, denen auf den Stirnen Hexenmale flammten. Auf einem Brunnenstein stand die Gestalt eines gespenstischen Mönches und schrie: „Misericordia!“ Mantegna zerstückelte die Leiche des Juden und verteilte die Stücke an seine Schüler. Die von den Christen gehetzten Götterleichen gebärdeten sich wie verzweifelt, die Mönche schlugen ihnen alle Glieder ab mit Äxten und Hämmern. Die weißen Arme und Beine lagen auf der Halde und zuckten wie Schlangen. Mitten in das unsinnige Treiben trat plötzlich der Bergriese und schleuderte Steinplatten gegen die Mönche. Die Götter lachten, lachten schauerlich. Der Riese stand wie ein Felsen da, sein bärtiges Gesicht war von langwallendem Haar umflattert, er schrie, daß es wie Donner erklang: „Gotteslästerung! Ha, ha. Ihr seid ja seine Priester! Ihr Weiberschänder und Unschuldverbrenner! Gotteslästerung ist in euch! Ihr habt den Juden Josua ans Kreuz geschlagen! Ich lache! Ihr galiläischen Gaukler, ist euch der Jude Gott geworden, weil ihr ihn gemartert habt? Ich lache! Sehet, ihr könnt die Götter nit morden! Mit verstümmeltem Leib noch sind sie die Schönheit. Sie leben, sie leben, sie werden euch die Kirchen zerschlagen, wie ihr ihre Tempel zerschluget! Was brauchen wir den Schmerzensmann, seht ihr nicht, wie ihn der Geist der Berge herabschlug von seinem Kreuz? Stellt neue auf, ich schlage sie alle nieder, ich bin der ewige Wanderer, der verfluchte, ewige Wanderer Buttadeus. Ich habe den Jesus am Wege zur Kreuzigung mit dem Fuße gestoßen. Er ist kein Gott! Ich habe nach Gott gefragt — alles blieb stumm. Zu den Wassern, zu den Feuern, zu den Steinen bin ich gegangen mit der Frage nach Gott, keiner wußte von ihm. — Gott ist die Natur!“ Dürer schrie auf in seiner Fieberphantasie. Die Mönche zerstoben nach allen Richtungen, die Marmorgötter zerfielen in Staub, die Totengerippe krochen in die Erde, die Hexen gingen in Flammen auf. Im Gold der Sonne stand das Kreuz

mit dem zertrümmerten Heiland, und Magdalena weinte, zu seinen Füßen kniend. Eine Steinöde rings, die Bäume wurden zu Erz, die Wolken zu Eis, und plötzlich erlosch das Licht... Der Berggeist lachte; sein Lachen weckte den fiebernden Gesellen.

Dürer erhob sich. Es war finstere Nacht. Er sah sich geängstigt nach dem gigantischen Geiste um, sah und hörte aber nichts. Durch eine Spalte des Holzwerkes fiel ein Mondstrahl in die Hütte, er warf weißes Licht auf das Lager der Jungfrau, die sorgfältig verhüllt nicht weit von ihm schlief und im Schlafe stöhnte. Das Hexenmal flammte auf ihrer Stirne. Dürer zitterte, der Fiebertraum hatte seine Seele aufgewühlt. „Christus, ich helfe dir," stöhnte er, „sie sollen dich nit leugnen, die Atheisten! Und ich will ablassen von der Kunst, die den Heidengöttern neues Leben gibt. Ich helf' dir tragen an deiner Kreuzeslast, die du noch immer tragen mußt, um die sündige Menschheit zu erlösen. Ich will dich hinstellen in meinem Schaffen als den Gott des Lebens, den Gott der Schönheit und den Gott der Liebe, in deiner heiligen Trinität. Und die apokalyptischen Reiter werden alle deine Widersacher niederstampfen, bis sich ein Neu-Jerusalem erhebt, in dem du der König der Christen bist." Dieser innere Trost gab dem Fiebernden den Frieden wieder. Er schlief ein.

Als er am späten Morgen erwachte, stand eine Schüssel Milch, ein Stück Schwarzbrot und Käse vor ihm auf dem Boden. Er aß und trank. Das gab ihm neue Kraft. Die Schmerzen im Fuße waren gewichen, er konnte wieder stehen. Es war ihm so wohl, so frei zumute. Als er aber die Jungfrau auf dem Heulager erblickte, kamen ihm alle die schauerlichen Szenen wieder in Erinnerung. Das Hexenmal auf ihrer Stirne sah er wieder aufflammen, wie in Brescia vor dem Scheiterhaufen. Er wußte nun, daß diese hold erblühte Jungfrau ihre Mutter hatte müssen verbrennen sehen. Was mag sie gelitten haben bei dem furchtbaren Anblick, und wie

mag sie sich fürchten und ekeln vor diesen Menschenbestien. Was mag sie erlebt haben auf der Flucht, mit dem Hexenmal auf der Stirn, vor dem jeder einfältige Bauer Abscheu empfand? Und gestern — die Mönche, die bösen, wie sie über das unschuldige Kind herfielen, daß es so hat schreien müssen! „Armes Wesen, der Unschuld beraubt, mag jeder fromme Trost in dir verstorben sein! Arme Waise, wohin sollst du gehen, wie weit, ehe ein hilfreicher Mensch sich deiner erbarmt?"

Der Geselle schnitt von dem Harzpflaster, das ihm am Fuße klebte, ein rundes Stücklein los und heftete es der Schlafenden auf das Hexenmal. „So, jetzt sieht es keiner mehr, jetzt wird dich keiner mehr anfallen!" Die Schlafende wurde unruhig, plötzlich riß sie ihre Augen weit auf, und als sähe sie ein überirdisches Bild, verklärten sich die abgehärmten, bleichen Züge ihres Gesichtes. Sie hob Dürer die Hände entgegen und flüsterte:

„So hab' ich nicht geträumt? Jesus, bist du es wirklich? Deine Augen sehen mich so barmherzig an. Laß mich sterben, du mein Jesus, nimm meine Seele zu dir, sie kann den geschändeten Leib nicht mehr ertragen! Laß mich sterben!"

Dürer war vor dem Lager der armen Vanna aufs Knie gesunken, er nahm ihre Hände in die seinen und strich sie liebkosend. Zitternd, vom Mitleid tief ergriffen, sagte er mit weicher Stimme:

„Ihr seid so arm, so jung, so schön und habt so viel erleiden müssen. Verzaget nit, ich will Euch gerne helfen. Haben sie Euch arg gemartert, die Mönche?"

Verständnislos blickten ihn ihre großen Augen an:

„Weißt du es denn nicht, lieber Herr Jesus? Ja, du warst nicht dabei, wie sie mir meine liebe Mutter verbrannt haben, und wie mich die Mönche im Kirchlein angefallen haben. Du warst nicht dabei, sonst wär's ja nicht geschehn! Laß mich sterben!"

„Ich war dabei, hab' es aber nit wehren können. Kommet zu Euch. Ich bin nit der Herr Jesus, ich bin

ein Malergeselle und hab' Euch in Brescia sehen zum Scheiterhaufen wanken und hab' Euch von den Martern der Mönche befreit. Getröstet Euch, herzliebe Jungfraue . . ."

„Ich bin keine mehr", schrie sie auf! „Ich bin eine Verlorene!"

„Die heilige Mutter Gottes sieht Euren Schmerz. Sie wird Euch trösten. Sehet, sie hat viel mehr gelitten, als sie ihren Sohn am Pranger gegeißelt haben, als sie ihn sah das schwere Kreuz auf Golgatha tragen, und da sie ihn hat müssen sterben lassen. Mich aber haltet nit für den lieben Jesus, das ist ja eine Sünde!"

Die Worte taten ihr so wohl. Nun sah sie, daß ihr nicht Christus, sondern ein fremder Geselle nahe war. Sie schloß die Augen und flüsterte:

„Ihr seid gut zu mir. Ihr könntet auch der liebe Jesus sein!"

Dürer nahm ihren Kopf und barg ihn an seiner Brust. Sanft strich er der leise Weinenden über die schwarzen Haare. Seine Hände zitterten, als er weitersprach:

„Christus hat gesagt, wir sollen unseren Feinden, die uns Böses getan haben, verzeihen. Er hat noch im Sterben zu Gott gerufen: ‚Herr, vergib ihnen, sie wissen nit, was sie tun!' Er wird die wilden Mönche und Hexenrichter strafen!"

Ein Stöhnen lief durch den Leib der Unglücklichen. Sie war sich wieder ihrer Schmach bewußt. Ängstlich öffnete sie ihre großen Märchenaugen, verzweifelt schrie sie auf:

„Alle dürfen mich verachten und schänden! Seht Ihr denn nicht das Hexenmal auf meiner Stirn?"

„Keiner mehr wird es sehen!"

„Es ist rot wie Blut, jeder sieht's", schrie sie auf.

„Es ist weiß wie eine Lilie," sagte Dürer beruhigend, „ich hab' es mit weißem Linnen verklebt. Ihr seid ohne Schuld, Gott weiß es! Nur die Menschen wollen es nit

erkennen. Eure Mutter ist so heilig wie Ihr. Es gibt keine Hexen, das haben nur die Pfaffen ersonnen, damit sie die Menschen quälen können! Niemand kann Wunder wirken, nur Gott. Könntet Ihr hexen, lägt Ihr nit hier in der Not!"

Mit dankbaren Blicken sah sie den Gesellen an und griff mit ihren Händen nach dem Pflaster auf der Stirn. Als sie es fühlte, lächelte sie sanft.

„Vergelt's Gott für den Trost," sagte sie beruhigt, „und daß Ihr meine liebe Mutter nicht schmähet, das mag Euch der Herrgott lohnen! Ich stand draußen in der Wildnis der Heimatlosen, da habt Ihr mich wieder hineingeführt in das Reich der Menschenwürde. Das alles hab' ich erträumt in dieser Nacht. Vor einem eisernen Gittertor bin ich gestanden, ausgesperrt von der Liebe und der Ehre. Ich konnte in einen Garten sehen, in dem wuchsen Sonnenblumen, Königskerzen und Lilien. Mittendrin lag ein Brunnen, wie ihn mein Vater auf seinen Götterbildern komponierte. Am Brunnenrande saß eine Frau, nackt und schön, so schön, wie mein Vater die Mutter immer gemalt hatte. Sie beugte sich in den Brunnen hinab, immer tiefer, bis ihr halber Leib versunken war. Ich schrie auf vor Angst. Da sank sie noch tiefer, bis sie untergetaucht war. Mit einem Male ergoß sich aus dem Brunnen ein Lichtstrahl, in diesem Lichtstrahl stieg Jesus Christus auf. Er trug das schöne Weib auf seinen Armen. Die Lilien und Königskerzen neigten sich. Ich kniete vor dem Tore und erkannte in dem himmlischen Licht, daß Jesus meine arme Mutter in den Himmel trug. Er winkte mir zu ‚Ich komme'. Als ich erwachte, sah mich Christus aus Euren Augen an, so barmherzig mild, wie er meine Mutter angesehen hat. Und mir schien, als wäre er gekommen, mich zur Mutter zu tragen."

Dürer war erschüttert von dem engelgleichen Wesen. Keine Heilige hätte können die Zerrissenheit ihrer Seele so sanft ertragen wie Vanna.

Am Nachmittage bereitete sich Dürer vor, mit Vanna in das Dorf hinunterzugehen. Dort wollte er seinen Fuß pflegen, um den weiten Weg bis Basel unbehindert wandern zu können. Auch Vanna sollte mit nach Basel gehen, Sebastian Brant würde schon Rat schaffen. Aus den Gesprächen mit dem unglücklichen Mädchen erkannte er, daß sie in gelehrten Dingen Bescheid wisse. Ihr Vater war ein Maler, der die Antike studiert und seine Tochter in alle Studien eingeweiht hatte. Sie konnte Lateinisch lesen, ihre Mutter war eine Römerin, sie sprach aber deutsch, ihr Vater war ein Deutscher. Der Berghirte, der in dem Traume Dürers so große Dimensionen angenommen hatte, war ein harmloser Bergler, gutmütig, aber er haßt alles, was an einen Mönch erinnert.

Damit Dürer leichter den steil abfallenden Weg gehen könne, trug ihm der Hirte das Felleisen und stützte ihn. Vanna, in ihr Tuch gehüllt, schritt, in traurige, ängstliche Gedanken vertieft, den beiden nach. Auf ihrer Stirn klebte das Harzpflaster und verdeckte das Brandzeichen.

Das Häuschen, in dem Dürer bei der Mutter des Hirten eine Stube und daneben Vanna eine Kammer fanden, stand auf einem steinigen Felsvorsprunge; senkrecht fielen die Felsen hinab in einen See. Es lag weit weg vom Dorfe. Vor dem Tor war ein kleines Gärtlein, darin eine Holzbank und ein Tisch. Dort saß Dürer mit Vanna und plauderte über Dinge mit ihr, die er in Nürnberg nur hätte mit den Humanisten erörtern können. Sie deklamierte ihm aus Dantes und Petrarcas Dichtungen vor. Dürer verstand das Latein zur Genüge und vertiefte sich in den Geist der Poeten.

Vanna war in Momenten, wo sie mit Dürer vertraut sprach, wie losgebunden von ihrer Seelenqual und wie in eine lichte, blühende Welt gestellt. Wenn die Herde Mutterschafe auf der Wiese weidete und die Lämmchen in den Garten kamen, hob sie ein weißes lachend auf ihren Schoß, vergaß ihr Unglück und jubelte wie ein Kind.

Dürer aber stürzte sich in seine Arbeit. Die Gespräche mit Vanna über die Götter der Griechen lösten ihm die Angst vor den Götterleichen, er lernte die Schönheit der griechischen und römischen Mythen in Gestalten kennen, die ihm Vanna in bilderreicher Sprache belebte. Sie führte ihn in die Haine Dianas, in die Tempel der Aphrodite, auf den Parnaß Apollos und der Musen, erzählte ihm von den Heldenstücken des Herkules, von den Idyllen Pans und der Satyrn, und er lauschte. Er besah sich jetzt die Götterwelt genauer von allen Seiten und horchte hinaus in die Natur der Bergwelt, wo er das Walten Pans, der Grauen und Schrecken auch in seine Seele gestürzt hatte, erträumte. Er sah ihn Felsen stürzen, Menschen schrecken und hörte seine Melodien auf der Syrinx blasen. So sann Dürer und entwarf Skizzen in schüchterner, unbeholfener Art.

Einige Tage verrannen voller Stimmungen, und Vanna flüchtete mit liebevoller Scheu in die Gedankenwelt des Grüblers, sie ließ alle ihre Empfindungen befreiter klingen und drängte ihr Schicksal aus den Bahnen der Verzweiflung auf die der Befreiung. Sie dachte nur in Stunden, in denen sie alle ihre Todesgedanken überfielen und wehrlos machten, an das Sterben. Aber noch wollte sie leben, sie liebte das Leben. Und Dürers Güte gab ihr Mut dazu.

„Ihr müht Euch vergeblich", sagte sie lächelnd, wenn sie sah, wie sich Dürer quälte, nach Maßen den Leib einer Venus zu konstruieren: „Das Schöne muß aus dem Leben kommen. Mein Vater hat nach dem Leib meiner Mutter nie gemessen. Wie er die Proportionen fand, so hat er sie gemalt!" Dürer sah im Geiste das schöne Modell in der Werkstatt Mantegnas, das Barbari als „Galatea" malte, er dachte, so hat auch Vannas Vater seine Frau gemalt.

„Eure Mutter hatte die Maße der Vollendung", seufzte Dürer. „Euer Vater war klug, daß er nur sie malte. Wo aber nehme ich so ein Vorbild her? Welches vollkommen schöne Weib wollte sich mir zeigen? Ich bin ein armer

Geselle, meine Weisheit ist ein Teig, der sich nit formen läßt. Was Plinius in seinen Schriften sagt, ist mir zu fremd. Die Schönheit ist ein Ding, das nur der erkennt, dem sie in der Seele lebt, der sie greifen kann!"

Dürer fühlte wieder, wie ihn das Unheimliche Mantegnas quälte. Wieder kam eine Angst vor den Götterleichen in sein Denken. Vanna lächelte und blickte ihn mit ihren großen Augen liebevoll an. Wenn sie ihn so hilflos sah, war er ihr begehrlich, da flatterte ihm ihre Seele zu und führte ihn vom Irrwege ab. Rot zog ein Aufflammen über ihre Wangen, wenn er sich vertraulich an ihre Seite setzte und ihre Hand ergriff. Durch den Sturm ihres Gemütes, durch ihre unendliche Verlassenheit, durch ihre Verzweiflung strahlte ein Licht auf, das sie zu blenden schien. In ihrem Mädchenherzen erwachte eine stille Liebessehnsucht aus Nacht und Trauer und hauchte eine süßselige Verklärung über ihr schönes Gesicht. In Dürer sah sie ihren Erretter, er war ihr ein Salvator. Ein unnennbar heimelig Gefühl des Geborgenseins empfand sie in seiner Nähe. Sie erzählte ihm von ihrer Jugend, von ihrem Vater und führte ihn über seine Ängste hinweg. „Nach mir hat mein Vater eine schlummernde Psyche gemalt. Er hat mich schon als Kind für seine Amoretten Modell stehen lassen. Alles malte er nach der Natur. Aus der Natur hat er herausgelesen, was schön ist, hat aber auch das Häßliche nicht verschmäht, weil es ihm das Gefühl für das Schöne verschärfte. Er ist dabei ein frommer Christ geblieben. Auch Dante hat sich in die antiken Schriften versenkt und ist kein Heide geworden. Warum fürchtet Ihr Euch vor den toten Göttern? Sie sind doch schön! Ach, wollte es wahr sein, daß Charon, der Fährmann in der Unterwelt, die Seelen der Unglücklichen über den dunklen Fluß in die Gefilde der Seligen führt, ich liefe mit nackten Füßen zu ihm und begehrte es für mich!"

Eine plötzliche Schwermut überfiel Vanna, wenn sie an ihre Schmach dachte, daß sie wild aufschluchzte. Dürer

ergriff dann ihre Hand, zog sie näher an sich und flüsterte mit milden Worten, die seiner Stimme soviel Weichheit und Wohlklang verliehen:

„O Vanna, wie Ihr schön seid, wenn Euer Auge klagt! Aber Ihr seid so schön wie Aphrodite, wenn Euer Sinnen in Arkadien weilet. Denket nit an die Unterwelt. Was Euch die Menschen zugefüget, ist auch nur ein Erschrecken Gott Pans gewesen, der Eure Schönheit begehrte." Vanna fand aber keinen Trost, sie wußte, daß sie mit dem Hexenmal auf der Stirne nie werde unter Menschen glücklich sein.

„Auf Erden bin ich ein geschändetes, beflecktes Wesen, das Ihr fliehen und verachten müßt! Hier bin ich eine Todgeweihte!"

„Ihr seid so heilig rein wie Maria. Ihr habt keine Schuld auf Euch geladen."

Tränen liefen über Vannas Wangen, schluchzend rief sie: „Nein, nein! Nur im Himmel werde ich wieder rein sein. Und dort — werde ich Euch — auch küssen dürfen!" Ihr Gesicht, von Purpur übergossen, barg sie in ihre Hände. Die ganze Seelenangst, die sie so tapfer gebändigt hatte, riß sie nach diesem Geständnis ihrer Liebe wieder in die Abgründe der Schmach.

Albrecht war ergriffen, er fühlte, wie ihre Seele der seinen näherkam. Und sonderbar, je näher sie ihm kam, je mehr in diesen Tagen sein summendes Blut in tausend Seligkeiten pulste, vor der Erfüllung wich er scheu zurück. Es war eine abweisende Geste des Erharrens in ihm, die ihm eine sichere Verheißung entwand. Je mehr er sich nach dem Hingebendürfen von Seele zu Seele sehnte, je ferner verklang ihm das sanfte, heilende Wunder. Und immer wieder war für ihn die Rätselblume Weib ein neues Wesen. Eine unheimliche Scheu drängte sich in diese Gefühle. Der Glanz der Liebe ging an ihm vorbei, er sah ihm nach und ließ ihn ziehen. Jetzt, wo sich ihm ein träumendes Herz entgegensehnte, empfand er nur tiefes Mitleid vor diesem verlorenen Wesen.

Er zog ihr die Hände vom Gesicht, wischte ihr die Tränen aus den Augen, und als spräche er in die Einsamkeit der Berge hinaus, sagte er mit müdem Ton:

„Wie im Herbst Blatt um Blatt vom Baume weht, also lauert in jeder Seele eine Kümmernis, die alle Sehnsucht zerpflückt. Es mag der tiefste Trug sein, wenn eine Dämmerwelt im Begehren versinkt, ohne Erlösung zu finden. Ich hab' es erlebt."

Er nahm Vanna an der Hand und führte sie über die Steine zum flachen Fels, von wo der Blick in die Tiefe des Sees tauchte. Willenlos folgte sie ihm, setzte sich neben ihn vor den Abgrund und zitterte leise. Lange blieben sie stumm. Dann sagte sie mit erloschener Stimme:

„In der Tiefe ist alles Bangen und alle Freude ertrunken. So tief ist in mir der Brunnen, aus dem kein Erlöser aufsteigt. Wer die Schönheit des Lebens sehen will, muß unbefleckt sein."

Dürer schwieg. Seine Hand ergriff die ihre und strich sie voller Mitleid. So saßen sie lange, und ihre Gedanken fanden nicht zusammen. Dann suchte er nach Worten des Trostes.

„Die Schönheit des Lebens mag überall dort sein, wo ein freies Gemüt sie sucht. Sie ist auch in uns, Vanna. Aber wir sind zu unfrei, sie zu sehen! Ich möchte alle Hemmnisse fortwerfen und einmal meine Augen trinken lassen. Es mag sich dann ein Wunder begeben, das mich löst von allen Zweifeln!"

Vanna dachte: „Ihm fehlt jeder Mut. Sein Denken geht nur dem Schönen in der Kunst nach. Wie ich dem Vater meine Schönheit enthüllte, so wollte ich sie auch ihm enthüllen. Aber ach! Er sieht den Flecken, — den Flecken meiner Schmach an mir." Sie stand auf. Er sah sie fragend an. Sie lächelte schmerzlich. Ihr schlanker, lieblicher Leib streckte sich, sie stand da wie ein Bild eherner Grazie, mit scharfem Umriß hob sich ihr Leib vom hellen Himmel ab, über den die Wetterwolken stürmten. Dürer jauchzte auf: „Bleibet so!" Er riß sein Büchlein aus der

Tasche und warf die Umrisse Vannas rasch auf das Papier. Der Wind preßte das leichte Gewand an ihren Leib, er sah die Rundung der Brüste, der Lenden und der Beine in bestimmteren Formen. Ihn trieb es, die Kleider wegzudenken, er suchte nur das Nackte herauszusehen.

Als er ihr das Blatt zeigte, lächelte sie schüchtern lobend: „Es ist schon besser so! Aber Ihr quält Euch umsonst, denn das Kleid behindert Euer Schauen."

Versonnen schritten sie in die Hütte. In ihren Seelen erwachte ein neues Verlangen. Ihn drängte es, klarere Formen zu sehen, sie dachte, ihm klarere Formen zeigen zu müssen. So wie ihrem Vater, durfte sie auch ihm zu sicherer Arbeit dienlich sein. Das gab ihr von dem ersehnten Glück einen Hauch wieder. Sie wollte dem Sucher die Möglichkeit geben, seine Traumgestalten in Wirklichkeit zu sehen, das würde seiner Kunst helfen. Und helfen mußte sie ihm; es war ein Drängen in ihr, ihm Opfer zu bringen, die nur ihr zitterndes Herz ihm bringen konnte, denn verlangt hätte er nichts von ihr. Sagte er nicht: einmal seine Augen trinken lassen, müßte ihn von allen Zweifeln lösen?

Sie ging in ihre Kammer, da sie sah, wie Dürer sich über die Arbeit setzte, um das Erlauschte vom Frauenleib in sichere Form zu fassen. Eine Weile blieb sie am Fenster stehen und sah hinaus. Ihr Blick ging weit über die Grenzen. Sie sah den Vater malen, sah die Mutter nackt und schön seinem Bilde Seele geben. Andächtig trank sein Schauen ihrer Schönheit Fülle, betend im Kunstentflammen, schuf er sein Werk. Die Mutter stand in heiliger Weihe da, unberührbar in ihrer Mission. Es ist des Weibes Ruhm, die Schönheit des Leibes der Kunst zu leihen. Göttlich ist das Weib, wenn es ihr Blühen zum Ruhm der Kunst entfaltet.

So dachte Vanna, und langsam löste sie ihr Gewand vom Leibe. Wohl die schönste Lilie stand in der Kammer der Armut, wie aus dem Garten Gottes hervorgewachsen. Aber ein Schauer lief durch ihre Seele, ein Strom von

Tränen brach aus ihren großen Augen. Die weiße Lilie zitterte im Sturm und warf sich über das Bett.

„In meiner Schande muß ich stehen! Und mein Herz blutet. Ich hab' ihn so lieb — so lieb. O Gott, warum ist das Ungemach über mich gekommen? Verzeih mir den Frevel, daß ich, die Geächtete, die Geschändete mit dem unaustilgbaren Hexenmal, ihn so lieben muß!"

Als sie sich erhob und die Tränen von den Augen gewischt hatte, nahm sie ihr Tuch, in das sie sich einhüllte: „Ich will es wagen", sprach sie sich Mut zu, dann schritt sie über seine Schwelle.

„Er betet vor der Kunst," dachte sie, „seine Seele kniet vor der Schönheit!"

Dürer betete aber nicht, und seine Seele war aufgewühlt. Er hatte nicht festhalten können, was er in sich sah. Die kaum gesehenen Formen gaben ihm keinen Halt. Die Zeichnung mißlang. Hart und hölzern wurde die Gestalt, die sich ihm in den Gedanken so blütenweich, so biegsam zeigte.

Vanna stellte sich in den Lichtkreis, den das Fenster in die Stube hereinwarf, und ließ das Tuch fallen. Sie zitterte in Angst und Sehnsucht. Dürer dachte an seine Mutter: „Fürchte nichts, Mütterlein, gutes! Dein Sohn ist deinem Gotte treu geblieben." Da hörte er das Knistern des fallenden Tuches, er schreckte aus seinem Grübeln auf:

„Seid Ihr's, Vanna?" rief er.

„Sehet mich an, ich bin's!" zitterte ihre Stimme.

Er richtete die Blicke auf sie. Aufgeschreckt sprang er empor, regungslos stand und starrte er sie an, seine Arme streckten sich sehnsüchtig der enthüllten Schönheit entgegen. War's eine Vision? War's Wirklichkeit? Er sah den feinen Mädchenleib, überflutet vom Licht. Vanna zuckte unter diesen trunkenen Blicken erschauernd zusammen. Der Schatten ihrer langen Augenwimpern fiel auf ihre Wangen, die Brüste hoben sich bei ihren erregten Atemzügen. In Dürer bebte jeder Nerv beim Anblick dieser, von holder Lieblichkeit überstrahlten Frauenschönheit.

Weiß leuchtend wie eine Lilie stand Vanna in der Stube, ein Bild der Vollkommenheit, wie die aus den Wellen entstiegene Aphrodite. Leise hauchte sie:

„Visieret mich, ich will Euch dienen für die Kunst, solange Ihr's braucht!"

Nun war es totenstill im Raume. In Dürers Büchlein entstand zum ersten Male ein Bild vollkommener Frauenschönheit, wie er sie ehedem nur in Maßen gegliedert hatte. Sein Silberstift zitterte über das Papier, seine trunkenen Augen sogen die Formen ein, die er das erstemal mit den Blicken greifen und in seine Seele stellen konnte. So wie beim Anblick der Götterleichen war ihm auch jetzt zumute, sein aufgeregter Geist ertrug das Schöne, das er so vollkommen vor sich sah, nicht ohne innerliche Stürme.

Vanna sah diese Unruhe in ihm toben, schrieb es aber ihrer Schönheit zu, die ja auch ihren Vater so begeistert hatte. Wieviel mehr mußte sie den armen Gesellen aus seiner Ruhe bringen, der nie einen nackten Frauenleib nach dem Leben gezeichnet hatte. „Trüge ich nicht das Hexenmal, und wäre ich nicht in der Schmach, welche Seligkeit müßte mir erwachsen, diesen reinen Toren zu lieben und von ihm geliebt zu werden." Ihre Gedanken bekamen wieder Schwingen, ihre Sehnsucht wieder Leben. „Wenn er die Schmach an meinem Leibe nicht sieht, wird er sie vergessen." So stand sie und fing jeden seiner bewundernden Blicke mit innerem Jubel auf.

In Dürer begann das ungewohnte Sehen nackter Frauenformen die Phantasie zu erhitzen. So wie in der Berghütte das Fieber ihm einen Spuk vorgaukelte, so sah er jetzt Vanna als Aphrodite, der ärmliche Raum wurde zum leuchtenden Meere, aus dem sie hervorstieg als Göttin der Schönheit. Und alle Heidengötter jubelten ihr zu.

Draußen stieg das Wetter auf. Die Sonne war plötzlich umdüstert, der Donner rollte immer näher, Blitze fuhren in die Berge, und die Wolken gossen Ströme hernieder. Vanna erschauerte. „Straft mich Jupiter?"

dachte sie furchtsam. Mit der Düsternis in der Natur umdüsterte sich wieder ihr Gemüt. Sie war dem Weinen nahe. Das ersehnte Glück versank in eine Schlucht, in der dunkle Wässer rauschten. „Sie nur können meine Schmach reinwaschen. Sterben in der Tiefe!“ stöhnte ihre Seele schmerzlich.

Dürer aber sah das Unwetter nicht. Er hörte den Lärm der Heidengötter, das Donnern des Meeres, Aphrodite, umringt von Najaden und Tritonen, stand am Gestade und ihre Schönheit strahlte überirdisch. Er sah die Wolken alles Licht verhängen, und ein Lärm hub plötzlich an. Die nackten Heidengötter zogen den gefesselten Christus über den Strand, der unter der Kreuzeslast zusammenbrach. Eine Bacchantin schrie: „Sehet den Christengott, ihn haben die Menschen verhöhnt, er hat sich nicht helfen können und will ein Gott sein!“ Ein wildes Wogen und Bedrängen umstürmte den gefesselten Heiland, Spottreden gellten um ihn, und er sah mit seinen traurigen Augen zum Himmel empor, dann auf Dürer, als klage er ihn an, diesen Heidenspott auf ihn losgelassen zu haben. Aphrodite stand vor ihm und verhöhnte ihn.

Und Dürer vergaß, wo er war, er sah Vanna nicht mehr, schluchzend warf er sich auf die Knie und rief:

„Jesus, mein lieber Jesus!“

Da fuhr ein Blitz in den nahen Berg, tosend rollte der Donner nach. Dürer sprang auf, alle Ängste in ihm schrien, er schlug mit den Armen um sich, als wolle er die Heidengötter verjagen. Seine Stimme klang drohend; die Fäuste erhob er gegen Aphrodite:

„Hinweg, du Teufelin! Warum verspottest du Gott? Dein Leib ist Sünde, deine Schönheit Lästerung! Was führst du diesen Hexensabbat auf? Ich will den reinen Schmerz des Gottessohnes nicht verspotten lassen!“

In diesem Wahnsinnsschrei Dürers zerriß der dünne Faden, der die unglückliche Vanna noch ans Leben band. Sie fühlte sich von ihm beschimpft und verstoßen und ahnte nicht, daß es ihre Schönheit war, die ihn mit den

wilden Visionen überfiel und seine aufgeregte Phantasie aus allen Fesseln riß. Sie preßte ihre Hände gegen ihr blutendes Herz und schrie: „Verloren — sterben!“ Alle ihre Kräfte zusammenraffend, lief sie wie ein gehetztes Reh in die Regenflut hinaus, über die Steinhalde hinauf, noch einmal gellte ihr Schrei durch das Toben des Gewitters, wie eine leuchtende Flamme stand ihr schöner Leib einen kurzen Augenblick noch auf dem Felsen, dann sprang sie in die Tiefe, in den schäumenden, schwarzen See hinab, in den Brunnen, in den ihre Mutter versank.

Der erste Schrei Vannas weckte Dürer aus dem Traumspuk, er sah Vanna über die Dielen fliehen, über die Steine springen, er sah sie flammend am Felsen stehen und in die Tiefe stürzen. Er wußte, daß sie dem Tode verfallen war und ihn nun gefunden hatte. Weinend brach er zusammen.

Mit erschüttertem Gemüt wanderte Albrecht nach Basel. Tausend Schrecknisse und gründlicheres Erkennen der Seele des Weibes sprachen zu ihm von Höhen und Tiefen dämonischer Gewalten. Er konnte den Anblick nicht loswerden, den ihm der heroische Tod Vannas in die Seele prägte. Ohne Bedenken wurde er sich klar, daß ihr Entschluß, von der Vorsehung bestimmt, keinen anderen Weg nehmen konnte als in die Tiefe des Brunnens ihrer Schmach, aus dem sie nur der barmherzige Heiland emportragen konnte, der allen Verzweifelten der Tröster und Gnadenbringer war. Aber eine mahnende Scheu vor dem Unergründlichen der Weibesseele blieb ihm. Er gedachte der plötzlichen Wandlung von Judiths Liebe zum Haß, von Margaretens Glückstrunkenheit zur Rache und wurde sich klar, daß in diesen unschuldigen Wesen die zerstörende Hand gewalttätigen Rechts die Wandlung zum Bösen schuf. Er gedachte der Opferfreude der sterbenden Jungfrau zu Colmar, die einen lebenseinsamen Gottsucher den ersehnten Meister finden ließ, er dachte an Vanna, die ihm in ihrer Sterbestunde ihre Schönheit wies und in

ihm den Schrecken rief, der ihren Lebensfaden zerschnitt. Und er hatte ohne Haß und Liebe, mit einfältigem Gemüt, diesem Kinde als Suchender die Wärme seines Gemütes entgegengebracht, ohne Begierde, ohne Sünde. Sein Leben, nur das seine, hat er leben wollen, ohne sich um andere Dinge zu bekümmern, und er hatte ein anderes Leben bedroht, ohne seinen Willen. Und das erschütterte ihn. Er war ein Schuldiger geworden und fühlte sich doch keiner Schuld bewußt. Aber hätte Vanna leben können in ihrer Schmach? Hätte sie in seiner Liebe Befreiung gefunden? Befreiung konnte sie nur in einem Nirwana finden, das ihrer Seele in einem anderen Wesen, in einer anderen Welt alle Ängste nähme. Für dieses Leben wäre sie verloren gewesen.

Die ersten Tage, die Dürer in Basel verbrachte, waren noch mit steter Unruhe erfüllt; erst als er seine Kunst anrief, lösten sich in ihm die bedrückenden Gefühle durch eine Zeichnung, drei Reiter von Totengerippen überfallen, die „Macht des Todes" darstellend, fand er Erlösung von der Verfolgung in seiner Seele. Und wieder vertiefte er sich in die Formensprache Martin Schongauers, die ihm inneren Frieden brachte. Er zeichnete die „Darstellung im Tempel" nach und fand in dieser Komposition die Klarheit seines Geistes wieder.

Hans Amerbach empfing den Gesellen mit Herzlichkeit. In Straßburg war er auf der Messe mit Koberger zusammengetroffen, der ihm sein Patenkind auf das eindringlichste empfahl. Er lud Dürer zu sich, und die freundliche Frau des unternehmungslustigen Buchdruckers fand Gefallen an Albrecht. In dem Kreise dieser biederen Menschen traf Dürer den Gelehrten Dr. Sebastian Brant und fand Gelegenheit, mit ihm über die antike Dichtkunst zu sprechen. An diesem Abend wurde ihm der Auftrag zuteil, die Übersetzungen Brants nach den Lustspielen des Terenz: „Andria" und „Der Eunuch" zu illustrieren. Brant entwarf selbst einige Skizzen, um Dürer die Gestalten an die Stellen zu rücken, in denen sie agierten.

Mit Feuereifer ging Dürer auf alle Belehrungen ein und fertigte die Zeichnung zum ersten Blatt an, die den römischen Dichter Terentius am Gestade des Meeres darstellte, das Lustspiel schreibend. Wie er die Figur in den Raum stellte, die Landschaft komponierte und die Weite des Raumes maß, das fand bei Dr. Brant und Hans Amerbach großes Verständnis.

Eine bittere Enttäuschung erlebte Dürer, als einige Holzstöckelzeichnungen, die er so mühsam und in feiner Verteilung der Schatten ausgeführt hatte, von rohen und unverständigen Holzschneidern in unzulänglicher, zunftmäßiger Weise gefühllos und hart geschnitten wurden. Auch Dr. Brant war enttäuscht, da er sich gerade von Dürers Kunst eine Wende der zunftmäßigen Buchillustrationen versprach. Die plumpen Umrisse, mit den eckigen, formlosen Schraffierungen behinderten die Beweglichkeit der Figuren, die Dürer ersann, und wirkten naiv; das verdroß den jungen Kunstverbesserer derart, daß er sich vornahm, nicht eher zu ruhen, als bis ihm die Technik des Holzschnittes das bieten könne, was von einer guten Zeichnung herauszubringen möglich wäre. Er griff selbst zum Schneidemesser und unterwies die Handwerksgesellen im Beibehalten der weichen Formen. Aber die verstanden nichts von Kunst und lernten nicht viel, weil sie selbst nicht zeichnen konnten.

In dieser Zeit rastloser Tätigkeit erhielt Dürer einen Brief seines Vaters, der ihm von allen Neuigkeiten schrieb. Die Mutter hatte das siebzehnte Kindlein zur Welt gebracht, das wieder Hans getauft wurde. Der ältere Hans war in die Lehre zu einem Schneidermeister getreten, Andreas wollte Goldschmied werden, auf daß diese Kunst in der Familie nicht aussterbe. Sein Schwesterlein war tot. Dr. Schedels „Weltchronik" hatte Koberger ausgehen lassen. Hans Hirschvogel hatte in Ingolstadt ein Weib genommen, das der stummen Margarete wie ein Ei dem andern ähnlich war und bei der Geburt einer Tochter starb. Wolgemut war krank und verlangte nach Albrecht.

Von solchen Neuigkeiten kramte der Vater eine Menge aus und gab den Wunsch kund, Albrecht möge, wenn er selber nicht heimverlange, sein Konterfei schicken, damit die Mutter ein Bildlein zum Anbeten habe. Auch zwei lustige, allzu kecke Jungfrauenaugen hätten das Verlangen, zu sehen, wie sich der Wandergeselle seit seinem Weggehn aus der Heimat mit dem Blumensträußl auf der Kappe verändert habe. Sie vermeine gar, daß ein schöner Mann aus dem schmächtigen Buben herausgewachsen sei, der wohl bald Meister würde und eine Meisterin brauche.

Albrecht lachte. Also dahinaus wollte der Vater? Er sah sich nach einem Weibe für seinen Sohn um? Und die Agnes gefiel ihm?

Das gab Albrecht viel zu grübeln. Er kaufte sich für das verdiente Geld ein feines Gewand nach der Baseler Modeart, die stark in das Welsche hineinspielte. Und in diesem Gewande malte er auf Pergament in Wasserfarben sein Selbstbildnis vor dem Spiegel, so fein und so zierlich, als gälte es, jeden anderen Maler damit auszustechen.

In dem Bildnis tritt das Bewußtsein des Künstlers stark hervor, es zeigt aber auch einen schönen, stolzen, zweiundzwanzigjährigen Jüngling, dem man es anmerkt, daß ihm Kunst und Leben eine ernste Sache seien. Die feinen Hände halten lässig, aber doch in einer bestimmten Absicht, ein Zweiglein „Männertreu".

Hat des Vaters Brief oder des Gesellen Eitelkeit oder gar eine hoffnungsvolle Sehnsucht nach einer „hold erblühten und geradegewachsenen Jungfrau" daheim dem Jüngling diese Blume in die Hand gelegt? Und warum war es gerade dasselbe Blümlein „Männertreu", das ihm ein Mädchen beim Abschied als Minnegruß und Wegsegen auf die Wanderschaft mitgab?

Albrecht hatte den Schrecken am Weibe überwunden und wurde mutiger. Um seinen Jugendmut noch mehr zu bekräftigen, malte er über den Kopf, in den Hintergrund seines Selbstbildes, in feiner Schrift den zuversichtlichen Spruch: „My Sach die gat, als es oben schtat."

Landschaft aus Tirol. 1493.
(Aus Dürers Skizzenbuch von der Wanderschaft.)

Titelkopf zu „Andria".
(Stöckelzeichnung.)

„Der Eunuch" [I. Akt, 1. Szene].
(Holzschnitt.)

(Aus dem Basler Holzstöckelfund der Amerbachschen Offizin zu dem Werke Dr. Sebastian Brants: „Lustspiele des Terenz". 1494.)

Das Bild schickte er heim, er wußte, daß es ihm eine Braut werben solle, denn Vaters Brief ließ es deutlich genug erkennen. Der Vater wird's schon machen, der Sohn hatte ja nicht das Recht zu wählen, dachte er.

So arbeitete Dürer in Basel noch einige Monate rastlos. Die Verlockungen der heidnischen Götterwelt konnten ihm nichts mehr anhaben. Er begann, Entwürfe zu machen zur „Apokalypse", wollte er doch der deutschen Kunst ein neues Mäntlein geben und wie der Weidengekrönte nach dem Wunderbaren ausgehen, das Gott in die Seele des Schaffenden stellt. Um die Kunstform in feste Formeln zu bringen und auszubauen, nahm er von der Antike, was er für seine Kunstsprache für gut befand, und verschmolz es mit der deutschen Wahrhaftigkeit. So ging er mit festen Schritten auf dem Wege, der ihn zur deutschen Renaissance führte.

Das letzte Werk, das der junge Dürer in Basel noch schuf, war die Titelzeichnung der von Amerbach edierten „Opera Roswithae". Er nahm den Gedanken zu dieser Zeichnung aus seiner Erinnerung an die Dichterkrönung Konrad Celtes' in Nürnberg und stellte den Dichter dar, wie er vor Friedrich dem Weisen kniete, ihm sein Buch überreichend. Dabei befiel ihn die Sehnsucht nach seinem Freunde Wilibald. Wie erging es ihm? Wann würde er ihn wiedersehen? Er hatte nun die Empfindung, daß er ein Stücklein zu ihm emporgestiegen sei; wird Wilibald ihm entgegenkommen und ein Stüflein zu ihm herabsteigen?

Um sich im Kupferstich noch weiter auszubilden, empfahlen ihm Doktor Brant und Hans Amerbach, noch eine Zeitlang bei einem Straßburger Meister zu arbeiten, der in der Kunst des Stichels großen Ruhm gewann.

So wanderte der Geselle an einem klaren Herbstmorgen rheinabwärts nach Straßburg. Als aber das Frühjahr 1494 ins Land zog, litt es ihn nicht länger mehr in der Fremde. Die alte Römerstadt, die sie die „Burg an der Straße" genannt hatten, bot ihm nicht

viel. Wehmütig gedachte er an Gutenberg, der in dieser Stadt vor fünfzig Jahren die Buchdruckkunst erfunden hatte. Sein Geheimnis stahl ihm Johannes Mäntelein ab, der sich eine Presse baute, kaum daß Gutenberg seine erste Presse zustande gebracht und den Druck seiner ersten Bibel begonnen hatte. Mäntelein hatte einen Geldgeber gefunden, und rasch stand er in Ansehen und Reichtum. Der arme Gutenberg aber litt bitterste Not. Diese Gedanken trübten dem ehrlichen Wandersburschen die frohe Laune. Ernst seine Zukunft erwägend, suchte Albrecht Dürer, von Heimweh getrieben, den kürzesten Weg nach seiner geliebten Vaterstadt.

Ein maienlinder Abend, vom Gold der liebesbrünstigen Sonne verklärt, lag über Nürnberg und färbte das junge Gezweige und die aufquellenden Blütenknospen bunter. Lange konnte diese Sonnenglut dem werbenden Abendnebel nicht standhalten, der glühende Ball sank wie ein taumelndes Glück in die offenen Nebelarme, und errötend sahen die weißen Wolken das Vertauchen der Liebesbrunst im Brautbett der Natur. Der rote Widerschein überzog auch drei hold erblühte Mädchen, die im Burggraben „Unter der Vesten" auf einem Grashügel saßen. Die jüngste der drei flocht aus jungen Ahornblättern einen Kranz und trällerte ein lustig Lied dabei.

„Warum nimmst du keine Blume zum Kranz?" fragte die ältere Schwester, aus verträumten Sinnen erwachend. Die singende Kranzwinderin rief keck:

„Du hast wohl geschlafen, Agnes? Hab' ich nit soeben zur Fürleger-Kathi gesagt, das Kranzl ist für den Albrecht bestimmt, der heut kommen wird?"

„Heut?" rief freudig erschrocken Agnes, und eine Purpurwelle schoß über ihr Gesicht. „Wer sagt dir, daß er gerade heut kommen soll? Wer weiß denn das so sicher?"

Die Mädeln lachten über den Schrecken, den sie der Agnes eingejagt hatten. Die lustige Fürleger-Kathi flüsterte geheimnisvoll:

„Es mag sein, daß sie den Albrecht erwarten, der ehrbare Rat hat die große Fahne am Rathaus aufgezogen. Muß doch der Albrecht festlich empfangen werden, sonst wär' dir ja dein Herzl gar zu schwer!"

Zornig über diesen Spott zog Agnes Freyin die Fürlegerin am Zopfe und eiferte:

„Bist ein Lügenmaul, Kathi. Die Fahne ist für den Brandenburger, der heut noch in Nürnberg einzieht. Den Albrecht aber laß mit deiner Spottlust in Ruh'! Vater Dürer sagt, er sei bescheiden und nit hoffärtig. Daß er jetzt bald heimkommt, das hat mir seine Mutter gesteckt, wann er aber kommt, weiß keiner."

„Heut kommt er", jubelte die kleine Katharine Freyin. „Ich ahne es und flecht' ihm auch ein Kranzl. Er hat mir einmal zur Kirmes ein Lebzelt geschenkt!"

„Dir wird er eins geschenkt haben!" Agnes wurde zornig. „Hat er doch mich nit einmal beachtet! Ist ein stolzer Geselle, der Albrecht."

„Und wird einmal die Könige alle im Hosensack tragen", lachte die Fürlegerin. „Der Wilibald hat's gesagt, wie ihm der Albrecht hat das Rössel geführt. Albrecht aber hat sein Kapperl fein gezogen und gar hold gestammelt: ‚Glaubt's nit, Jungfraue, ich bin nur ein armer Goldschmiedjunge, der nit ein, noch aus weiß in seiner Kümmernis!' Jetzt ist er vielleicht schon der große Maler, der Könige malt."

Agnes erhob sich verärgert, stellte sich wie zur Wehr auf, stampfte mit dem Fuße auf und rief:

„Ob der Albrecht ein großer oder ein kleiner Maler ist, danach frag' ich nie. Verspotten aber darf mir ihn keiner! Der Herr Vater hat gesagt, der Albrecht wird einmal ein fleißiger Meister werden, so ihn seine Eheliebste zu führen vermag durch all seine Zaghaftigkeit. Mein Blüml, das ich ihm auf die Wander gereicht, sollt' ihn nur gemahnen, daß daheim eine züchtige Jungfraue an ihn denkt. Es sollt' ein Zauber sein, daß er in der Fremde nit verdirbt. Und Gott hat mein Gebet erhört; er hat das Blüml nit

vergessen, der liebe Albrecht, hat's mit auf sein Konterfei abgemalt, als blühe es noch immer."

„So, jetzt ist das Kranzl fertig," trillerte Katharina, „jetzt kann er kommen!"

Und wie von dem Rufe der kleinen Freyin hergezaubert, kam wahrhaftig Albrecht Dürer, sein Felleisen am Rücken, seine Augen trunken über Nürnbergs Türme gerichtet, den Burggraben herab. Er war wieder heimgekehrt, und sein Herz weitete sich beim Anblick der geliebten Heimatstadt.

Als ihn die drei Mädchen so plötzlich und unvermutet auf sich zuschreiten sahen, waren sie von dem Wunder derart erfüllt, daß sie sprachlos den stattlichen Gesellen anstarrten. Die flinke Katharine war die erste, die mit ihrem Jubel losbrach, dem verwunderten Dürer entgegenlief, ihm die Kappe vom Kopf riß und das Kranzl auf seine Stirne drückte.

„Hokus, pokus," rief sie, „ich hab' Euch hergezaubert! Die Agnes und die Fürleger-Kathi haben's nit glauben wollen, daß Ihr heut kommt! Das Kranzl ist ein Willikomm, ein Heimatgruß. Gefällt's Euch? Wie ein König schaut Ihr aus."

Albrecht schritt auf Agnes zu, die so hold erblüht war, daß er sie kaum erkannt hätte. Er reichte ihr die Hand, und sie sah züchtig zu Boden.

„Ein Blümlein zum Abschied, ein Kränzlein zum Willikomm. Da muß mir das Glück in der Heimat erblühen!"

„Ihr seid noch immer so ein Traumgeselle, wie Ihr's waret", lachte die Fürleger-Kathi. „Brächte ein Blümlein Glück, ich wollt' den ganzen Garten abschneiden und ihn dem Wilibald hinstreun, wenn er kommt!"

Dürer hielt noch immer die mollige Hand der Agnes fest. Seine Augen forschten in ihrem Gesicht, das sie verschämt geneigt hielt, und er sagte feierlich:

„Ihr seid hold erblüht, schöner, als mir's mein Herr Vater geschrieben hat. Euer Gruß ist mir wie ein Zeichen

vom Himmel, und ich will es Euch immer danken, daß Ihr die Erste waret, die mir in der Heimat ist entgegengekommen!"

„Ich war ja die erste!" schmollte die kleine Kathi, „hab' doch ich Euch das Kranzl aufgesetzt. Freilich, die Agnes ist Euch mehr, weil sie immer für Euch gebetet hat und jede Nacht von Euch träumt!"

„Wirst den fürwitzigen Schnabel halten?" fuhr Agnes auf, riß ihre Hand aus Dürers Händen und sprang der vorlauten Kathi nach, die hurtig davonlief. Sie lief beschämt, daß ihre Schwester die geheimen Gedanken ihres Herzens so frevelhaft ausgeplaudert hatte, heim, denn in dieser Stunde konnte sie Albrecht nicht mehr in die fragenden und durchdringenden Augen schauen.

Dürer stand betroffen da und sah ihr lächelnd nach. Die Fürlegerin lachte ihr silbernes Lachglöcklein, schüttelte sich immer mehr, als sie den Gesellen so sehnsüchtig sah und er enttäuscht ausrief:

„Jetzt lauft sie mir davon, die liebe Agnes!"

Als sich Kathi ausgelacht hatte, nahm sie Dürer am Arm und zog ihn weiter. Er schritt mit dem Ahornblätterkranz wie ein gekrönter Poet, das Felleisen am Rücken, den Knotenstock in der Hand, mit ihr den Burggraben hinab. Kathi sagte schelmisch:

„Sie ist so voller Glückseligkeit, weil Ihr sie so hold erblüht befunden habet, und daß Ihr endlich wieder daheim seid. Das Fortlaufen ist ihr gerade recht gewesen, sonst hätt' sie sich gar an Euren Hals gehanget, das verliebte Ding. Ich hätt's grad so gemacht, wenn mein Wilibald wär' so unverhofft gekommen." — Plötzlich wurde sie ernst. „Habt Ihr ihn gesehen? Waret Ihr bei ihm? Denkt er noch an mich und an die Gartenlaube, in der er mich gar so minniglich geherzt hat?"

Albrecht schüttelte in Gedanken versponnen seinen Kopf und sprach ernst:

„Vier Jahre hab' ich ihn nit erschaut. Nun wird er ja auch bald heimkommen als hochweiser, ehrbarer Herr

Doktor. Bald wird er Ratsherr und Bürgermeister werden oder Feldhauptmann und kaiserlicher Rat. Und ich werd' neben ihm der arme Maler sein, den er wohl nimmermehr beachten darf. Die schöne Jugendzeit vom Gleich und Gleich, von du und du ist dahin. Der Ernst der Sitte scheidet die ungleiche Art!"

„Jesus!" schrie Kathi plötzlich erschrocken auf. „An das hab' ich mein Lebtag nit denkt. Ich seh' den Wilibald allezeit nur immer so, wie er war." Jetzt lief Träne um Träne über ihre Wangen. „Er wird auch mich vergessen haben, der Herr Doktor. Nimmer wird er mich armes Mädl mehr küssen dürfen, der Ehrbare. Und ich hab' doch gewartet auf ihn, wie die Agnes auf Euch."

Nun lief auch Kathi davon, aber Dürer hörte ihr Aufschluchzen noch lange in seinen Ohren. Eine Weile blieb er stehen und sah dem ernüchterten Mädchen nach, dann reckte er sich hoch auf und dachte: „Die Kinderjahre untermalen mit gar lieblichen Farben unser Leben. Aber der ernste Maler: Zeit überstreicht das Wunderfeine gar bald mit harten Strichen und übermalt es nach anderem Sinn. Wer weiß, ob auf die Tafel ein Stümper oder ein Künstler die letzten Pinselstriche einmal hinsetzen wird."

Er dachte über Agnes nach. Sie war keine Margarete, keine Judith, war keine Vanna und keine solche, die einem Poeten in das Nirwana gefolgt wäre. Agnes war ein lebfrisches Mädel mit hellen Augen, so recht ein Weib für einen Nürnberger Malermeister, der eine tüchtige Stütze brauchte. „Wie Gott will", dachte er.

Erst langsam, dann aber wieder übermannt von der Freude, daheim zu sein, schritt er an Kobergers, Dr. Schedels und Wolgemuts Häusern rasch vorbei, und mit einem Jubelrufe lief er ins Dürerhaus hinein, über die Holztreppe in einem Saus hinauf, riß die Stubentür auf und jauchzte:

„Vater! — Mutter —! Jetzt bin ich wieder daheim!"

Da die Malerei als freies Handwerk galt, bedurfte es keines Meisterstückes und keines Meisterspruches; mit der Einrichtung einer eigenen Werkstatt und dem Zinsen in die Zunftlade war die Ausübung des Meisterrechtes verbrieft. So ist Albrecht Dürer Meister geworden. In einer geräumigen Stube des Vaterhauses richtete er sich notdürftig ein und begann zu schaffen. Vorerst übte er sich noch im Kupferstechen, versuchte es, die Sticheltechnik kräftigerer Ausdrucksweise gefügig zu machen, um den Stichen breitere Flächenwirkung zu geben. Da er noch keine Aufträge bekam, arbeitete er für Michael Wolgemut Stöckeln und Tafelbilder. In ihm wurde aber der Gedanke zur „Apokalypse" immer reifer, und er entwarf Zeichnungen dazu. Um diesem Bilderwerke möglichst große Verbreitung zu sichern, entschloß er sich, es in Holzschnitt auszuführen. Wenn auch dieses Verfahren eigentlich nur in harten Umrissen den Bildausdruck ermöglichte, bemühte sich Dürer, dieser dürftigen Stöckeltechnik mehr Ausdruck zu verleihen. Er suchte durch breitere Schattenmassen die Lichtwirkung zu konzentrieren, durch kräftigere Flächenbehandlung monumentale Wirkung zu erzielen, so daß er bald freieren Spielraum in Licht- und Schattenverteilung gewann und diese dürftige Kunst zu einer Vollendung brachte, die Lebendigkeit und malerische Farbigkeit ermöglichte. Dabei kam ihm zu Hilfe, was er bei Veit Stoß gelernt hatte. Das war die erste Großtat, die Dürer als Künstler schuf; sein Vorwärtsdenken drängte ihn aus den Engen der beschränkten Anschauung hinaus, und sein reger Geist fand an der unzulänglichen Schwerfälligkeit gebräuchlicher Mittel keine Genüge mehr.

Was bisher in sein junges Leben getreten und ihn aus dem seelischen Gleichgewicht gebracht hatte; was ihm Erweckung und Kraft gab, ihn durchtobte und entflammte, das wurde in seinen Ideen und in seiner Formensprache lebendig und drängte zur Gestaltung.

Und als er die Technik beherrschte und sie seiner malerischen Auffassung untergeordnet hatte, traten die Gestalten mit einer vordem nie geahnten Wucht in die Wiedergabe des seelischen Schauens. Die unerschöpfliche Phantasie des jungen Meisters schuf aus den Engeln der Offenbarung gewaltige Helden und Streiter, die, in furchtbarem Zorne ausgesendet, das Böse niederwarfen und die Verdammten Gottes zu erschütternder Zerknirschung zwangen. So gestaltete Dürers Geist in den gewaltigen Blättern der „Apokalypse" den Kampf der Sünde mit der Gnade, der Finsternis mit dem Licht und den Triumph der höheren Macht über alle gewaltsam sündigen Menschen. Inmitten von soviel Zerfall und Zuchtlosigkeit im Schoße der Kirche kündete der Meister sein Ahnen und Sehnen nach reinerem Gottesglauben und künftigen Entscheidungsstunden, die die bedrängten Gemüter erlösen sollten; er wurde zum Vorläufer Martin Luthers. Sein inneres Erleben gebärdete sich zum wuchtigen Ausdruck einer religiösen Ergriffenheit, die, aus dem heißen Mitgefühl entsprungen, zum Ruf in seine Zeit wurde. Das Erleben und Schauen in den Geschehnissen seiner Gesellenfahrt führte ihn zur künstlerischen Entwicklung; alles Wildbewegte, das sein Innerstes aufgewühlt hatte, fand Gestaltung in der schaffenden Kraft seines Geistes. Durch die Schrecknisse, die ihn in Mantua, in Brescia und in den Schweizer Bergen aufrüttelten, war das Traumland seiner Jünglingsseele zu einem Schauplatz befreiender Kämpfe geworden. Nun schritt der junge Meister mit ungestümen Schritten seinem Ziele und seinem frühen Ruhme entgegen.

In seiner primitiven Werkstatt, die, im Gegensatz zu den Ateliers der welschen Maler, ohne Prunk, kaum einem

ärmlichen Wohnraum entsprach, schuf der junge Meister in emsiger Mühe die ersten Formen zum Mäntlein für die arme, frierende deutsche Kunst.

„Meister Albrecht" nannte ihn der Vater in seiner Freude. Immer wieder schlich er zum fleißigen Sohne hinauf in die Dachstube, und seine klug blinzelnden Augen konnten es nicht fassen, wie sich der „Bub" in den Wanderjahren geändert hatte, und wie tüchtig er geworden war. Oft wandelte ihn die herzinnigste Freude an, wenn er vertraut seinen Sohn anlächelte und geheimtuerisch flüsterte:

„Weißt du, Meisterlein, wer sich in der Zeit deines Wanderns zumeist nach dir erkundet hat? Weißt du auch, wem dein Konterfei am allerbesten gefallen hat? Denk' nach, vielleicht kommst du gar darauf!"

Der Sohn wußte es, aber er verstellte sich so gern und spielte den Unwissenden, weil er dem guten Vater den Spaß der Heimlichtuerei nicht verderben wollte.

„Wer sollt' sich nach mir erkundet haben, Vater?" sagte er versonnen. „Kein Weiblein und kein Männlein mag Verlangen nach mir haben."

Der Vater kicherte belustigt, seine Äuglein blitzten.

„Ist ein hochmögender Herr, ein Genannter im Großen Rat. Ein ehrbarer Bürger, kunstvoller Musikus und Mechanikus. Dem hab' ich dein Konterfei gewiesen, und seine Eheliebste und sein hold erblühtes Töchterlein haben's nit genug bestaunen können. ‚So ein schöner, stolzer Geselle ist der Albrecht geworden, so ein Eiteltuer und Ernstdenker ist er jetzt!' so haben sie ausgerufen, ‚und so ein geschickter Maler ist der Bub geworden!' ‚Ei ja,' hab' ich gesagt, ‚das ist mein Albrecht, der hat freilich kein Goldschmied bleiben können.' Bub! Weißt du noch immer nit, wer der Ehrbare und sein Töchterlein ist?"

Meister Albrecht verschränkte die Arme und sann nach. Seine Augen strahlten, wenn er diese naive Herzensfreude des Vaters beobachtete und genoß. Als zergrübele er sich

sein Hirn, schickte er seine Blicke in die Weite, schüttelte den Kopf wie ein Akteur in seiner Rolle und sagte dann, als hätte er die rechten Männer erraten:

„Meint Ihr den Doktor Schedel oder gar den Herrn Hans Imhoff? Ich wüßt' sonst wahrhaftig keinen mehr!"

„Fehlgeschossen, Meisterlein! Den ich meine, der ist mir noch viel lieber!"

Kichernd wendete sich der Vater der Tür zu, lachte dann hellauf, als er Albrecht so erstaunt sah:

„So wart' halt, wirst's schon wissen lernen!" Hurtig rannte er in seine Werkstatt hinunter. Zu seiner Frau aber rief er im Vorbeigehen in die Küche hinein:

„Denk' dir, Mutter! Der Albrecht hat gar keine Ahnung!"

Frau Barbara wischte sich die harten Arbeitshände, die geschwind aus dem Waschtroge fuhren, an der Schürze ab und lachte vor sich hin. Da sie Vater Dürers glückstrahlende Augen sah, zündete auch ihre Freude diese Leuchten stolzer, herzinniger Mutterliebe an.

„Jesus! Ich bete stündlich zu dir, daß du mir den Buben so unverdorben hast wiedergebracht. Der denkt an kein Weib nit, Vater. Hab' ihm schon auf den Zahn gefühlt! Der liebe Bub steht mit seinem Stolztun mitten in seiner Kunst drin und sieht allezeit nur in sich selber hinein! An dem wird einmal die Agnes ihr Kreuz haben."

„Mutter, am End' ist der Albrecht gar weiberscheu! Er wird Augen machen, wenn er hört, was ich mit dem hochmögenden Herrn Hans Frey verhandelt hab'." Frau Barbara legte ihrem Manne den Arm um den Nacken, eine leise Angst sah aus ihren freudesprühenden Augen:

„Wird's ihm aber auch recht sein, dem lieben Albrecht?" Wie ein Schrecken durchfuhr sie der Gedanke. Der alte Dürer rieb sich die Hände und lachte vergnügt über die Angst seines Bärbele.

„Freilich wird's ihm recht sein, ist doch der Hans Frey ein hochmögender Genannter des Rates, aus ehrbarem Hause, sein Weib sogar aus den ratsfähigen Geschlechtern

der Rummel und Haller. Ist er doch Hausvogt im Rathause und hat eine Hofstatt beim Wörder Tor. Reich ist er auch, seine Agnes bekommt blanke zweihundert Goldgulden mit. Und die Agnes ist ein hübsches, gerades Mädel. So ein Glück! Freust du dich denn gar nit, Mutter? Lach' doch auch ein bißl, du hast so wenig Ursach' gehabt in unserer Not zum Lachen, jetzt kannst du's tun!"

Und die Mutter lachte aus ihrem liebevollen Herzen heraus aus Freude über das Glück ihres gutgeratenen Sohnes. Wie ein Wiesel, trotz seines Alters, rannte der herzensgute Vater Dürer in seine Werkstatt, wo er seinem Sohne Andreas und seinem Neffen Niklas, der aus dem Ungarlande früher in Nürnberg eintraf als Albrecht, die Geschichte von dem unwissenden, traumhaften Sohne lang und breit, sich an jedem Worte ergötzend, erzählte.

„Daß ihr's ihm aber ja nit verraten tut!" drohte er schelmisch. „Erst am Sonntag, wenn wir bei Hans Frey den Verspruch des jungen Paares halten wollen, darf er's erfahren. Früher kein Sterbenswörtl nit!"

Als Mutter Barbara den Vater wieder bei der Arbeit wußte, litt es sie nicht mehr länger in der Küche. Sie band sich eine reine Schürze um und schlich heimlich zu ihrem Sohne hinauf, den sie in ihrer Herzensfreude in die Arme schloß. Klare Tränlein perlten aus ihren Augen, als sie in ihrer lieben Einfalt sprach:

„Bist ein schöner Mann geworden, Albrecht, und ein guter Bub! Und daß du jetzt schon Meister bist, das macht mich arg hochmütig. Ich trau' mich gar nimmer, dich zu strafen, wirst auch kein schlimm Ding mehr anstellen! Wie willst denn du aber jetzt als ein neugebackener Meister hausen?"

„Ich bin ja bei meinem Mutterl so wohl geborgen. Keine sonst kann so herzensgut sein zu mir", sagte er, gerührt von ihrer Liebe. Sie aber gab sich nicht zufrieden mit der Ausflucht und kicherte leise:

„Glaubst du, meine alten Hände könnten deine feinen Sachen so zusammenhalten? Dein Eiteltun ist arg,

ein so vornehm Faltelhemd könnt' ich mein Lebtag nit bügeln. Wirst dir halt eine Magd halten müssen, wenn du schon gar nimmer an eine Eheliebste denken magst! Oh, du lieber Jesus! Wo wolltest du auch gleich eine Braut hernehmen? Kennst ja keine Jungfraue dahier, bist ja ganz fremd geworden im alten Nüremberg! Eine wohlansehnliche Haustochter aus den alten Geschlechtern stellt sich nit an deinen Weg hin und sagt: Nimm mich!"

„Ei, ei," dachte Meister Albrecht, als er den Schelm aus Mutters Augen blinzeln sah, „auch du willst mir ein Spiel vormachen? Jetzt will ich dich ein bißl zappeln lassen." Spaßhaft eiferte er:

„Geh mir du mit dem Weiberzeug, hab' eh schon drei Frauenzimmer am Hals, die ich nimmer wegbring'. Quälen mich und stehlen mir Herz und Seele; jeden Augenblick will die eine oder die andere, wenn sie mir näher kommt, daß ich mit ihr sollt' schöntun!"

„Jesus — du hast gar schon drei Heimliche? Ja, aber Bub!" Mutter Barbara war erschrocken vor ihrem Sohne zurückgewichen, der pfiffig lächelnd sah, wie sich das heillose Entsetzen in ihrem Gesicht breitmachte.

„Ist's etwa nit genug? Was brauch' ich da noch eine vierte? Ich bin doch kein Sultan."

Die Mutter bekreuzte sich: „Bist ein Türk', ein heidenmäßiger Türk'", schluchzte sie auf. Himmel und Erde fielen über sie: „Drei Weiber hat der Bub! Drei! Das ist ja eine schwere Sünd'!"

„Muß ich halt ein' Ablaßbrief kaufen, da komm' ich gewiß in den Himmel mit meinen drei Weibern." Als Albrecht aber sah, wie ernst es die Mutter nahm, da erbarmte es ihn, und er klärte sie auf.

„Schau', Mutterl, die drei muß ich allezeit liebhaben, keiner kann ich den Laufpaß geben. Die eine ist ein so herzensgutes Weibl, das mich so lieb hat, daß es mir zwei Herzen gäbet, wenn sie's hätt'. Die andere ist heilig und der Gnaden voll, die gäbet mir gar ihren Heiligenschein, wenn ich's verdienen tät'. Die dritte ist wohl herrisch

und hart, tut mir oft gar zu weh mit ihrem Fordern und Enttäuschen, aber die darf ich nit lassen, an ihr hängt mein Herz zu sehr! Sag', Mutterl, was soll mir jetzt noch eine vierte? Am Ende wäre die gar bös und eifersüchtig und jaget mir die drei davon!"

Die Mutter verstand, erleichtert aufatmend lehnte sie sich an die Brust des Sohnes, ihre tränenfeuchten Augen der Liebe gossen wieder einen hellen Strahl der Freude über ihr entsetztes Gesicht.

„Ja, Bub! Von den drei Weibern kannst du freilich nit lassen. Deine Mutter, die heilige Maria und deine Kunst, die mußt du im Herzen tragen. So erschrocken bin ich, hab' gar geglaubt, du hast dir von der Wander drei Dirnlein mit heimgebracht." Schelmisch blinzelte sie ihren Sohn an, der sich so arg verstellen konnte. „Wenn aber doch eine gar hold erblühte Jungfer so gar nit eifersüchtig auf deine drei Weiblein wäre und fromm ergeben sagen wollt': Nimm mich als vierte?"

Albrecht mußte lachen, so glücksduselig hatte er seine Mutter noch nie gesehen. Was mochte Agnes für Zauber ausüben, wenn schon die Eltern von ihr so eingenommen waren? Lustig sagte er, die Arme verschränkend:

„Das möchte aber eine ganz Besondere sein. Die müßte gar fein und schön aussehen, müßte die Tochter eines Ehrbaren sein, denn ich bin doch ein Malermeister! Dann könnt' es sein, daß ich sie als vierte nehmen wollte!"

„Ei, du eitler Bub! Die ich meine, ist viel zu schön für dich! Aber die ist auch so geraten, daß sie nit die vierte, daß sie die erste sein will unter deinen Weibern. Gib fein acht, daß der Stern vom Himmel fällt, den du erträumst. Ich helf' dir nit, ich sag' dir nichts mehr. Wirst's schon selber sehn!"

Hurtig war sie aus der Stube gerannt, in ihrer Angst, das Geheimnis zu verraten. Albrecht reckte seine Arme weit aus, seine Augen schlossen sich, und seine Seele grübelte: „Im Strom des Geheimnisvollen treibt unser Blut, die

Seele sitzt im Nachen und ängstigt sich. Aus der Tiefe heraus quillt es, was fordert, was beglückt und was enttäuscht. Leben, was bist du für ein Mirakel! Alle Weisheitssucher und Schönheitssucher schwimmen in dem Strome, der aus der Ewigkeit geschöpft ist, und die dunklen Blumen des Schicksals blühn an seinem Ufer. Das Weib steht in allen Gestalten dabei und reißt an den Blumen der Liebe und der Sünde. — Wird mich das Weib mit Engelshänden heben? Oder wird es mich ans Kreuz schlagen auf meinem Golgatha, als Heiland oder als Schächer? Ich will es dir gleichtun, mein lieber Jesus, will Liebe geben und in Demut harren, was der Kelch, den mir der Schicksalsengel reichen wird, bringen mag. Jedes Ding hat seine lebendige Grenze im Lebenswunder. Die Zeit ist das Weib, dem wir hörig sind. Ob Agnes mein Führer sein, ob sie mir der Kunst Erfüllung oder der Kunst Erlahmen bringen wird, das muß die Zukunft weisen! Zwei Weiber haben mich an der Wegwende angelächelt, sie waren stark. Am stillbunten Seegestade träumt die eine von ihrem verlorenen Glück, und die andere ist barfuß gelaufen in den dunklen Wassergrund; im schwarzen Geisterkahn fährt sie, von Charon geführt, in die Gefilde der Seligen. Und die in meinem Herzen die erste sein will, streut das Samenkorn in meine Lebensscholle zur Tagesernte. In ihm ruht die verborgene Sehnsucht eines Willens, der die Früchte in meinem Garten brechen wird."

Albrecht gewann Zuversicht in solcher Versunkenheit. Er bereitete allerhand Arbeiten vor in Skizzen und Malweisen. Seine Werkstatt zeigte bald ein buntes Aussehen. Die Stichelkunst zog er eifriger in den Bereich seiner Gestaltungskraft. Eine Skizze, die er in Sald von Margarete entworfen hatte, wollte er für die erste „heilige Familie" verwerten. Er hatte nicht viel abzuändern; Figuren und Landschaft ließ er, wie er sie skizzierte. — Neben Maria mit dem Jesusknaben fügte er die schlafende Gestalt des Nährvaters hinzu, die an Hans Hirsch-

vogels frühes Greisengesicht gemahnte, und in den Vordergrund zeichnete er eine feine Heuschrecke, die als Symbol der Angst diesen dreien verschwiegen zu Füßen kroch. Und diese „heilige Familie mit der Heuschrecke" war auch sein erster selbständiger Kupferstich, wie ja auch die schüchterne und knabenhafte Liebe zu Margarete seine erste Herzensregung gewesen war.

Frühe Rosen lösten sich aus den Hüllen und glühten in dem grünen Gesträuch wie Rubine in der flammenden Abendsonne. Um den runden Tisch im Garten der Hofstatt Hans Freys saßen Vater und Mutter Dürer, Meister Albrecht und sein Bruder Andreas im Kreise der Freyschen Familie. Frau Anna Freyin nötigte ihren willkommenen Gästen die Brathühner auf, füllte Albrechts Teller mit süßer Leckerei und strahlte in ihrer Mutterfreude, denn ein schöneres Paar konnte sie sich nicht denken, als sie es in Agnes und Albrecht vor sich sah. Stumm, in Träumerei versponnen, saßen die beiden beisammen. Jedes hatte das Gefühl, daß sich ihm eine Lebenswende vorbereite. Albrecht, der sonst Redegewandte, stolperte schüchtern über die kargen Sätze, die er sprach. Agnes sah ihn bewundernd an, denn er hatte sich gar fein ausstaffiert. Seine zierlich gebrannten Locken und das Basler Gewand verliehen seiner schönen Gestalt Würde und Ansehen. Ihr Herz hüpfte im Freuderausch, ihre Augen lachten, und das beseligende Verspinnen ihrer Sinne gab ihrem sonst so sicheren Wesen ein frauenmildes Gehaben.

Der Plauderschritt der kleinen Gesellschaft hüpfte vorsichtig über das Gehege der Überraschungslust. Die Väter und Mütter wechselten Blicke heimlichen Verstehens. „Sie merken noch nichts", jubelte Vater Dürers Blick, und Hans Freys Augen lachten: „Sie haben keine Ahnung." Was die Väter vereinbart hatten, sollte den Kindern beim Bechertrunk enthüllt werden. Vorher aber wollten sie das Glück der Heimlichtuerei genießen, das den biederen Herzen der ehrsamen Männer so wohl tat.

Als mit kandierten Früchten der Tafelgang sein Ende nahm, sprach Hans Frey:

„Meister Albrecht, da in der Fremde Eure Kunst so erblüht ist, will auch ich einen Nutzen davon haben. Ihr sollt mir ein Brunnenmännlein aufreißen, ein Bäuerlein mit zwei jungen Dirnlein, die will ich fein in Kupfer treiben und Wasser speien lernen als Tischbrunnen. Könnt Ihr das machen?"

„Versuch' ich's halt," sagte Albrecht, aus seiner Traumseligkeit auffahrend. Agnes erhob sich rasch und brachte Papier und Silberstift. Dann setzte sie sich in der Erwartung seiner Kunstfertigkeit recht nahe an Albrecht heran, daß ihre Ringellocken seine Wangen streiften. Er preßte seinen Kopf an den ihren, und ein wohliges Gefühl durchrieselte ihn. „Schön ist's so," dachte Albrecht, „in der undeutbaren Enge der Gefühle eingeschlossen zu sein." Im süßen Empfinden der Weibesnähe lief sein Stift wie ein eiliges Männlein übers Papier, und unter seiner elastischen Raserei sprang ein Bäuerlein hervor, immer körperlicher. Unter dem Arme hielt es eine Gans, die den Schnabel weit aufsperrte. Zu Füßen des Bäuerleins saß, nach wenig Strichen, ein riesiger Frosch, der seinen Kopf hob und nach der Gans den Rachen aufsperrte. Berauscht von dem wohligen Engeaneinanderschmiegen, flüsterte Albrecht der vertraulich stillen Agnes ins Ohr:

„Wie wohl mir Euer Köpfel tut, als wär's ein Röslein mild!" Und sie rührte sich nicht, drückte ihre Wangen noch fester an die seinen und flüsterte errötend:

„Ist eine liebe Minute das! Und immer hab' ich mir's gewünscht, einmal so nahe bei Euch zu sein!" Erschrocken über ihr überquellendes Geständnis, prallte sie zurück und schlug die Hände vors Gesicht. Plötzlich lachte hinter dem Rücken Albrechts die kleine Kathi hellauf und rief:

„Seht doch, Vater, was für Dirnlein der Albrecht aufmalet. Eine Gans, das ist die Agnes, und einen Frosch, der bin ich. Grad so eifern wir miteinander wie die zwei! Und der Bauer bist du!"

Heilige Familie mit der Heuschrecke.
(Erster Kupferstich. 1495.)

Der Tod als Schrecken.
(Kupferstich. 1495.)

Das kleine Glück. [Frau Agnes.]
(Kleiner Kupferstich. 1495.)

Das neue Jeruſalem. 1498.

Das heilige Lamm. 1498.

(Aus Dürers Holzſchnittwerk: „Die Apokalypſe".)

Die vier Reiter. 1498.
(Aus Dürers Holzschnittwerk: „Die Apokalypse".)

Lachend drängten sich die anderen an die Zeichnung heran. Albrecht erhaschte die fürwitzige Kathi am Zopf und rief ihr zu:

„Wildfang du! Willst mich spotten? So ich die liebe Agnes malen wollt', müßt' ich ein süß Englein machen. Du aber bleibst doch der Frosch. Du kannst dein Quack-Quack singen wie dazumal im Burggraben auch jetzt wieder!"

Hans Frey war erstaunt über die Lebendigkeit der Figuren in der Zeichnung, und wie sie Albrecht für die Kupfertreibarbeit richtig aufgefaßt hatte.

„Ein Gänsemännchen," rief er; „könnt' fein am Marktplatz an dem Brunnen stehn. Ist gar zu lieb! Kommt jetzt, Vater Dürer und Meister Albrecht, ich will euch meine Wasserspielwerke zeigen, die ich zum Ergötzen der Ehrbaren mache. Dieweil wird die Mutter den Vespertrunk bereiten. Vergiß den silbernen Pokal nit, Anna, den mir dein Herr Vater als Hochzeitsgabe verehrt hat."

Hans Frey war ein sinnvoller Mechaniker, der allerlei Figurenwerk zu Wasserkünsten zusammenstellte. Aus dem System des Heronsballes, der die Wasserstrahlen, die aus ihm springen, wieder in sich aufnimmt, so daß das Spiel immerwährend fortlauf', hatte er Tischwasserkünste ausgeklügelt, die den Patriziern großes Ergötzen bereiteten. Auch Musikwerke, Glasglockenspiele ließ er vom Wasser treiben, und immer wieder ersann er neue, lustige Dinge. Mit freudigem Stolz führte Frey seine Gäste zu all dem Spielzeug, und Vater Dürer konnte nicht genug bewundern und loben. Seine Äuglein blinzelten den Sohn an, als sprächen sie: „Siehst du, was das für ein Mechanikus ist? Und so einer will dir seine geradegewachsene Tochter zum Weibe geben. Sei froh!"

„Hab' auch noch ein heimlich Spielzeug, das aber taugt nit für die Kinder. Schert Euch derweil zur Jugend, Meister Albrecht, dem Vater kann ich's zeigen." Frey führte Vater Dürer lachend in ein Nebengemach, und Albrecht ging in den Garten zurück. In einer Jasminhecke sah

er das helle Kleid der Agnes hervorlocken, er schlich zu ihr, sie saß allein auf dem Bänklein und träumte.

„Wenn's die Jungfrau erlaubt?" frug er schüchtern. Sie rückte errötend zur Seite. Aus der nahen Laube floß das Plauderbächlein der Mütter und das hurtige Gezänk Andreas' und der Kathi. Frau Dürerin berichtete umständlich der ehrbaren Freyin, wie ihr Albrecht von drei Weiblein besessen sei und von dem vierten sich nichts träumen lasse. Der aber nahm die Hand der Agnes in die seine und strich sanft darüber.

„Wollt Ihr nit wieder Eure liebe Wange an die meine legen?" flüsterte er mit pochendem Herzen. Sie sah ihn strahlend an:

„Wenn Ihr's leiden wollt, will ich's gerne tun."

Und die beiden Wangen preßten sich innig aneinander. Agnes hörte alle Englein singen, hörte aber auch, was Frau Dürerin erzählte. Sie lächelte schelmisch. Dürer war wie in eine schwimmende Seligkeit getaucht, er gab sich nun ganz der Nähe des Weibes hin.

„Es ist so heimelig," flüsterte er trunken, „wenn Euer Haargelock wie ein Blumenfinger über mein Ohr spielt. Da hör' ich's kichern und lachen wie Goldstimmenklang. Es singt mir einen Ton der Minne in die Seele hinein, und mein Herze höret ihn. Hört Euer Herzlein auch das süße Stimmlein läuten?"

„Ja, Albrecht, es hört den Ton. Zaghaft noch, aber es könnte sein, daß es lauter schwingt wie St. Sebalds*) Glöcklein. Würde Euch das schrecken, Meister? Ich hab' das Geläute in der Seele anheben hören, als Ihr von der Heimat fortginget. Es hat geläutet, als Ihr kamt. Jetzt schwingt es mir allerwegen nach, wo ich geh' und steh'."

„Wisset Ihr, was das für ein Geläut ist, Jungfrau Agnes?" Er fühlte, wie sie einem Ziele zusteuerte.

Sie drückte errötend ihr Köpfl an seines, ihr Herz

*) Unter dem Tore von St. Sebald wurden die Brautpaare unter dem Geläut der Hochzeitsglocke eingeholt.

pochte zum Zerspringen, und ihre Blicke tauchten in die seinen. Sie hauchte zitternd vor Glückseligkeit:

„Wißt Ihr's? Dann sagt's!"

„Sagen? Agnes, liebe Agnes, wie könnt' einer das sagen? In der Seele ist Gott in einer neuen Gestalt erwacht, die wohl seine wahre ist. In einer solchen Minute, wo das Läuten anhebt, ist das Herz überreich an Klang und Melodie. Ein neues Erschauen von ungeahnten Wundern hebt uns die goldene Schale der Götter vor die trunkenen Augen. Und da ist es, als ob..."

„Albrecht! wo reitet Euer Rederößlein denn hin?" unterbrach sie schelmisch sein weihevolles Sprechen. „Sagt's kürzer. Ich versteh' solch hohe Sprache nit!"

„Kürzer? Ich könnt' nit aufhören, so wohl ist mir!"

„So sag' halt ich's: ‚Du lieber, lieber Bub, du guter! Weißt du denn nit, wie lieb ich dich hab'?' — Sag's nach, flink, das braucht kein langes Sinnen!"

Er sagte es aber nicht nach, er faßte mit beiden Händen nach ihrem Kopfe, zog ihren Mund an den seinen und küßte sie. Wie oft er sie küßte, weiß keiner; erst das Becherläuten in der Laube weckte die Verliebten aus dem Kußtaumel. Vater Dürer rief nach Albrecht, Vater Frey nach Agnes. Die große Überraschung sollte nun kommen.

„Jetzt wollen wir den Eltern ihre Komödie vergelten", lachte Albrecht in seinem Glück.

Er schlang seinen Arm um ihre Mitte, sie legte den ihren um seinen Hals, und so gingen sie in die dämmerige Laube. Vater Frey trat mit dem gefüllten Becher und würdevoller Weihemiene dem jungen Paare entgegen. In der Dämmerung konnten die erwartungsvollen, feierlich gestimmten Eltern nicht gleich sehen, wie sich ihnen die Kinder nahten. Vater Dürer war behäbig aufgestanden. Jetzt sahen sie die zärtliche Umschlingung der beiden, sahen, wie sich Albrecht zu Agnes herunterneigte und sie ihre Lippen emporhob zu den seinen, sie sahen, wie sich die beiden küßten, ohne Zaghaftigkeit und Scheu, frank und frei, als hätten sie es schon immer so getan.

„Ja, Kinder!“ stammelten die Väter.

„Albrecht, du hast's also doch gewußt?“ jubelte Mutter Dürerin. Mit einem Male schwammen vier Augenpaare in Tränen der Rührung, überwältigt von allen Gefühlen der Freude. Es gab ein Umarmen, ein Küssen, ein Kichern und Staunen.

„Nimm ihn und führ' ihn gut, Agnes, er ist der beste!“ schluchzte Mutter Barbara.

Agnes kam aus den Armen, die sie umschlangen, von einem zum andern und wieder zu Albrecht zurück. Sie sah ihn schelmisch an, lachte in Glückseligkeit und rief:

„Er ist ein Angsthase, der liebe Albrecht. Ich hab's ihm sagen müssen, daß ich ihn gern hab'. Er hätt's gar nit einmal herausgebracht!“

Von ihrer Heiterkeit mitgerissen, umschlang er das resolute Mädel und sagte:

„Lieb hab' ich dich, Agnes, ja; hab' dich schon liebgehabt, als du mir das Sträußel gegeben hast. Auf der ganzen Wanderschaft bist du mir nahe gewesen, ich hab's gespürt, und darum sollst du meine Meisterin sein. Nach den dreien, die ich liebhab', hättest du sollen die vierte sein. Ich aber heb' dich an die erste Stelle. Schau' halt, daß du dort bleibst, daß du mir nit einmal die letzte wirst!“

Hans Frey stand mit dem Hochzeitsbecher noch immer da und sagte endlich: „Jetzt hab' ich mir eine so schöne Rede ausgedacht und bin damit in die Pegnitz gefallen!“

In seinem Freudenrausche ergriff Albrecht den Ehrenbecher, den ihm Hans Frey reichte. Er hob den Pokal hoch auf, und seiner Stimme Wohlklang hub zu sprechen an:

„Die Kümmernis stand an meiner Wiege, sie führte mich durch mein Jugendland, sie ging mit mir in die Welt hinaus, vorbei an Lug und Greuel, vorbei an Götterleichen und lockenden Weibern und geleitete mich wieder heim. An alle meine Wegwenden hat sie ein Kreuz aufgestellt, ich bin davor niedergekniet im Suchen nach Gott. Das Heidentum der antikischen Götter hat meinen

Heiland und seine Mutter verlacht, ich hab' die Schönheit sterben sehen, geschändet von Mönchen. So bin ich fromm geblieben in der Angst und wahrhaftig im Zorn. Was sich in mir durchgerungen hat, steht nun wie Mantegnas Christus in Marmor und Erz in meiner Seele, und das Weib hat jetzt den Rosenkranz der Liebe darumgewunden. Gott steh' mir bei, daß aus Erz und Stein das Leben, aus den Rosen aber ein ewig Blühen erwachse. Mög' der Gekreuzigte sein Erlöserwerk in mir erfüllen, ich will ihm Kreuz und Kelch sein in Kunst und Leben!"

Agnes klammerte sich fester an ihren Verlobten. Tränen in den Augen, rückten auch Vater und Mutter Dürer aneinander. Hans Frey stand aufrecht da, als hielte er noch immer den Hochzeitsbecher in der Hand, und sah begeistert in die Augen des jungen Schwärmers. Der aber fuhr fort, wie ein Seher zu sprechen:

„Die Zeit, die kommt, wird eine schwere sein. Der Antichrist sitzt am Papststuhl, die Herrenmoral ist entartet, und die Volksnöte leben in Angst. In Mantua hörte ich einen Sendling Savonarolas schreien gegen die Blutschande des Papstes und seiner Sippe, gegen die sittenlose Heidenabgötterei der Maler. Die Offenbarungen des heiligen Johannes erfüllen sich an dem Babylon der Pfaffen. Der reine Glaube wird das Schwert erheben und den Antichrist zerschmettern. Die apokalyptischen Reiter werden über Hoffart und Sünde, über falsche Richter und Peiniger der Unschuld hinwegrasen, die himmlischen Heerscharen werden das Menschentum befreien vom Irrglauben und Gott den Allmächtigen zeigen in seiner Liebe, in seiner Schöpfung!

Meine Kunst ruft eine höhere Macht als die Meister Wolgemuts; ein lautes Mahnen der Zeit ruft sie, auf daß sie erstarke und der sündigen Menschheit die ‚Apokalypse' im Bilde zeige, kraftvoll und beredt. Mit dem zaghaften Gefühl für mein Werk bin ich ausgezogen in die Welt der Greuel, jetzt steht es fest wie ein Turm in meiner Seele. So will ich's schaffen und frei von Zwei-

feln an der Wahrheit Gottes meine Kunst ausströmen lassen. Das ist mein Bekenntnis, das ich heut hinstelle vor euch, ihr Lieben. Es ist ein reines Gefäß, darin der Frömmigkeit wahre Labung fließet, so wie in diesem Ehrenpokal der Wein, den Gott hat wachsen lassen. Trinkt mit mir, ihr Lieben; und du, meine Agnes, sollst mir immer wieder den Becher meiner Seele mit dem reinen Gottesglauben und der Liebe füllen!"

Die Becher klangen läutend aneinander. Muttertränen, Vaterstolz und Liebeszuversicht perlten aus den lachend-weinenden Augen in den goldenen Wein hinein.

Meister Albrecht hatte nun eine Meisterin gefunden, und die sollte auch seine Meisterin werden! Kurze Zeit darauf schritt das junge bräutliche Paar durch den Brauttorbogen von St. Sebald, und das Hochzeitsglöcklein sang dazu wie es Agnes immer hatte klingen hören.

Mehr als ein Jahr war verflossen, seit Meister Albrecht seine Agnes heimgeführt hatte. Die eilende Zeit blähte die Segel des jungen Schiffleins der Ehe, das allmählich von den arbeitstüchtigen und resoluteren Händen der Agnes gesteuert wurde. Albrecht fand aus seinem Traumlande nicht heraus. Er hatte seine Gedanken bei den Kupferplatten und den Holzstöckeln. Sein Suchen nach der Schönheit fand in seinem Weibe kein Verstehen, der Aufschwung seines Geistes keine Berührung. Agnes führte tadellose, peinliche Wirtschaft, ihre Sorge war es, den kargen Verdienst ihres Mannes einzuteilen, in Küche und Spind zu verwenden. Jeden Stüber besah sie sich genau, ehe er zum Bäcker oder auf den Markt wanderte. Wie oft saß sie in Sorge ohne jede Barschaft in der Küche und grübelte nach, woher sie wohl das Essen nehmen sollte, denn Albrecht hatte einen Formenschneider für seine Holzschnitte und zwei Gesellen eingestellt, die ihm die Arbeiten für Wolgemut abnahmen. So mußte für Lohn und Essen gesorgt werden, doch der Verdienst war

knapp. Da fand sie immer wieder den heimlichen Weg zu ihrer Mutter, die ihr gab, was sie brauchte, und zu ihrem Vater, der ihr erst kleine, dann größere Summen Geldes vorstreckte.

Wenn Meister Albrecht, in seiner Arbeit eingesponnen, den vollen Teller vor sich stehen fand, fragte er nie, wo Agnes das alles hernahm. Und das tüchtige Weib freute sich heimlich, den lieben Mann von den Tagessorgen verschont zu haben. Aber lange konnte es nicht so weitergehen. Sie lenkte den Träumer allmählich zur Arbeit, die Verdienst abwarf. An den Kupferstichen „Heilige Familie mit der Heuschrecke", „Liebesantrag", „St. Hieronymus", „Madonna am Halbmond" fanden die Käufer Gefallen, mancher Gulden floß in die Kasse. Aber es war zu wenig. Größere Aufträge kamen nicht, und Albrecht bemühte sich nicht, sie zu suchen. Ihm galt es vorderhand, die Holzschnittzeichnungen zur „Apokalypse" fertigzubringen. Mit diesem ersten großen Werke wollte er sich einen Namen schaffen. Um sich bekanntzumachen, malte er einige Porträte aus der Sippschaft, er malte Kathi Fürlegerin einige Male als Studien für Marien- und Magdalenabilder, er malte den Vater und malte sich selbst, die meisten Stunden des Tages arbeitete Albrecht für Meister Wolgemut, der ihm so manche Tafel zu malen übertrug. Aber diese Arbeiten waren für Dürer eine Qual, und andere Aufträge bekam er nicht. Er sehnte sich aus den handwerklichen Engen heraus, sein Geist wollte frei schaffen, ohne Zwang, ohne alberne Stifterwünsche.

„Mal' doch einmal eine heilige Maria, Albrecht," ermunterte ihn Agnes, „die kauft jeder gern, wenn sie schön ist!"

Dürer lächelte versonnen, entwarf auch eine Zeichnung dazu, die Agnes über alle Maßen lobte. Sie wollte ihn eitel machen auf sein Können.

„Gib her das Blatt," sagte sie im Eifer, „ich renne damit zu meinem Ohm, dem ehrbaren Hans Haller, der bestellt daraufhin sicher ein Tafelbild."

Als sie triumphierend zurückkam, erstaunte Albrecht über ihren Geschäftseifer, sie brachte ihm den Auftrag zu einem Ölbilde für den guten Lohn von fünfzig Gulden. Nun breitete sich Frau Agnes bewußter aus. Sie ließ sich die Tuchfalten um ihren Leib legen, den Schleier über die Stirn hängen und saß ihrem Manne geduldig Modell zu dem Marienbilde. Das waren beschauliche Stunden für das junge Paar. Wenn Albrecht die Mühen seines Weibes mit lauten Küssen belohnte, schwamm ihr Herz in Seligkeit.

Einmal saß sie wieder, in reichen Faltenwurf gehüllt, auf ihrem erhöhten Sitze, traumverloren vertiefte sich Albrecht in den verinnerlichten Ausdruck des Mariengesichtes, da flog ungestüm die Tür auf, im engen Rahmen stand breit und stattlich, mit einer pelzverbrämten Schaube angetan, Wilibald Pirkheimer, der diplomierte Doktor der Rechtsgelahrtheit. Der ehrbare Geschlechtersohn war nun eine Persönlichkeit geworden, seine Knabenfreundschaft zog ihn aber doch zu Albrecht. Lachend breitete er seine Arme nach ihm aus und rief mit volltönender Stimme in die stille Stube hinein:

„Erkennt Ihr mich denn nit, Meister Albrecht? Ich bin's doch!"

„Wilibald!" jubelte Dürer. „Ja, seid Ihr denn wieder daheim?"

Schwer löste sich das Ihr von seinen Lippen. Aber die Knabenzeit war vorbei mit dem vertrauten Du und Du. Der Abstand mußte gewahrt werden: Wilibald war ein Patrizier, Albrecht ein Handwerker. Die Freunde flogen sich aber trotzdem in die Arme und küßten sich. Erschrocken fuhr Frau Agnes auf, löste das Faltentuch von ihrer Schulter und wollte davoneilen. Wilibald aber faßte rasch nach ihr und lachte.

„So hab' ich die schöne Madonna aufgescheucht." Der Blick von Frau Agnes traf ihn strafend für den Übermut; da besann sich Wilibald und rief: „Ist wohl gar Eure Eheliebste, Albrecht? Ja, wer so ein lebfrisches Weibl

hat, kann leicht nach ihm eine Madonna visieren. Dabei wird die schwere Kunst eine gar leichte Tändelei!"

Zornig sah Frau Agnes den lachenden Störer an. Albrecht aber nahm sie an der Hand, führte sie dem schalkhaft blinzelnden Freunde zu und sagte freudestrahlend: „Mußt dich nit schrecken, mein' Agnes. Das ist ja der Wilibald, der Doktor Wilibald Pirkheimer, mein Jugendgenosse; hab' dir doch soviel von ihm erzählt. Schau' dir ihn an, ist ein großmächtig gelahrter Herr geworden und hat den armen Malknaben nit vergessen!"

Mit scheuen Blicken sah Frau Agnes den Ehrbaren an, lachte und sprach: „Ich kenne Euch wohl! Ihr seid der Wilibald, der die Fürleger-Kathi geherzt hat, so daß dem lieben Mädel die Sehnsucht nach Euch nimmer ersterben kann in ihrem verliebten Herzel."

Pirkheimer wurde ein wenig verlegen und sagte, als wundere er sich über die Worte:

„So? Denkt der Wildfang noch daran? Ist ein lustiges Mädel. Und das war ein vergnüglich Kinderspiel, was wir miteinander getrieben haben! Aber jetzt ist's ein ander Ding."

Frau Agnes sah erstaunt den Doktor an, der in seinem Kavalierbehaben lüstern um sie herumscharwenzelte und nach ihren vollen Armen griff.

„Ein Kinderspiel nennt Ihr das? Wohl mag es Euch ein solches sein, der Kathi aber sprengt's das Herz voller Sehnsucht, sie könnt's nit überwinden, so Ihr sie verschmäht. Warum habt Ihr sie soweit getrieben?"

Doktor Wilibald nahm es mit solchen Mädeln nie ernst, er küßte alle, die ihm die Lippen überließen, und hatte in Welschland ganz andere Abenteuer erlebt. Sein Sinn war flatterhaft, und deshalb wollte ihn sein Vater an eine binden, die aus ihm einen braven Ehemann machen sollte. Der Schelm durchbrach bald wieder den Ernst, er lachte und neckte Frau Agnes:

„Ei, Ihr seid gar zu strenge. Da werdet Ihr wohl Euren Albrecht auch hüten müssen, denn ein Maler ist viel

begehrlicher für die Abwechslung beim Weibe, denn ein Gelehrter. Und die Kathi wird's nit so ernst nehmen wie Ihr. Du mein Gott, wollt' ich jedes Mädel heiraten, das ich gekoset hab', da müßt' ich gar der Sultan sein. Na, das ist jetzt aus, mein Herr Vater hat mir die ehrbare Crescentia Rieterin angelobt, und im Juli ist Hochzeit."

Wie eine Säule versteinert stand Frau Agnes da und sah den leichtfertigen Doktor zornfunkelnd an. Ihr Blick suchte dann die Augen Albrechts. „So einen Freund hast du? Dem ein Mädel nit mehr ist als ein Spielzeug?" Ihre Stimme klang hart: „So sieht dein Wilibald aus, so ein Verderbter in Tugend und Sitte ist er? Nimm dich in acht vor ihm!"

Der Doktor wollte Frau Agnes versöhnlicher stimmen, er haschte nach ihr und kniff sie lachend in die Backen. Trotzig schlug sie ihn auf die Hand und lief davon. Bei der Tür wendete sie sich um und rief ihm zu:

„Ob wir zwei so gute Freund werden wie Ihr und Albrecht, ist eine Frag'. Ich leid' einmal nit, daß mich ein ander Mannsbild anblinzelt, ich bin kein solches Dirnlein, wie Ihr sie gerne möget. Die arme Kathi aber will ich warnen!" Und draußen war sie wie ein Wirbelwind.

Wilibald Pirkheimer wollte ihr nacheilen, aber da fiel ihm ein, daß sein Freund sich an dem kleinen Auftritt nicht beteiligt hatte. Der schien nicht erbaut zu sein von der Art, wie Agnes seinen Freund mit kecken Worten zurechtwies. Er hatte sich abgewendet, seinen Malerschurz losgebunden und verlegen mit den Pinseln hantiert. Wilibald ging auf ihn zu, legte ihm die Hand auf die Schulter und sah ihn fragend an; da er keinen Unmut in den Mienen des Freundes bemerkte, lachte er wieder lustig.

„Eure Agnes ist ein Teufelsweib. Die hat mir gehörig zugesetzt. Sie ist geradegewachsen, wie ein Hahnebüchener. Da werde ich kein Glück haben bei ihr. Ist sie mit Euch auch so unnachsichtig, dann mag Eure Ehe ein Kreuzweg sein."

Da Albrecht seinen Freund lachen sah, atmete er erleichtert auf. Er fürchtete seinen Unmut.

„Nehmt's nach dem Sinn, Wilibald. Agnes ist ein braves Weib, und die Frauentugend geht ihr über alles. Da verlangt sie auch vom Manne einen tugendsamen Lebenswandel. Ihr seid zu lange in Welschland gewesen und habt vergessen, daß die deutsche Fraue anders gesittet ist, denn die Paduaner Gentildonna. Meiner Agnes darf kein Mann allzu nahe kommen, sie mag's nit leiden!"

„So, so", sagte Pirkheimer von oben hin; er mochte zimperliche Weibsbilder nicht. „Also muß ich mich halt in fleißigen Abstand stellen zur Frau Meisterin." Er sah sich in der Werkstatt um, betrachtete erst gedankenlos, dann plötzlich aufmerksam die Skizzen und Stiche Albrechts, sah den Freund verwundert und erstaunt an, als glaubte er nicht, daß er sie geschaffen, und rief begeistert:

„Das sind Eure Dinge? Die habt Ihr allein gemacht?" Albrecht lachte.

„So hat mich mein Herr Vater einmal gefragt, als er mein Selbstkonterfei sah. Ihr müßt doch nit so verwundert tun! Ist ja erst mein Anfang. Jetzt wart' ich halt, bis mir ein Ehrbarer einmal einen gewichtigen Auftrag bringt. Ist schwer, Maler zu sein, wenn andere nit nach der Kunst verlangen."

Wilibald konnte es nicht fassen, wie aus den schüchternen und ängstlichen Stricheln Albrechts so viel Kühnheit und Kraft herausgewachsen war. Der rasche Umschwung vom Schülerhaften zum Meisterhaften in seines Freundes Kunst zündete die Flammen der Begeisterung an. Was er hier beisammen sah, gab dem kunstverständigen Doktor die sicherste Zuversicht von der Genialität seines Freundes. Er zog ihn zu sich auf eine Bank, schlang mit herzlicher Ergriffenheit seinen Arm um seine Schulter und bat ihn, zu erzählen, wie er zu diesem ungewöhnlichen Können gelangt sei.

Und Albrecht schloß sein Herz auf, erzählte von seiner

Gesellenfahrt, von seinen Erlebnissen und von seiner Angst vor den heidnischen Götterleichen, die ihm so schwere Stunden bereitet hatte. Darüber mußte Pirkheimer lachen, er sah den furchtsamen Jüngling vor sich, wie er sich mochte entsetzt haben im ungewohnten Anblick der zerschlagenen Marmorwerke aus der Zeit der Antike. Lachend schlug er ihm auf die Schultern:

„Ihr seid ein Angsthase! Voller Wehmut muß man die Ruinen betrachten, die aus der Zeit höchster Kultur nun aus den Grüften der Erde gegraben werden und in der Zeit niedrigster Kultur so schreckhaft von dem edlen Geiste erhabenster Kunst sprechen. Stünde heut so ein griechischer Künstler wie Lysipp oder Phidias auf und sähe die Malerei und Schnitzerei der Deutschen an, er verfiele genau so in Angst und Grauen, wie es Euch bei Mantegna ergangen ist. An Euch aber würde er eine wahrhaftige Freude haben."

„Sprecht nit so", sagte Albrecht bescheiden. Wilibald aber wehrte ab.

„Laßt Euch sagen, wie ich das meine. Ich hab' in Pisa Statuen des Lysipp gesehen. Lysipp, der wie Apelles den höchsten Gipfel der Kunst erreichte, goß seine Bilder in Erz, gleichsam dartuend, daß das Vollkommenste sich wie Musik und Poesie in der Form finden solle ohne Farbe. So gebrauchten die großen Maler seiner Zeit nur die Form und wählten wenig Farben. Auch Redner wie Demosthenes strebten der Klarheit zu und entfernten sich von dem Wortschwall eines Cicero. Ihr, Meister Albrecht, ob bewußt, ob unbewußt, strebt wie Lysipp der Klarheit im Ausdruck zu. In den Stichen und Aufrissen sehe ich, daß Ihr allen Prunk vermeidet, sogar die Farbe! Nach den langen Jahrhunderten gräßlicher Nacht, die alle Menschen verdummte, daß sie weder Schönheit noch Wahrheit vertrugen, ist die Auferstehung der Antike in Poesie und Kunst ein Befreien von großer Trägheit des Geistes geworden. Wir Gelehrten streben der Wiedergeburt, der Renaissance des Schönen, entgegen, und daß auch Ihr,

Albrecht, dieſen leuchtenden Weg einſchlaget, das iſt mir wahrhaft eine Freude zu ſehen!“

Die Freunde verſtanden ſich noch nicht. Albrecht war es nicht klar, was Wilibald auf ihn bezog; die Antike war ihm keine Erlöſung, er ſchuf aus ſich heraus und ahnte nicht, daß er den Weg ſchritt, der von der Trägheit des Geiſtes abwich.

Als der junge Meiſter den Freund in ſeine eigentliche Werkſtatt führte, wo am Fenſter ein Geſelle an Holzſtöckeln ſchnitt und zwei andere Geſellen an Tafelbildern für den Wolgemut malten, war Pirkheimer noch mehr erſtaunt.

„Ihr habt ja einen Betrieb, der ins Große führt!“ ſagte er. „Jetzt aber zeigt mir die Schnitte zu Eurer ‚Apokalypſe‘, von der Ihr mir ſchriebt. Wo ſind die Reiterlein, die über Papſt und Kaiſer ſauſen?“

„Der Hieronymus Andrae ſchneidet die letzten Späne aus der Form. Wiſſet Ihr noch, Wilibald, wie ich zu meinen Reitern die erſte Idee bekommen hab'?“

„Ei freilich, damals, als der Kaiſer einritt, viſiertet Ihr die Eiſenreiter und hattet kein Auge für den Prunk!“

„Seitdem haben dieſe Ungeſtümen viel Dinge in meiner Seele zuſammengeſtampft!“ Dürer wendete ſich an den Formenſchneider: „Zeig' her das Stöckel, Hieronymus, ich will einen Abzug davon machen, daß der ehrbare Herr Doktor die Reiterlein ſehen kann!“

Er nahm das Holzſtöckel, betupfte es mit einem Schwärzeballen, legte ein angefeuchtetes Blatt Papier darüber und beſtrich es mit der harten Bürſte ſorgfältig an allen Stellen, rieb mit dem Handballen nach und zog es ab. Sein prüfender Blick überflog den Abzug raſch, dann reichte er ihn befriedigt dem Freunde hin:

„Sehet zu, ob ſich das Ding mit Eurem Lyſipp meſſen kann! Mir will es nit ſo ſcheinen.“

Pirkheimer ſah das Blatt an, dann wieder den jungen Meiſter. Sein Erſtaunen wuchs, er wurde wieder lebhaft und umarmte den Freund:

„Albrecht, Ihr seid ein Meister ohnegleichen. Was Ihr da aus dem primitiven Holzschnitt zaubert, das ist wie ein Wunder! Farbigkeit und Plastik stecken drin, und der Stil ist neu. Die Wahrheit und die Schönheit reichen sich die Hände. Habt Ihr noch mehr von den Blättern für die ‚Apokalypse' fertig?"

Dürers Gestalt wuchs, innerste Freude verklärte sein Gesicht. Errötend wie eine Jungfrau über das Lob, griff er in einen Stoß fertiger Abzüge, die Koberger sauber und kunstgerecht gedruckt hatte, und legte sie auf den Tisch.

„Die viere sind fertig: ‚Die babylonische Buhlin', ‚Die Mutter', ‚Die Engel vom Euphrat' und ‚Michaels Kampf mit dem Drachen'. Seht Euch das an, wie die Mutter die Sündhaften im Geiste Gottes anklagt. Wie sie hinüberschreit zu Kaiser, Papst und Kardinälen; wie sie, die heilige Mutter und Gebärerin des Menschengeschlechtes, im Namen aller Mütter die hierarchische Gruppe anklagt als Schänder und Verführer des Volkes, wie sie sie verflucht! Wie gefällt Euch das? Und hier der Engelskampf: unter den Hieben der Gerechtigkeit Gottes sinkt alles Menschenrecht zusammen. Das ist die Vergeltung, die ungehinderte, gottbefohlene Vernichtung des Antichristen, wie sie sich dem heiligen Johannes geoffenbart hat. Ist das nit kriegerisch genug? Und Ihr habt mir einmal zugerufen, als ich Euer Rössel von der Gartenmauer der stummen Margarete wegführte: kein streitbar Denken stehe in meinem Köpfl! Was sagt Ihr jetzt zu den Hieben der Engel? Ist nit mein Silberstift ein Schwert? Die Kunst ist auch ein Kämpfen; sie soll aufzeigen, was dem Volke not tut, sie soll die Geister aufrufen wider den Antichristen!"

Wilibald vertiefte sich in die kraftvollen Gestalten, die Dürer als Mahner aufgestellt hatte, er war erstaunt, was des Freundes Kunst vermochte.

„Ja, Ihr seid ein Hauptmann!" rief er begeistert, „ein Held sogar. Passet auf, Albrecht, Eure ‚Apokalypse' wird großes Aufsehen machen, und ein Lorbeerkränzel ist Euch

als Sieger gewiß. Das wird Euch nit der Kaiser oder der Papst aufsetzen, die Humanisten werden es tun! Schaffet weiter so, Euch hat Gott starke Schwingen verliehen. Ihr könnt dem Volk wahrhaftig ein Tröster sein. Aber hütet Euch vor der Politik! Die ist ein stürmisch Meer, darin das stärkste Schiff versinkt. In der Kunst ist jeder Streit versöhnlich, jeder Kampf ideal, weil er kein traurig Ende mit Blut und Schande zeigt. Jetzt weiß ich, was ich von Euch zu hoffen hab'. Ihr gehet die Wege der Vernunft; so Ihr Euren Geist weiter bereichert an Wissenschaft und Erkenntnis aus dem Weltall, wird Euch der Ruhm krönen. Kommet jetzt zu mir, ich will Euch meine Bücher- und Kunstschätze zeigen, die ich aus Welschland heimgebracht hab'. Ich will eine Sammlung anlegen, da sollt Ihr mir helfen. Auch bedarf ich Eures Rates für die Einrichtung meines Landhauses, in das ich in kurzer Zeit meine Braut führen will. Nehmt Eure Gesellen mit, sie werden reichlich Arbeit finden, es wird viel zu malen geben, und Ihr werdet Euch darüber nit zu beklagen haben. Ich will der erste Ehrbare sein, der Eure Kunst verlangt." —

Meister Albrecht war mit Dr. Pirkheimer auf dessen Landsitz geritten, um sich die neuen Bücher und Kunstschätze zu besehen und ihn bei der Einrichtung der Stuben zu beraten. Da gab es genug große Arbeit, die dem Meister viel Verdienst versprach. Er war schon einige Tage dort, und Agnes sehnte sich nach ihm. Sie schlich in die Arbeitsstube ihres Mannes, um dort seine Nähe zu verspüren. Lange Zeit saß sie vor dem Marienbilde, das Albrecht nach ihr malte, verträumt und voller Rührung ruhten ihre Blicke auf der feinen Arbeit. Sie besah sich das Konterfei Vater Dürers, das der fleißige Meister schuf, und lächelte das Magdalenenbild an, das ihr Mann nach der schönen Fürleger-Kathi zu malen begonnen hatte. Am Tische lagen die Entwürfe zu den Bildern der „Apokalypse" verstreut unter den Skizzenbüchern aus Albrechts Wanderzeit. Ein grundiertes, feingeschliffenes Holzstöckel lag unter dem

Wust, darauf hatte der Meister eine Zeichnung mit Pinsel und Feder für den Schnitt vollendet. Am Fenstertisch lehnte eine Kupferplatte, auf einem Holzklotz festgeklebt. Aus dem schwarzberußten Wachsüberzug leuchteten die glänzend kupfrigen Stichelschnitte hervor und zeigten das halbfertige Bild des „heiligen Hieronymus in der Wildnis". Zeichnung und Skizzenbuch lagen daneben. Im Büchlein war das Blatt aufgeschlagen, das Albrecht an der Grenze Polens in dem Bauerngehöft visieret hatte. Agnes lächelte, als sie darauf die Züge ihres Mannes im Knechte erkannte. „Narrisch ist er manchmal in seiner Demut," dachte sie; „wie kann er sich als einen Schweineknecht hinmalen?" Sie war doch eigentlich stolz auf ihren Mann, aber es gab ihr zu denken, warum der ungeheure Fleiß, den er auf alle Dinge verwendete, so wenig Geld einbrachte. Mit den Kupferstichen und Holzschnitten verband ihr Spekulationsgeist bessere Geschäfte, die konnten in großer Anzahl gedruckt werden, und wenn sie in den Handel kämen, mußten sie auch viel gekauft werden. Das erkannte selbst ihr gering entwickelter Kunstsinn, daß sie schöner waren als die Stiche von Wolgemut und Schongauer. Aber die Malerei nahm Albrecht viel zu ernst. Wie lange brauchte er für eine Untermalung, die er oft viermal übereinander strich, daß die Farbe keine Risse bekommen sollte. Dann die Übermalung: jedes Fältchen wuchs naturgetreu unter seinem emsigen Pinsel hervor. Ehe so ein Gemälde fertig war, verstrich lange Zeit, und wer bezahlte es? Wolgemut gab ihm nur ein paar Gulden für einen Altarflügel. Agnes seufzte:

„Arm ist so ein Maler. In ihm lebt alles so mächtig und überströmend, er grübelt und kläubelt, verbraucht soviel Zeit damit, ehe es fertig wird auf der Tafel oder auf der Kupferplatte. Wenige kaufen's, und die geben nit viel dafür! Da verdient doch ein Hufschmied mehr!" Ihre Hand, die ordnend das Durcheinander aufzuräumen begann, griff nach einem Skizzenbuche und blätterte darin. Plötzlich schrak Frau Agnes zusammen und schrie auf: „Ein

Kampf der Engel.
(Aus Dürers Holzschnittwerk: „Die Apokalypse".)

Die Anklage der Mutter und das Gericht.
(Aus Dürers Holzschnittwerk: „Die Apokalypse".)

nackend Weibsbild!" Das war etwas Unerhörtes für die sittenstrenge Frau. „Wo hat er das visieret?" dachte sie. „Schön ist das Weib und fremdartig. Aber nackt, splitternackt! Unzüchtig und sittenlos mag die Dirne sein!"

Das Herz der Frau krampfte sich zusammen. Da entzifferte sie am Rande des Blattes den Vermerk: „Hab' sie visieret in der Wildnis, in ihrer Schmach hat sie sich ertränket." Agnes sprang entsetzt auf. Ihr Puls stürmte, die Hände preßten sich auf ihr Herz, sie dachte: wie intim mochte Albrecht mit diesem Weibe gewesen sein, da sie sich vor ihm enthüllte; sie, Agnes, als seine Frau, hätte es nie vermocht. „Hat er sie so in die Schmach gebracht, daß sie sich hat ertränken müssen? War's eine Buhlin, eine Metze, mit der er unzüchtig in der Wildnis lebte?" Feuerräder rollten der Eifersüchtigen vor den Augen. Entrüstet warf sie das Büchlein auf den Tisch und vergrub ihr Gesicht in die Hände. Ihr war zumute, als hätte eine wütende Faust ihr Herz zerstoßen. Wie liebte sie ihren Mann, wie sorgte sie für ihn, wie quälte sie sich ab in ihrer Not! Keine Stunde Rast gönnte sie sich, bis in die späte Nacht hinein nähte, flickte, wusch sie. Und er? Was mag in seiner Seele hausen? Steht das nackte Weib darinnen und zeigt ihm, wieviel schöner es sei als seine eigene Frau? Hatte Wilibald recht gewarnt, als er sagte: „Da werdet Ihr auch Euren Albrecht hüten müssen. Ein Maler ist viel begehrlicher für die Abwechslung beim Weibe, denn ein Gelehrter!"

„Albrecht, Albrecht!" schrie sie auf. Hastig ergriff sie wieder das Skizzenbuch, suchte die Zeichnung nach der schönen Vanna. Frei wie eine Königin stand das nackte Wesen da, wie eine Erscheinung aus einer anderen Welt. Ja, sie war schöner als Agnes. Fein, schlank und biegsam ihr Leib, und Albrecht hatte ihn gezeichnet voller Andacht und Liebe. „Liebe?" schrie Frau Agnes auf. Nein, das ist unmöglich, er hätte es ihr gestanden, eiferte sie mit sich selbst. Albrecht vertrug die Lüge nicht, er war ehrlich und wahr. Nichts könnte er ihr verheimlichen. Aber seine stete Ver-

sonnenheit, seine Traumseligkeit; dachte er dabei an die Nackte? Was mochte ihm diese Dirne gewesen sein? Wie gejagt von Furien lief Frau Agnes aus der Stube, warf sich über ihren Küchentisch und weinte bitterlich. Der erste Wermutstropfen der Eifersucht brachte die Frau aus aller Fassung, sie sah die Kunst als Kupplerin. Ihre schöne, reine, heilige Liebe schien ihr dieser Zweifel zu besudeln und zu entweihen.

Spät in der Nacht kam Albrecht heim. Agnes hatte sich ein wenig beruhigt, sie saß bei einer Kerze und flickte. Albrecht beugte sich über ihr Gesicht und küßte sie. Ein Schauder rann über ihren Leib: wie mochte er diese Nackte geküßt haben! Wie erstarrt blieb sie sitzen. Er sah ihre Angst und bemerkte, daß sie geweint hatte.

„Ist dir nit gut, mein' Agnes? Ist dir herzeleid gewesen, weil ich so lange fort war? Der Wilibald hat mir soviel hergezeigt von seinen Büchern, und eine Statue hat er, aus Silber, von der Hand des gerühmten Meisters Lombardia aus Rom ziseliert. Ist eine Venus. Herrlicheres hab' ich nie noch geschaut!"

Aufhorchend zuckte Frau Agnes zusammen: „Hat sie Kleider an?" Dürer lachte: „Nein, mein Herzlieb. Eine Venus ist nackend schöner! Die haben dazumal im Heidenhimmel noch nit weben können!"

Zornig über diese sittenlose Deutung, fuhr Frau Agnes auf:

„Lachen mußt du noch bei so ernsthaften Dingen? Dir mag ja eine nackende Dirne wohlgefallen, bist ja ein Maler, und die sind für Weibsbilder begehrlich. Hast ja auch eine solche Nackte irgendwo visieret, du!"

Albrecht erschrak, als er die zornfunkelnden Augen seines Weibes sprühen sah und ihre höhnenden Worte hörte. Was hatte sie plötzlich so widerborstig gemacht?

„Aber Agnes, das gehört doch zur Kunst!" sagte er kleinlaut. Sie aber bäumte sich auf, ihr ganzer Leib bebte, mit kreischender Stimme rief sie:

„Eine schöne Kunst das! Ein hilflos Weib den Männerblicken preisgeben, ist eine Schande, aber keine Kunst! Geh mir du mit solcher Schamlosigkeit, versteck' deine Lüsternheit nit hinter den Deckmantel der Kunst! In deinem Büchel hab' ich das nackende Weib gesehen, mit dem du in der Wildnis so unzüchtig gelebt hast, daß sie sich hat müssen ertränken. Jetzt sagst du mir auf der Stelle, wer diese Dirne war!"

Albrecht fühlte den Boden unter sich wanken. „Arme Vanna," dachte er, „das Hexengericht und die Mönche haben dich nicht so in Schmach bringen können, als dieses eifersüchtige Weib!" Der Zorn stieg in ihm auf, er griff nach den fuchtelnden Armen Agnes' und rief:

„Weib, bist du von Sinnen? Hast du nit mehr Achtung vor einer armen Toten, als daß du sie also schmähest? Die Jungfrau war keine Dirne, sie war eine Heilige! An der rühr' mir mit keinem Wörtl mehr, die lass' ich nit besudeln vom Unverstand! Es ist genug, daß sie bei Lebzeit als Opfer des Hexenwahnsinns und der Unzucht der Mönche ist zur Märtyrerin geworden."

Frau Agnes kreischte auf: „Eine Hexe gar? Gott sei deiner armen Seele gnädig!" Entsetzt machte sie sich aus den Händen ihres Mannes frei.

Albrecht war wehrlos dieser Eifersucht gegenüber. Wie konnte sein Weib also schlecht von ihm denken? Mit verschränkten Armen schritt er in der Stube auf und ab. Plötzlich blieb er vor Agnes stehen und sagte ruhig und ernst:

„Einmal muß ich dir's sagen, und das sollst du nit vergessen. Ich bin ein ehrlicher, frommer Mann. Was durch meine Seele gezogen ist in den Stunden schweren Ringens um Weib und Kunst, das hat mir diese arme Geschändete geheiliget. Sie hat in mir den Retter ihrer Seele gesehen, sie hat in mir den ernsten Sucher nach der Schönheit erblickt und hat sich freiwillig in ihrer Scham aufgeopfert für meine arme Kunst. Sie hat mich erkennen lassen, daß in einem Weibe eine Seele lebt, die über alle

Schmach hinweg die Schönheit und Reinheit anbetet. Ich hatte allen Glauben an das Weib verloren, auch an dich, Agnes! Dein Sträußel hab' ich mißdeutet und in die Pegnitz geworfen; an den Weibern, die mir in Nürnberg und in der Fremde nähergetreten sind, bin ich irre geworden. Diesem armen, zum Tode gequälten Wesen aber, das mir in seinem allertiefsten Leid heilig war, habe ich Unrecht getan, und weil es an mich glaubte, ging es in den Tod, aus dem ich es erretten wollte. Die arme Vanna war eine Heldin, und ich ehre sie, darum darfst du sie nit schmähen, denn du weißt nit, wie sie war. Für mich ist ein nackend Weib ein unantastbares Heiligtum, ein Gotteswunder, aber kein schamloses Gelüste. Denkt ein Maler anders, der ist ein Lump! So sich deine blinde Eifersucht abgekühlt haben wird, will ich dir erzählen von der schönen Vanna. Dann wirst du deinen herzlosen Eifer bereuen. Nimm's nach dem Sinn. Gute Nacht!"

Meister Albrecht ging in die Schlafkammer, zog sich aus und legte sich in das breite Ehebett. Als in später Stunde Frau Agnes in das Bett schlüpfte, fühlte sie zitternd nach der Hand ihres Mannes, der noch wach lag. Leise flüsterte sie:

„Erzähl' mir jetzt von der heiligen Jungfraue, die dir den Glauben an das Weib gegeben hat. Ich könnt' nit früher Ruhe finden!"

Dürer erzählte von Margarete, von Judith, von der polnischen Dirne, von der Kranken aus Colmar, und er erzählte von dem toten Juden bei Mantegna, von den Götterleichen und von Vanna. Das junge geängstigte Weib schmiegte sich furchtsam an Albrecht und war erschüttert von den Seelenkämpfen ihres Mannes. Sie gewann Einblick in das Erlebte Albrechts, tröstete sich damit, gelangte aber nicht zum vollen Verständnis für sein Tiefinnerstes und erfaßte seiner Seele Regungen nicht, die waren ihr ein unverstanden Ding. Es blieb in ihr nur der Gedanke zurück, daß ein Maler, wie Wilibald sagte, begehrlich nach der Abwechslung beim Weibe sei, und sie nahm sich vor,

ihren Eheliebsten zu behüten, damit er nicht auf Abwege gerate, wie sein Herzensfreund Pirkheimer.

In dieser Nacht faßte sie nach langen Kämpfen den Entschluß, für die Kunst Albrechts ihre Schamhaftigkeit zu überwinden und ihm als Modell zu seinen antikischen Bildern zu stehen.

Am andern Morgen saß sie bei ihm am Eßtisch und rang noch eine Weile mit ihrer Sittenstrenge, es kam ihr schwer an, ihrem Manne den Entschluß mitzuteilen. Endlich sagte sie leise:

„Albrecht, so du wieder nach einem Weibe visieren mußt, nimm kein anderes als mich. Ich will dir gerne helfen, seh' ich's doch ein, daß du ein Vorbild haben mußt!"

Dürer zog sein Weib in die Arme und küßte es.

„Bist ein guter Kamerad, Agnes. Und so will ich nach dir ein neues Symbol des Weibes in Kupfer stechen: Ich will es versuchen, mein ‚Glück' zu formen.

Sie zitterte nicht, als sie beim hellen Tageslicht ihren Leib vor den Augen ihres Mannes umständlich enthüllte, tapfer kämpfte sie ihre Schamhaftigkeit nieder, wenn er ihren Leib mit seinen kunsthungrigen Blicken abtastete. Als er fertig war, wollte sie ihm um den Hals fallen, er aber verwies sie strenge, sich vorher anzukleiden; es sei schamlos, wenn ein Maler sein nacktes Modell, selbst wenn es seine eigene Frau sei, küsse. So erkannte Frau Agnes, daß es doch eine sittliche Festigkeit in einem Maler gäbe, und sie blickte ihn mit dankbaren Augen an.

„Gelt, Albrecht, das Bildl zeigst du aber keinem!" sagte sie schüchtern. Er lachte auf: „Aber Agnes! Das soll die ganze Welt sehen, und alle sollen staunen, was für ein schönes Weib der Albrecht Dürer hat. Es ist ja *mein* Glück, was ich da herzeig'!"

Errötend nickte sie, befriedigt in ihrer großen Liebe und geringen Eitelkeit. Sie konnte aber doch nicht umhin, von ihrer geheimen Angst ein wenig auszukramen. Als sie sich angekleidet an ihn schmiegte und ihn so recht herzhaft küßte, flüsterte sie ihm ins Ohr:

„Aber gelt, eine andere wirst du jetzt nimmer so visieren. Ich könnt' sonst keine ruhige Stund' mehr haben."

Lachend küßte er die Eifersüchtige; das wollte er ihr nicht versprechen, aber sie nahm die Küsse als Gelöbnis auf und gab sich zufrieden.

Pirkheimer fand in Meister Albrecht immer mehr den Grübler, und es ging ihm nahe, daß dieser lebensströmende Geist durch die Kümmernis seiner Verhältnisse so eingeengt wurde. Er lud den Freund zu sich, klärte ihn über die griechischen Meister und ihre Kunstweise auf und stellte ihm seine Bibliothek, von der man sagte, daß sie alle griechischen und römischen Werke umfasse, zur Verfügung. Am meisten riet er ihm, sich in Ovids „Metamorphosen" zu vertiefen, dort fände er die Götterverwandlungen beschrieben, aus denen jetzt die welschen Maler schöpften. Wilibald hatte in den Zeichnungen Dürers viel ungeschminkte Häßlichkeiten gesehen, die seinem ausgeprägten Schönheitssinn, den er im klassischen Studium geklärt und im Schauen und Verstehen der alten und neuen italienischen Kunstform entwickelt hatte, widersprachen.

„Hütet Euch vor den Übertreibungen in der Wahrheit," sagte der Doktor mahnend, „sie sind nit schön. Im alten Griechenland hatten sie ein Gesetz erlassen, um die Künstler zum Ausdruck des Ideal-Schönen zu zwingen. Die Thebaner hielten so viel auf ihre Kultur, daß sie jene Maler strenge straften, die sich der Nachahmung ins Häßliche befleißten. Sie wollten die Kunst veredeln und duldeten keine Übertreibung der häßlichen Körperformen."

Dürer sah erstaunt den Sprecher an, er dachte, wie kann man das Schöne vom Häßlichen scheiden, beides ist doch die Wahrheit?

„Was aber soll dann in der Wahrheit bleiben," sagte er, „wenn ein Teil von ihr nit gelten darf? Ist das Häßliche nit die gleiche Gottesschöpfung wie das Schöne? Soll sich ein Mensch vermessen, an dem Werke des Schöp-

fers herumzudoktern? Der Maler muß das, was er sieht, auch in der Kunst wiedergeben!"

„Wie er's sieht! Albrecht, darauf kommt's an. Je höher der Maler sein Verstehen stellt, je mehr wird er das Häßliche vermindern. Das Häßliche an sich bleibt immer eine Mißgestalt. Wie ein grobes Wort unser Ohr, so beleidigt ein häßlich Ding unser Auge, und da kann man auf das feine oder auf das rohe Gemüt des Malers schließen. Das Schöne erfreut; wird das Häßliche in der Nachbildung mit Verstand gemildert, so verliert es den Ausdruck, das Bild findet dann mehr Gefallen als das Modell, ist versöhnlich und bleibt doch ähnlich."

Dürer nickte versonnen:

„Es ist unleugbar, daß das besonders Häßliche der Malerei nit von Nutzen sein kann. Aber bedenket, Wilibald, das Häßliche gewinnt allüberall Oberhand. Ich kann mir weder in der Natur noch in unseren Begierden einen Zustand denken, vor dem das Gemüt Widerwillen oder gar Ekel empfindet. Soll der Maler mit Süßlichkeit eine Wahrheit bemänteln? Ist die Vorstellung eines Dinges nit schön, so braucht sie auch nit verschönert werden. Das wär' eine Lüge!"

„Es gibt Lügen, Albrecht, die größere Wohltat sind als Wahrheiten. Oft ist ein freundlich Wort, eine mitleidige Tat eine Lüge. Nit jeder kann einem geringen Geist sagen, daß er ein Dummkopf ist. Der mitleidigen Regung halber vergebt Ihr Euch nichts, wenn Ihr eine Kritik freundlich ausspricht. Aus Mitleid lügen ist keine Unwahrheit. Soll ein Maler einem Mägdlein, das ohne Schuld einen dicken Hals hat, gleich sagen, daß es einen Kropf habe? Das wäre unedel. Wohl muß auf einem Bilde ein häßlicher Ausdruck auch abstoßend und übertrieben angezeigt werden, wenn er dadurch die Greuel einer Untat hervorhebt. Aber ein Konterfei soll Freude bereiten. Das Ideale ist immer eine schöne Lüge. Eine Venus könnt Ihr nie nach einer Marktfrau visieren. Ein einziger Körperteil kann schon die Wirkung der Schön-

heit stören. Die Wahrheit als solche ist nur Zweck der Wissenschaft. Schönheit aber ist Zweck der Kunst! Es war also notwendig, der Kunst, die nur Freude ausdrücken soll, Gesetze aufzuzwingen, damit der rohe Geist nit vorherrsche. Aristoteles hat jungen Leuten verboten, sich die Bilder solcher Maler zu besehen, die das Fehlerhafte und Häßliche an der menschlichen Bildung am liebsten ausdrückten, als hätten solche Formen viel Reiz. Das Gesetz schrieb sogar vor, alle Betrübnis zu mildern und böse Leidenschaften in den Künsten nit auszudrücken. Eine Entstellung an den Maßen der Schönheit oder der Leidenschaft an Götterbildern wurde sogar als Religionsschändung angesehen."

Dürer lächelte: „Die ganze deutsche Kunst müßte der Aristoteles für ketzerisch ansehen. Solche Gesetze brauchten wir auch, Wilibald, da würde der Holbein von seinen Schnapsheiligen und Prügelbrüdern bald ablassen. Aber es sollte ehvor ein Gesetz bestimmen, was schön ist! Das weiß hier keiner!"

„Wir sind noch nit reif dazu!" fiel rasch Pirkheimer ein, er ahnte die Hilflosigkeit Dürers dem Schönheitsbegriff gegenüber und wußte, daß er sein Hirn abmarterte mit Messungen der Proportion. „Wir sind noch nit frei genug, das Schöne vom Häßlichen ganz zu sondern. Wir leben noch in der geistigen Versklavung. Das Volk hat keine Kulturstufen erreicht, es ist noch roh, und darum soll der Künstler den Sinn im Volke veredeln. In Natur und Leben ist das Häßliche bei uns weit mehr ausgebreitet als im Süden. Der Maler bei uns wächst in einem beschränkten Kreise auf, er sieht nichts Schönes. Es gibt aber Augenblicke, wo sich im Leben das Häßliche verschönt, diese Augenblicke muß der Künstler ablauschen. Selbst im Schmerz kann ergreifende Schönheit liegen, aber er darf nit herabgesetzt werden ins wilde Gefühl, in Toben und Schreien. Er muß aus der innersten Seele sprechen und im duldenden Ertragen geadelt sein."

Albrecht dachte an Matthias Grünewald, der den

Schmerz für die edelste Empfindung hielt, die nur durch die Seele zum Ausdruck kommen solle. Er dachte an Vanna, die den Schmerz der Schmach heldenhaft ertrug, aus ihm die Liebe erwachsen ließ und sich in der Verzweiflung heroisch und schön in den See stürzte. Er dachte an Dinge, die sich in der Freude verschönten, im Zorn häßlich wurden. Nachdenklich sagte er:

„In Mantua haben mich die Götterleichen geschreckt, und es waren doch nur schöne Gestalten. In der Wildnis hab' ich von einem dummen, einfältigen Berghirten geträumt, wie er als Buttadeus über aller Weltweisheit erhaben stand. In einer gebrandmarkten, von Mönchen geschändeten Jungfrau hab' ich die Aphrodite gesehen in vollkommenster Schönheit."

„Das ist das Gesicht in Euch gewesen!" Pirkheimer erhob sich von seinem Schreibpult, sein Interesse an dem Gespräche vertiefte sich, da er sah, wie willig und verständig ihm Dürer folgte: „Der Menschengeist ist ein Dichter. Im Augenblick schildert er eine körperliche Schönheit in unbestrittener Vollendung. Er nimmt eine Handlung aus einem unvollkommenen Geschehen und führt sie durch steigernde Abänderung bis zu Ende. Jede dieser Abänderungen aber kommt aus seiner Einbildung; wie er sie haben will, so denkt er sie aus. Soll dieses erdichtete Geschehnis dem Ohre oder dem Auge lebendig werden, so muß es die Kunst übernehmen. Da ist entweder der Akteur, der die Gestalten verkörpert, ihre Schmerzen oder Freuden durch die Gebärde darstellt und den Ausdruck dazugibt; oder der Maler, der in Farbe, Licht und Form die Dichtung auf sein Gemälde trägt: ein Künstler oder ein Stümper."

„All das hab' ich erlebt, Wilibald. Immer seh' ich schöne Gestalten in mir lebendig, will ich sie aber auf die Fläche zwingen, so werden sie leblos und ohne Seele. Das hat mich soviel Kopfzerbrechen gekostet bei den Lustspielen des Terenz, die ich für den Hans Amerbach in Basel auf die Holzstöckeln aufgerissen hab'. Es sind immer nur

stümperhafte Akteure geworden, die ohne den Text des Dichters nit reden konnten und leblos blieben."

„So seht Ihr wieder, wie begrenzt die Malerei ist, und wie vollkommen die Dichtung sein kann. Dem Dichter ist ein Gewand auch kein Gewand, er kann es in jeder Minute wandeln oder ganz weglassen. Immer sieht er das lebendige Bild vollkommen. Der Maler kann nur das Gewand in einem Schauen darstellen, in einer einzigen Bewegung nur kann er eine Gebärde ausdrücken, und so vermag er seinen Gestalten kein Leben zu geben. Darum ist es Aufgabe der Kunst: Gegenstand und Bewegung in jenen Augenblick zu setzen, der geeignet ist, dem Beschauer die Handlung zu erklären. Wer diesen Augenblick nicht erlauscht, der ist kein Künstler!"

Eine Weile blieben die beiden Eiferer stumm. In ihrem Geiste arbeitete die Vorstellung mit der Übertragung. Die Worte formten sich in Bilder um, und prüfend verlor sich ihr geistiges Auge im Schauen. Für Dürer war vieles unklar, er fragte:

„Wie soll ich das verstehen? Wenn die Wirkung des Bildes das Geschehen ausdrücken soll, so muß der Beschauer auch im Bilde das Geschehen miterleben können? Was die Schönheit ausdrückt, ist doch nur die Einbildung? Was der eine im Werke schön findet, das ist seine Einbildung. Ein anderer bildet sich's nit so ein und findet das Schöne vielleicht häßlich. Wenn aber dasselbe Bild auf jeden Beschauer im gleichen Maße wirken könnte, dann hätte seine Schönheit auch bei allen das gleiche Wohlgefallen. Es gibt aber kein Maß, das die Schönheit bestimmt, sonst würden wir alle, was schön ist, gleich begreifen. Das ist's, was aus meiner Grübelei nit heraus will!"

Pirkheimer lachte über den Theoretiker des Geschmackes.

„Das ist immer dasselbe. Was fest und unverrückbar dasteht in der Natur, daran glaubt die Einbildungskraft nit. Sie muß es erst nach ihrer Art ummodeln. So kommt es, daß die Poesie eine Kunst ist, an der jeder mitschaffen kann. In ihr ist die Schönheit den Begriffen derer ver-

rückbar und anzupassen möglich, die sie verschieden empfinden. Schildere ich einen Apollo, so kann sich ihn jeder vorstellen, wie er ihn sich einbildet. Malt Ihr aber einen Apollo, so wird er nur so sein, wie Ihr ihn Euch einbildet. Und so ist's beim Konterfei. Malt es der Künstler so, wie er es sieht, ohne das Häßliche am Menschen abzuändern, so wird das Modell sagen: ‚So einen dicken Hals hab' ich nit, so eine breite Nase und kleine Augen seh' ich nit an mir!' Gibt aber der Maler dem Dicken, Breiten und Kleinen ein besser Ebenmaß, so wird es jedem gefallen. Schön ist immer, was nit häßlich ist. Ausdruck ist immer, was nit leblos ist. Bewegung ist, was im Anfang oder am Ende der Bewegung ruht, aber nit das tote Erstarren im Schwung. Der schöne Mensch im bloßen Gefühl seines Daseins, ohne Begierden, in voller Ruhe, ist der eigentlich sicherste Gegenstand für den Künstler. Ist er in diesem ruhenden Augenblick nackt und unbelauscht, so mag in ihm alle Harmonie der Schönheit liegen. Sobald er weiß, daß er belauscht wird, dann verändert das Bewußtsein die Ruhe in ihm, und er nimmt eine Stellung ein, die unsere Betrachtung von der Form ablenkt und die Harmonie stört. Die Schönheit, die im Ruhepunkte wirkt, ist für den Maler ebenso schwer zu fassen wie die Schönheit, die in der Seele ruht. Eine einzige griechische Statue, wenn auch ohne Hände und Füße, in ihrer majestätischen Ruhe, ist mehr wert als alle Werke, die die deutsche Kunst jetzt hervorbringt. Das Antike ist das gedrängt Volle an Wesenheit und Ausdruck des Schönen. Nach Platons Lehre ist die Schönheit die ursprünglichste Idee der Dinge in Gott, sie gibt der Seele Schöpferkraft, erhebt sie aus der Finsternis zum Licht der Freude, wo alles in mannigfaltiger Wahrheit der ursprünglichen Schönheit sich vermählt. Gestalten könnt Ihr visieren, aber Wahrheit, die lebendig wirkt, und Seele, die Ewigkeitsgedanken atmet, könnt Ihr niemalen Punkt für Punkt nach der Natur nachbilden, das geht über die Kräfte der Kunst; so wie es unmöglich wäre, nach den

alten Schriften sich einen Alkibiades, einen Perikles oder eine Aspasia vorzustellen und in unserer Zeit zu beleben."

Pirkheimer schwieg, er war in seinem Sprechen zum Rhetoriker geworden. Mit Geste und Betonung half er seinen Worten zur lebendigen Vorstellung. Dürer lauschte, als hörte er den Wohlklang von Musik. Seine eingefleischte Genauigkeit sah alle freie Darstellung der Schönheit, wie sie Pirkheimer erklärte, rhythmisch und in Zahlen ausgedrückt. Er sagte:

„Für die schöne Gestalt gilt daher das mathematische Wissen, wo man die Proportion mit Zirkel und Zahlen nachweisen kann. Das Gefühl des Malers muß geläutert genug sein, zu finden, in welchen Maßen eine Schönheit zu bilden ist. Deswegen aber darf ein Ideal nit auf bloßer Spekulation beruhen, es muß aus der Natur geschöpft sein!"

„Sehet Ihr, Albrecht?" bekräftigte Pirkheimer. „Die Natur ist die Wahrheit; wer Schönheit hervorbringen will, muß die Wahrheit mit wissenschaftlicher Fertigkeit abändern, in Zahlen zergliedern, in Gesetze bringen, wie es Apelles und Phidias verstanden haben. So sind wir ja doch in unserer Meinung beieinander. Nur die Natur nachahmen, heißt auch das Häßliche sehen. Das Häßliche nach Maßen und Regeln abändern, heißt die Schönheit zusammensetzen. Das bedenket, Albrecht! In jede Gestalt muß der Beschauer sich hineinfinden, soll seine Phantasie weiterdenken können. Das ist dann das Leben, das im Kunstwerk weiterlebt. Das haben die antikischen Künstler verstanden. Lernt von ihnen, die Natur allein ist nit genug. In den Büchern des Homer, Philostrat, Sophokles und Plinius werdet Ihr viel finden, was Euch aufklärt über viele brennende Fragen, die heut keiner aus sich heraus beantworten kann."

Die Gespräche mit seinem gelehrten Freunde wirbelten in Dürer eine neue Welt auf, in der er nun versank. In den stillen Nächten las er in den Büchern der Alten. Er frischte seine Lateinstudien auf, ließ sich von

Wilibald die Stellen, die er nicht verstand, erklären, auch übersetzte ihm sein Freund während des Lesens griechische Schriften, und in diesem Studium wurde dem jungen Meister der Geist der Antike faßbarer. Er entwarf Zeichnungen von Apollo und Diana, von Herkules in seinem Kampfe mit dem Löwen und mit den stymphalischen Vögeln, deren Gestalten er aber nicht in die Ursprungslandschaften, sondern in die, die er in seiner Umgebung sah, stellen konnte. Er entwarf Zeichnungen seiner Vorstellung vom Tod und dem Mädchen, grübelte Hexengestalten nach und suchte die Begierde der Liebe in verschiedener Auffassung zu komponieren. Um die Schönheit auch in biblische Themen zu führen, entwarf er die nackte Genoveva mit dem büßenden heiligen Chrysostomus. Tieferen Sinn und Abschwächung des natürlich Häßlichen gab er einem Kupferstich vom „Verlorenen Sohne". Dazu diente ihm die Skizze, die er in Polen anfertigte. In diesem Gleichnis der Erniedrigung des Menschen, in der er sich damals selbst sah, fand Dürer sein besseres Selbst wieder. Er dachte: Kann nicht auch die Seele dieses Verlorenen in den Tiefen des Lebens die Sehnsucht empfinden nach dem Schönen? Ist es denkbar, daß sich in ihr nur das Gemeine auslebt? Die Seele ist doch ein Ding der ursprünglichen Idee Gottes, in der sich die Wahrheit der Schönheit vermählt? Die Liebe dieses Knechtes zu den häßlichen Tieren kann eine Vollkommenheit der Liebe sein, wie ich sie nit ahne. Gott läßt die Seele weite Wanderung durchmachen. Aus der Liebe zu den Tieren mag sich der edelste Gefühlsmensch entwickeln. Das Alleinsein der unverdorbenen Seele bei einem niederen Lebewesen führt zur Schwärmerei; ich hab' es oft in mir erlebt. So ein Schwärmer tut tiefere Blicke des Mitleids in die Unbeholfenheit, als es der Weise zu tun vermag. Er *wünscht*, und im Wunsche liegt der Ursprungswille des Gedankens, der sich zu Gott erhebt ohne Zweifel. Ein Verlorener unter den Armen mag die Zeit eines neuen, reinen Evangeliums mehr vorausahnen als der durch

Glücksgüter Verwöhnte. War der heilige Johannes ein Weltweiser, da er seine „Apokalypse“ im Geiste sah? Oder war er ein Verlorener unter den Armen? In der Einsamkeit bei den niederen Schöpfungen Gottes kann ein Schwärmer die Quellen finden, aus denen eine göttliche Vorsehung das erleuchtete Erschauen des Schöpfungsgedankens leitet. Darum, o du mein verlorener Sohn! wirst du einst reicher aus der Einsamkeit zu deinem ewigen Vater hervorgehen als ein Lebensweiser, du wirst den reinen Glauben behalten. — —

Wenn Meister Albrecht über den Büchern oder seinen Arbeiten saß und grübelte, schlich sich Frau Agnes mit einer Handarbeit zu ihm, und ihr neckender Widerspruchsgeist warf Steinchen in den Spiegel seiner Seele, die auf den ruhenden Gewässern bald bewegte Ringe zogen. Von den Zeichnungen antiken Geistes wollte sie nichts wissen, sooft ihr auch Albrecht die Götterwelt schilderte.

„Ist doch so ein Heidengott nur ein Jungfrauenschänder!“ sagte sie trotzig. „Was du da aufreißest von Apollo und der Daphne, da sie sich aus Angst vor seiner sündhaften Gier muß in einen Baum verwandeln lassen, ist kein frommes Wunder, das ist eine Götterschande! Das schamlose Nackte macht diese Götter so unzüchtig, daß sie keine Jungfraue in Ruhe lassen. Und was du gesagt hast vom Göttervater Jupiter, der so schlecht war, daß er die Jungfrauen in allerhand Verkleidung, als Wolke, als Ochs, als Schwan verführte, ist bezeichnend für diese Sippe; da können seine Kinder nit besser sein bei so einem Beispiel. O Jesus, und so ein Schlemmervolk haben die Griechen angebetet. So ein Lumpenpack springt dir im Kopf herum. Gelt ja, Albrecht, du wirst deine liebe Kunst und deinen Fleiß für frömmere Dinge sparen. Könntest eine Passion stechen, die kauft jeder gern. Hat mich doch die Schlächtermeisterin schon gefragt, ob du so heilige Dinge auch machen kannst!“

Albrecht stöhnte unter dem Unverstand seines Weibes, aber er besann sich. Wie konnte Agnes von der Antike

besser denken als er vor einem Jahre? Er dachte weiter zurück an die Angst bei Mantegna, und er war doch ein Mann, der sich in die Wissenschaft vertieft hatte. Da beschloß er, so, wie Wilibald ihn belehrt hatte, müsse auch er sein Weib belehren. Er erzählte ihr alles, was er aus den Gesprächen mit Pirkheimer wußte, er versank so gefühlvoll in die Schilderung der Schönheitsbegriffe der Antike, daß er sich selbst wunderte, wie klar ihm diese Gedankenwelt geworden war.

Aber Frau Agnes hörte nur halb zu. Sie durchdachte einen Plan, den sie sich schon längst zurechtgelegt hatte. In dem gleichmäßigen Plätschern der Redelust Albrechts konnte sie um so mehr ihren Gedanken nachgehen, als er von Platos Lehre, Praxiteles' Gesetzen über die Formensprache, von Ovids Metamorphosen, ihr ganz fernliegende Dinge, erzählte, als spräche er in einer ihr unverständlichen Sprache. Als er seine lange Rede schloß, war auch ihr Plan fertig.

„Höre, was ich mir ausgedacht hab'," sagte sie unvermittelt; „heuer am Heiltumsfest und am Sankt-Sebaldus-Kirmesmarkt könnte ich eine Verkaufsbude aufstellen mit deinen Bildern und Stichen. Im Herbst fahr' ich mit dem Warenzug nach Frankfurt auf die Messe. Im nächsten Frühjahr fahr' ich mit Kobergers Bücherwagen nach Augsburg und Bamberg auf den Markt. Ich nehm' mir den Hans Schäufelin zum Helfen mit. Du kannst jetzt fleißig Kunstware fertigmachen, daß ich recht viel zu verkaufen hab'. Ein paar Marienbilder, ein paar Heilige und ein schönes Kreuzbild wirst du leicht bis dahin fertighaben. Ich werd' mein Mundstückl schon spielen lassen, wirst sehen, da fliegen uns die Gulden herein, und alle Not hat ein Ende!"

Als prasselte ein Schloßenwetter in ein halbreifes Kornfeld, so knickten bei den eifrigen Worten Frau Agnes' alle idealen, hochfliegenden Kunstsehnsuchten in Dürers Seele zusammen. Er sprang auf, lief wie gehetzt in der Stube auf und ab, stöhnte laut und sprach:

„Ich soll für den Markt arbeiten? Ich, der ich der Schönheit nachstrebe mit ganzer Seele? Ich, der ich den Geist entflamme an der antiken Kunst?"

„Was brauchen wir Schönheit, Seele und Geist? An dem narrischen Zeug der sündhaften Götzenwelt kannst du nit anbeißen, du und deine Gesellen wollt ein Frühstück, ein Mittagessen, ein Vesperbrot und ein Abendessen haben, tagtäglich; die Farben, die Holzstöckeln und Kupferplatten kosten Geld, die Wirtschaft soll gut gehalten sein, und ich bin auch da, kann nit herumlaufen wie deine Heidenweiber, brauch' Kleider und Schuhe. Sag' mir, woher soll denn ich das nehmen? Jetzt sind wir beinahe vier Jahre verheiratet, deine Eltern können nichts hergeben, mein Erbteil hat mir der Vater schon beinahe vorausbezahlt in diesen Notjahren. Das, was du verdienst, ist nit so viel, als daß es für dich allein langte. Du lebst in deiner Traumwelt, siehst den vollen Tellern zu, wie ich sie auf den Tisch bring', aber nit ein einziges Mal hast du mich gefragt, wo ich das alles hernimm. Jetzt geht's aber nit mehr länger so weiter. Die Mutter ist schon bös, wenn ich ihr soviel Gemüse und Obst aus dem Vorwerkgarten wegschlepp', und der Vater sagt, der Guldenbeutel sei keine Henne, die allezeit legt. Wirst dich halt doch ein bißl kümmern müssen, sonst verhungern wir noch bei all deinem Fleiß."

Dürer ließ sich wieder auf seinen Stuhl nieder. Das hatte er alles nicht bedacht. Nie fragte er, ob Agnes Geld habe, woher sie den Haushalt bestreite. Jetzt war es ihm mit einem Male verständlich, warum Vater Frey so besorgte Augen machte, wenn er kam, und gar wenig Lust zeigte, über Kunst zu reden. Es war ihm klar, warum die Gesellen immer so hungrig waren und sagten, die Schüsseln würden immer kleiner. Aber aus dieser Demütigung, die ihm vorhielt, wie nutzlos sein Grübeln, wie zwecklos seine Sehnsucht nach der Schönheit sei, stieg in ihm ein Trotz auf. Er wollte keine Marktarbeiten schaffen, er wollte die deutsche Kunst emporbringen, sie reinigen von dem Markttkram.

Friedrich der Weise.
(Kupferstich. 1524.)

„Mein' Agnes."
(Handzeichnung.)

Er dachte nach, wie er das am besten seiner Agnes erklären könnte, da stürmte wie ein Wirbelwind die lustige Kathi Fürlegerin in die Stube herein, sie hielt einen kleinen Kupferstich in der Hand, und ihr silberhelles Lachen zündete die Lichter wieder an, die Frau Agnes mit ihrer Nüchternheit in seiner Seele ausgeblasen hatte.

„Da seht den ‚Papstesel', Meister!" schmetterte ihre helle Stimme durch die Stille der Stube, in der die Sorge sich breitmachte. „Ein erquicklich Stichlein von Meister Wolgemut! Wird am Markt verkauft, alle reißen sich darum. Das hat wieder der heidnische Dannhäuser angestiftet; ist nur von den Humanisten zu erwarten, daß sie den Papst als weiblich Ungetüm auf Bocksfüßen, mit Eselskopf und Katzenpfoten also hinstellen. Soviel lustig ist das Ding!"

Dürer besah sich den Kupferstich, der eine Satire auf den Borgia darstellte, und erkannte auch sogleich, daß es ein Werk der Humanisten war. Was er so ernsthaft in seiner „Apokalypse" über das Babylon Rom in Formen zwang, hatte hier ein rascher, kühner Gedanke in Spott gesetzt. Kathi warf ihren Mantel ab, legte die Pelzhaube auf die Zeichnungen am Tisch und sah Dürer verwundert an. Sie wollte ihm eine Freude machen mit dem Stich, wußte sie doch, daß er ein arger Gegner des Papstes sei. Sie bemerkte, wie sich Dürer in einer seelischen Zerschlagenheit befand. Seit sie ihm Modell saß zu dem Magdalenenbilde, vermochte sie es, tiefer in seine Seele zu sehen. Sie hatte seine Sehnsuchten nach Schönheit ihre freie Anschauung von Liebe und Sitte begleiten lassen und gefunden, daß ein Maler der Eitelkeit des Weibes einen höheren Rang verleihen konnte, als es ein Rechtsgelehrter vermochte. Ihr flatterndes Herz verfing sich in seinen Heilandsaugen, die ihre Sehnsucht nach der Männerschönheit erweckten. Nun las sie aus den traurigen Augen Albrechts den Seelenschmerz, der ihn durchbebte. Sie schickte ihre fragenden Blicke zu Agnes: „Was hast du ihm wie-

der getan? Du bist ein unverständiges, hartes, kaltes Wesen; für den lieben Albrecht ein rechtes Kreuz!"

Agnes aber besah sich den „Papstesel" und lachte:

„Schau', Albrecht, solche Stiche bringen viel Geld. Hättest es auch getroffen. Die ‚Apokalypse' und das Heidenzeug wird keiner kaufen! Hab' ich nit recht, Kathi?"

„Ja, du hast recht", sagte höhnisch und schnippisch Kathi, knickste vor der Meisterin und fuhr fort. „Das Heidenzeug, was dein Albrecht ausheckt, ist nit für die Nürnberger Spießbürger, die ein dummes Spaßbild höher werten. Wer frägt dabei, was eine Seele im Ringen nach Schönheit und edlerer Kunst ausstehen muß? Niemand, du auch nit. Und du bist in dem Heiligtum als Hüterin bestellt, als Hüterin seines Geistes, daß er sich Gott nähere und von der Menschenbestie entferne. Aber was bist du? Ein Judas, der seinen Herrn um eine Handvoll Silberlinge verschachern möcht'! Schau' dir ihn an, den lieben Meister? Hast wohl mit deinen zehn Fingern wieder einmal in seine Seelenharfe gegriffen und die feinen Saiten zerrissen? Geh, du Barbarin, dir will ich schon einmal dein Trotzköpfel waschen!"

Ein Strom Silberglockenlachen folgte den Worten, der Kathis Grobheiten damit in der Wirkung abschwächen sollte. Aber Agnes wurde ernst, sie begriff jetzt erst, wie weh sie ihrem Eheliebsten getan hatte. Sie ging auf ihn zu, er aber wehrte kühl ihrem Kusse ab; da lief sie trotzig aus der Stube.

In die Stille, die entstand, schlürfte auf breiten Sohlen ein Seufzer, der aus Meister Albrechts Brust wie ein Befreier aller Not emporgestiegen war. Kathi schlich sich zu dem Gekränkten und tupfte ihm mit dem Finger auf die Stirne. Lächelnd flüsterte sie:

„Ist da drinnen ein Blümlein geknickt? Oder ein Radel verstellt? Laßt's summen, Euer Gedankenradl, und blühen, Euren Göttergarten; ohne die beiden Dinge seid Ihr der Dürer nit. Schaut mich an, herzlieber Meister! Lache ich nit? Bin ich nit immer lustig wie der Quell im

Walde? Und ich trag' auch ein schweres Körbel Kümmernis mit mir herum. Den Wilibald hab' ich überwunden, der ist jetzt ein glücklicher Ehemann und Vater. Aber ein anderer will nach mir greifen mit seinen knochigen Händen. Der Vater hat mich dem alten Gewürzkrämer Thomas Gärtner versprochen. Der ist reich und will ein lachend Weib haben. Ich aber nähme lieber einen lachenden Bettelmann, der jung ist! Wie passen wir da zusammen? Ich will nit heiraten, ledig lieben und lachen, ist ein besser Ding. Einen hab' ich lieb, aber ach! Der ist im Traumland daheim, ist am Riemenbandl seines Weibes angeknüpft, und wenn er lacht, da ist's so, als ob ein kalter Wind wehte. Zum Erbarmen! Ich wollt' ihn schon lustig machen, wenn er nit Augen hätt', die also klagen können wie die Augen vom lieben Heiland."

Dürer war noch so versponnen in seinen Trotz und in seine Enttäuschung, daß er das Liebeswerben der lebenslustigen Fürlegerin gar nicht wahrnahm. Er sah sie nur an, als prüfe er die Proportionen ihrer Schönheit. Dann stand er auf und stellte das angefangene Magdalenenbild, das Kathi betend darstellte, auf die Staffelei.

„Wollt Ihr mir ein Stündl sitzen, Jungfrau? Es kann sein, daß ich in den nächsten Wochen arg in die Marktware hineinfahren muß. Mein' Agnes will aus mir einen Krämer machen. So muß ich halt das schöne Denken sein lassen und ein nützlicher' Ding anfangen."

„Brrr . . ," schauderte sich Kathi, „klingt so, als ob der Knochenmann sich hinstellen tät und saget: ‚Komm' Albrecht, es ist aus mit dir!' Ihr seid ein gar zu empfindsamer Mann, alle Angst fällt Euch gleich an, wie eine Katz' die Maus. Wär' ich wie Ihr, ich würde jetzt einmal eine Zeitlang vom Grübeln ausruhn und Muttergottesbilder für die Agnes stechen. Dann würde ich mich mit frischem Mut wieder in den Göttergarten begeben und mich umsehn drinnen. Mach' ich's nit auch so? Die ganze Woche bin ich die lustige Kathi, lach' und sing' mir eins. Komm' ich zu Euch, muß ich die heilige Magdalena spielen und unter

Eurem Kreuz stehen. — Dürer! — Albrecht! So schaut mich doch einmal an? Lachet! Hat denn Jesus nie gelacht? Aber ja, er wird schon heimlich gelacht haben über das dumme Volk. Der Heiligste muß lachen, wenn ihn die Betschwestern zu ihrem Bräutigam erkiesen. Jede Erhebung wird lächerlich, wenn sie der Erhobene nit selber ein bißl auslacht. Lachet, Albrecht! Eure Augen sind wie Lichter, die einem in die Seele brennen. Ein heilig Feuer strömt aus ihnen, und das ist's, was mich oft so ernst macht und zwingt, die Magdalena zu spielen. Vor Euren schauenden Seelenaugen rutscht mir mein Gewand vom Leibe, ich steh' da, als wollt' ich in den Himmel fahren, um den Strafen des Richters für meine Lustigkeit entgegenzuharren."

Ein wohliges Behagen rieselte über Albrechts Rücken, das prickelnde Wortspringen Kathis aus dem Lustigen in den Ernst, aus dem Lachen ins Anklagen riß ihn aus dem Seelenjammer heraus. Kathi hatte sich auf die erhöhte Bank gesetzt und ihre kupfrigen Locken aufgelöst, so daß sie metallisch glänzend über ihre Schultern flossen. Ihr heiteres Lachgesicht nahm eine fromme Miene an, die Augen schlug sie nieder, die Hände hob sie gefaltet zur Brust, und Dürer griff nach Pinsel und Farbenplatte. Er malte und grübelte dabei: „Jesus, hast du lachen können? Du hast schon als Kindlein gewußt, daß du dein Golgatha wirst ersteigen müssen. Da lacht man nit. Das Lachen wär' wie ein Mißton in deiner Gotteswürde. Und soll ich lachen, wenn sie mir das Kreuz zimmern?"

„Mir ist jetzt so heilig zumute", sagte Kathi ernst und ängstlich. Dürer lauschte. „Ich fühl' ein Überströmen von Eurer Art in die meine; Eure Blicke tasten mich an, wie Finger, die mir schöntun. Ich seh' eine Brücke von roten Rosen sich biegen von meinem Sinn zu Eurem. Darunter schlummern die Wasser, die uns ängstigen. Ihr seid der Meister über meine Sinne und seid doch wie der Heiland. Ihr ginget nach der Liebe in Schönheit suchen und fandet

eine Liebe ohne Schönheit. Ihr sehet Unirdisches und vergeht an irdischer Qual. Ihr wollt frei zu Eurem Gotte streben, und eine bindet Euch an den Pfahl der Marter, setzt Euch die Dornenkrone auf und schwingt die Geißel."

„Nein, nein!" wehrte Dürer ab.

„Ja, ja," betonte Kathi, „und ich bin die Magdalena, möchte alle Lust von mir werfen, mein Lachen und mein Singen, Euch die Füße mit meinen Tränen waschen und mit meinem Haar trocknen, damit Ihr mich würdiget, Euch nachzufolgen bis hinauf nach Eurem Golgatha. Ich wollt' Euch alle Schönheit zeigen, die das Leben hat. Aber wer bin ich? Eine lachende, tanzende Hetäre, wie die galiläische Jüdin von Magdala. Ihr seid ein Erleuchteter, aus Eurem Auge spricht eine überirdische Fülle von Erkenntnis. Keiner sieht es so wie ich. — Malt weiter, Meister! Höret nit auf mich, ich hab' heut meinen traurigen Tag. Sehet Ihr denn nit, daß ich nit lachen kann?" Sie schlug ihre Hände übers Gesicht.

Und Albrecht verlor das Gleichgewicht seiner Seele. Wie eine ferne, süße Weise erfüllten ihn Kathis Worte. Eine nie gehörte Stimme schien ihn zu rufen. Er fühlte jetzt deutlich, wie der Sinnenteufel an seine Gefühle griff und zerrte. Aber er konnte sich nicht ermannen. Wie im Jagen kamen ganze Reihen Weiberarme immer näher. Blutrote Weiberlippen, wie eine Rosenbrücke, leiteten sein sinnliches Schauen zu Kathi hinüber. Bacchantenscharen wirbelten um ihn herum. Eine quälende Empfindung, wie ein brennender Durst, stieg in ihm auf. Konnte nicht Agnes so sein wie Kathi? Er öffnete endlich die Augen und sah wie eine Vision vor sich Frau Agnes bekümmert am Markt stehen und neben ihr Kathi Fürlegerin, lachend und lustig. Er besann sich, legte Pinsel und Farbenplatte auf den Tisch, nahm Kathi an der Hand und führte sie zum Fenster. Leise bebend sagte er:

„Sehet, wie der Abend durch die Straßen schwingt, er legt seinen Frieden hinein. Das heiße Tagesgluten muß

sich kühlen, die Schönheit des Lichtes muß schlafen in den Armen der Finsternis. Über alle Dächer hinüber schwirren die Nachtvögel. Aber morgen kommt die Sonne wieder. Die Kunst nimmt sich dann den Pinsel voll und streicht ihn über alle Düsternis! Kathi! Ihr habt geträumt. Ich träume auch so, wenn ich suchen will. Im Abgrund ist immer noch eine Seele wach, die lockt. Ein tieferes Hineinschauen in diese Seele ist Sünde. Ich werde meinen Weg an die Sonne finden, da hindert mich keine Agnes und kein Kreuz. Der Weg aber muß rein bleiben!"

Es war, als fänden die Worte Dürers keinen Weg zu ihr. Die Dämmerung umschleierte ihre Begierden. Ihre tastenden Finger griffen nach seinen Händen, hoben sie auf ihre Schultern. Sie flüsterte leise, kaum hörbar:

„Es ist ein Träumen, so schön. Alle Wiesen blühen, alle Sterne lachen, und die Stille trägt ein Geheimnis dahin. Es raunt im Grase wie ein Fragen: ‚Bist du's?' Bist du's, Albrecht? Bist du's . . .?"

Das klingende Flüstern peitschte seine Sinne auf, er zog die Arme fester um ihren Hals, willenlos hing sie an seiner Brust. Ihr Antlitz verklärte sich. Ihre Lippen glühten wie Rosen — — und er preßte seinen Mund darauf . . .

War die Tür gegangen? Stand Agnes auf der Schwelle? Hörte er sie rufen? Er drängte die Beseligte von sich, sie sank auf die Knie und lachte. Wie im Krampf lachte sie, als spiele sie eine Komödie, ihr Glück zu bemänteln.

Noch einmal rief Agnes, die in der Tür wie eine Nemesis stand, mit zitternder Stimme zum Nachtmahl.

Albrecht raste an Agnes vorbei, über die Stiege hinab, hinaus ins Freie. Er konnte seinem Weibe jetzt nicht in die Augen sehen. Die Flammen, die wild in ihm aufgelodert waren, erloschen. Er hatte das Gefühl, als hätte er eine schwere Schuld auf sich geladen, sein Weib be-

trogen. Er, Albrecht, der Wahrheitssucher, hatte gelogen. Im Rausch des Augenblicks war die Lüge über ihn gekommen und die Sünde. Und Agnes, die mit ihm durch alle Kümmernis ging, die für ihn darbte, für ihn sorgte, die ihm die Treue hielt in aller Not, hatte ihn mit der anderen gesehen. Wie ruhig lief das Bächlein seiner Ehe zwischen den Kieseln aller Sorgen dahin, klar und ungetrübt, und jetzt schwemmte ein Regenschauer Trübung hinein. Er stöhnte auf. War es denn denkbar, daß in einer Minute all das Sichere, Feste und Besonnene in ihm zusammenbrechen konnte? Was hatte denn noch Bestand in ihm? War er es noch wert, in das treue Auge seines Weibes zu schauen? Plötzlich sah er alles verwüstet um sich, wie ein reichbestelltes Land vom Wetter verheert ist. Er sah sich in dieser Wüste, er sah sein Leben voller Nöte, Irrungen, Wirren und Schauder. Er fühlte alle Hemmungen wieder, die seine Jugendtage beengten. Befreien wollte er seine Kunst und sich selbst. Nun war die Kraft von ihm genommen, eine Delila hatte den Simson seiner Stärke beraubt. Sich selbst ungetreu und seinem Weibe, hatte er die sündhafte Begierde nach der anderen gefühlt. In seiner Seele schrie es empor wie damals, als ihn die polnische Dirne küßte: „Weiche von mir, Satanas, führe mich nicht in Versuchung!“ Er hörte den „Weidengekrönten“ mahnen: „Du bist die Kinderseele aus dem Reiche des Meisters, wer sie verdirbt, der findet kein Nirwana!“ Er warf sich ermattet im Burggraben in das tauige Gras.

Von weit, weit her kam ihm ein Lachen, ein bacchantisches Stürmen, ein Vermischen seiner Gedanken in ein Mysterium der Bacchanalien, es riß all den Aufruhr in ihm, alle Vorstellungen seiner Sinne in einen Wirbel. Und eine Stimme aus den Flammen der Sinne raunte aus dem feuchten Grase: „Bist du's? Bist du's, Albrecht? Bist du's?“ Ein Schauder überlief Dürer, er sprang auf, es war dunkel um ihn. Wo sollte er jetzt Zuflucht suchen? Daheim? Wartete nicht Frau Agnes dort mit

der bangen Frage an seine Seele? Rief sie nicht die furchtbare Wahrheit, die der Schönheitssucher so häßlich, so erbarmungslos sah: „Was brauchen wir Schönheit, Seele und Geist? An dem narrischen Zeug der sündhaften Heidenwelt kannst du nit anbeißen. Du und deine Gesellen wollt ein Frühstück, ein Mittagessen, ein Vesperbrot und ein Abendessen haben! — Ich bin auch da, kann nit herumlaufen wie deine Heidenweiber, brauch' Kleider und Schuhe! Du lebst in deiner Traumwelt, nit ein einziges Mal hast du mich gefragt, wo ich das hernehm'!" — „Pflicht!" schrie es in ihm! „Du bist ein Gaukler! Wo ist deine Pflicht? Das Weib kennt sie besser, ist ehrlicher als du. Sie sorgt und nötet sich ab, und du läßt dich von ihr erhalten. Und für all ihre Sorgen, ihre Pflichttreue, ihren Fleiß — betrügst du sie!"

Die bittere Erkenntnis dieser Wahrheit gab ihm jetzt wieder Kraft. Er wollte sein Weib in die Arme schließen und sie um Verzeihung anflehen. Er wollte für sie arbeiten; sie verstand es besser als er, des Lebens Nöte abzuwehren, ihr konnte er vertrauen und ehrlich seine Schuld bekennen.

Als er heimkam, lag Agnes schon im Bett. Sie sah ihm in das fahle, erloschene Gesicht und hatte ein grenzenloses Erbarmen mit ihm, dem sie wohl in das Herz, aber nicht in die Seele sehen konnte. Sie hatte Kathi an seiner Brust hängen gesehen, sah sie knien und hörte ihr Silberlachen. Gewisses konnte sie sich nicht zusammenreimen. Nach Dürers Flucht war sie entsetzt in die Küche gelaufen, aber Kathi lief ihr nach und machte ihr eine Szene, daß sie ihren Mann zu Knechtarbeiten zwingen, ihm die schöne Seele verderben und die deutsche Kunst um einen Helden bringen wolle, der Albrecht unstreitig sein würde, wenn ihm die Freiheit bliebe. So hatte Frau Agnes nur das Gefühl, daß sich ihr Mann bei der Fürlegerin beklagte. Und das war ihr leid, denn nichts lag ihr ferner, als ihrem Albrecht im Wege zu stehen; im Gegenteil: sie wollte ihm helfen, ihn aufraffen zu frucht-

bringenden Arbeiten; denn ihr war der Geist in der Kunst fremd, für sie war die Kunst nur ein Handwerk.

„Bist lang fortgeblieben, Albrecht", sagte sie zaghaft. „Dein Essen steht auf dem Tisch, wirst Hunger haben."

Er sah sie verwundert an, er hatte eine Strafpredigt von ihr erwartet.

„Wenn du es nit gerne siehst, so lass' ich halt die Marktbuden", fuhr sie fort. „Ich hab's ja so gut gemeint. Albrecht, du sollst tun, was du willst! Ich mag dir doch nit im Weg stehen! Bleib' ich halt in meiner Küche, wo mein Platz ist!"

Er hätte aufschluchzen mögen, so ergreifend trafen ihn diese milden Worte. Ruhig und ängstlich sprach sie weiter: „Die Kathi hat mir's deutsch gesagt, daß ich dich bei den antikischen Studien nit hindern soll, die braucht ein Maler, wenn er ein gutes Bild machen will. So glaub' ich's jetzt! Aber ich mein', daß dir das Heidentum dein Innerstes krank macht. Bist ja ganz in dir zerfallen, schaust aus, als hätten dich die Teufel gezaust. Mußt dem Wilibald nit alles glauben! Es könnt' dir sonst auch so gehn wie der armen Vanna!"

„Agnes!" schrie Dürer auf. Diese Güte, diese Herzensnot ertrug er nicht länger: „Agnes! Das sagst du mir? Ja, weißt du denn nit, daß ich schlecht war? Falsch und ungetreu? Daß ich selbstisch nur an mich dachte? Du hättest das Recht gehabt, mich zu strafen, wie man ein Kind straft, das die Mutter hintergeht! Wenn du's nit tust, muß ich mich selber anklagen: ich hab' die Kathi geküßt!" Er wartete nun auf einen unerhörten Zorn. Sie aber kroch aus dem Bett, in ihrem weißen Hemdlein trippelte sie auf ihn zu, schlang ihre Arme um seinen Hals und küßte ihn. „Albrecht, du Bester!" rief sie lustig. „Also das war's, was dich so jäh aus dem Hause trieb? Das ist's, was dich so zerrissen hat? Das böse Gewissen hat dich also gezaust?"

„Ja, sag' mir Agnes, wie kannst du das so leicht nehmen? Ist denn das nit schlimm genug?"

„Schlimm wär's nur, wenn du mir's verschwiegen hättest. Siehst du nit, wie ich lache? Die Kathi, der Flederwisch, kann dich ja gar nit so sehr lieb haben wie ich. Küßt sie dich, so ist es nit so traurig. Sie hat ja gelacht dabei. Ihr Herzl ist ein Brunnen, da plumpst so manch einer hinein. Ihre Sitte ist ein Sieb, da beutelt sie alles durch. So herzinnig küssen kann sie dich ja niemalen, wie ich dich küssen kann. Und ich selber war schuld, daß ich dich so verängstigt hab'; das hat der Weibsteufel gleich ausgenutzt. Ja, meinen Albrecht küssen, das wär' ihr schon recht. Jetzt hab' ich eine Heimzahlung für ihre Predigt, sie soll sich nur freuen!"

Weiberlogik, dachte Dürer aufatmend. Alle Last war ihm aus der Seele gesunken, sein Gewissen wurde wieder leicht und frei. Er nahm sich vor, Agnes an seine Seite emporzuheben, zu belehren und sie in seine Seele schauen zu lassen. Jetzt wollte er schaffen für ihren Geschäftseifer und nur hin und wieder seine Künstlersehnsucht in das Traumland führen.

Monate verstrichen in rastloser Tätigkeit. Dürer hatte eine Anzahl Kupferstiche und Holzschnitte fertiggebracht, und Frau Agnes verkaufte sie auf dem Markte. Es floß Geld in die Truhe, und in zufriedener Beschaulichkeit lebte das Ehepaar bescheiden dahin. Die „Apokalypse" war beinahe fertig, Hieronymus schnitt an dem letzten Holzstöckel. Dürer hatte ein Konterfei des Kurfürsten von Sachsen, Friedrichs des Weisen, gemalt, das ihn in hohes Ansehen bei dem kunstverständigen Fürsten brachte, der in Nürnberg weilte und dem jungen Meister zu einer Zeichnung saß. Einige Frauen- und Männerbildnisse und Heiligenbilder brachten ihm guten Gewinn, und nun saß er wieder über Arbeiten, die ihm mehr Freude bereiteten. Er zeichnete das „Männerbad" auf ein Holzstöckel; bei dieser Arbeit vertiefte er sich in anatomische Studien. Die Gestalten der Badenden, in einem engen Wassertümpel zusammengedrängt, stellte er in bewegter Nacktheit dar,

dabei grübelte er, in seine Kümmernis versponnen: „Alles ist so enge um mich und so dürftig, alles ist so kleinlich und so arm. Aus Gemeinem ist der Mensch gemacht, sein Wille ist ein Vogel im Käfig. Wie lange werd' ich brauchen, ehe sich mein Geist wieder freimacht. Alles Schöne aus Wilibalds „Griechenland" ist mir wieder ferne gerückt und fremd geworden. Ein Mensch kann noch soviel Kunst in sich haben, er bleibt doch nur ein armes Geschöpf, das in der Niederlage des Lebens seufzt und stöhnt. Das Geld, das schnöde Geld ist die Freiheit. In Gesichten, die mir eine unbestimmte Begierde vorgaukeln, muß ich das Sündhafte sehen, so will ich auch einmal das Weib, das mir in meine Stille gegriffen hat, als Sünde darstellen."

Er dachte darüber nach, wie er sich durch seine Kunst an Kathi Fürlegerin, die ihn so aus seiner Ruhe gebracht hatte, rächen könnte. Er wollte sie als bösen Dämon, als Hexe, als Gauklerin darstellen, aber in all diesen Gestalten sah er das Schönheitsgefühl Platos verletzt. Je mehr er nach Rache sann, desto demütiger sah er im Geiste Kathis Gesicht vor sich und hörte sie sprechen, so ergreifend, rührend: „Und ich bin die Magdalena, möchte alle Lust von mir werfen, mein Lachen und Singen, Euch die Füße mit meinen Tränen waschen und mit meinen Haaren trocknen, damit Ihr mich würdiget, Euch nachzufolgen bis hinauf auf Euer Golgatha." Und plötzlich sah er sie im Geiste so: Mit aufgelöstem Haar stand sie auf einem Felsblock, hinter ihr die weite, weite Landschaft ins Helle getaucht: See und Gestade. Sie trug das reiche Gewand der galiläischen Jüdin aus Magdala, der schönen Hetäre, die ihre Gunst nie an die reichen Römer verkaufte, die sie den Jünglingen verschenkte, die ihrer Schönheit huldigten. Er hörte ihr Lachen der Lust. Mit mahnenden Heilandsaugen sah er sie an. Da warf sie ihr Gewand ab, dem Heiland zu Füßen sinkend, um ihm die niederen Dienste zu tun. Und in ihrer großen Demut heiligte sie ihre Schönheit; eine Gloriole umstrahlte ihr Haupt, und Eng-

lein hoben sie empor aus den Felsen der Einsamkeit, empor in reine, himmlische Höhen zu Christus.

In Dürer wurde der Geist lebendig. Er entwarf das Bild mit raschen Kohlestrichen; wo ihm die Form nicht gelingen wollte, dort verbesserte er sie nach der Zeichnung, die er von Vanna entworfen hatte. Der nackte Leib schwebte empor, getragen von hebenden Engeln, und all die lebensvolle Üppigkeit Kathis wuchs lüstern in die schöne Gestalt hinein. Im großen Zuge gelang ihm der Aufriß, das Gesicht trug die Ähnlichkeit Kathis, wie er sie in jener Dämmerstunde beim Fenster sah. Als er den Entwurf fertig hatte, erschrak er über seine Kühnheit, Kathi in voller Nacktheit darzustellen. Was würde Agnes dazu sagen?

Er barg die Zeichnung im Schrein und machte sich daran, mit dem „Leben unserer Fraue" zu beginnen. Er hatte Agnes versprochen, die Legende der heiligen Maria in einer Holzschnittfolge zu illustrieren. Sie sollte das Marienleben umfassen von Joachim angefangen bis zu Marias Himmelfahrt und Verklärung. Davon versprach sich Frau Agnes reichen Gewinn. Er hatte schon viele Skizzen entworfen und wollte zu ihrer Freude das ruhesamste Bild „Die Ruhe auf der Flucht nach Ägypten" zuerst ausführen. Stundenlang saß er über der Arbeit, die ihn so erfüllte, daß er auf die Magdalena ganz vergaß. Als es zu dämmern begann, besann er sich darauf, holte die Zeichnung aus dem Schrein und vertiefte sich kritisch in die Arbeit.

Er bemerkte nicht, daß Agnes schon eine Weile hinter ihm stand und verwundert das Bild besah. Endlich rief sie lachend:

„Das ist wahrhaftig die Fürleger-Kathi, die du da als heilige Magdalena aufgerissen hast? Albrecht, du bist arg rachsüchtig. So nackend und so arm hast du das lustige Ding hingestellt. So strafst du sie für den Mutwillen? Da wird sie sich schämen müssen, wenn sie das sieht!"

Dürer war erst erschrocken, dann mußte er über die

Naivität seines Weibes lachen. Also hatte er sich doch gerächt an der Verführerin? Und Plato hatte ihm nichts vorzuwerfen. Er nahm sein Weib an der Hand und sagte:

Nimm's nach dem Sinn. Rache soll's nit sein. Hat sie mir so in meine Stille hineingegriffen mit ihrem begehrlichen Tasten, will ich ihr auch zeigen, daß ich boshaft sein kann. Ich mußte mir meine Angst vor der Sünde vom Gewissen losstricheln, jetzt hab' ich wieder meinen Frieden. Und da schau' dir das andere Bildl an, das ist für dich. Das hab' ich dir versprochen. Ich will die Gnadenmutter als Frau in unsere Zeit stellen. Geht sie nit stündlich um uns herum als liebes Vorbild für der Frauen Tugend und Reinheit? In jede Hütte der Armen bringt sie himmlischen Trost als Mutter aller Mütter. So soll sich ihr heiliges Erleben auch in unseren Kammern, wo die Armut hauset, erfüllen, daß sie als Symbol der Mütter sicherer unter uns sei. Merkst du den Sinn?"

Frau Agnes umschlang gerührt Dürers Hals, und ihre Augen sahen ihn dankerfüllt an. „Und daß du der heiligen Mutter die Ähnlichkeit nach meinem Gesicht gibst, das macht mich gar stolz, und ich bin doch keine Mutter noch. Aber schau', könntest ein paar Englein hinmalen, die die Wiege der heiligen Maria schaukeln, der Gnadenmutter ein Blumenstöckl darreichen und ihr die Spindel halten. Und dem heiligen Joseph könnten auch ein paar Pausengerln helfen die Späne auflesen, die er von dem Holzstamm hackt. Holdselig könnten sie um ihn herum spielen. Recht viel Englein male du, eher eines mehr — vielleicht erbarmt sich dann die heilige Mutter Gottes und schickt uns auch so ein liebes, süßes Englein. Ich weiß, du hast Verlangen danach!"

Dürer zog seine Agnes zu sich auf den Schoß und küßte sie gerührt. Mit flinken Strichen zeichnete er eine Menge Englein und Maria und Joseph herum, die dem Bilde ein sinniges Leben gaben. Frau Agnes jubelte.

„Bist doch ein Hexenmeister, Albrecht; aus deiner Hand springen die Englein so flink hervor, so hold-

selig — und aus meinem Schoß", klagte sie leise in ihrer Sehnsucht, „will keines zum Leben kommen!"

Traurig senkte sie ihren Kopf auf seine Schulter, und Tränen perlten aus ihren Augen. Dürer küßte diese weg und sagte herzinnig:

„Mußt nit weinen, Liebste! Die Mutter Gottes wird uns den stillen Wunsch schon erfüllen, wenn sie die vielen Engel auf dem Bilde sieht. Haben wir nit Sorgen und Not genug? Möchtest du dir noch mehr aufhalsen? Freilich, deine fleißigen Hände würden alles schaffen! — So, jetzt will ich die anderen Bilder zeichnen, daß der Hieronymus Arbeit habe. Der Hans Schäufelein will auch schon Stöckeln schneiden, da muß ich mich tummeln. Am End' kommt gar bald eine Bestellung für eine Altartafel, und so Gott will, verkaufst du auf der Frankfurter Messe recht viele Stiche und die Bücher der ‚Apokalypse'. So soll halt der Segen Gottes in meine Werkstatt einkehren, daß bald alle Not ein Ende hat."

Meister Albrecht ließ Frau Agnes von seinen Knien los, und sie lief verwirrt von so vielen Verheißungen in ihre Küche. Lange stand Dürer beim Fenster und trommelte auf den runden Lochscheiben, dann seufzte er und murmelte vor sich hin: „So werd' ich halt noch zu ‚Unserer Frauen Leben' eine ‚große Passion' aufreißen, daß mein' Agnes genug Kunstware für den Markt hat. Einmal wird's ja besser werden, dann will ich wieder in mein ‚Griechenland' ziehen, an die Sonne!"

In diesen Tagen feierte Katharina Fürlegerin Hochzeit mit dem alten, reichen Gewürzkrämer Thomas Gärtner, der ein lachendes Weib haben wollte. Dürer hatte sie lange Zeit nicht gesehen, denn er war in seinen Arbeitseifer vergraben. Seine „inneren Gestalten" wurden lebendig. Kupferplatten und Holzstöckeln mehrten sich, große Stöße Kunstware lagen bereit, und Frau Agnes betrieb einen schwunghaften Handel damit. Sie wog nicht den Geist der Schöpfungen ihres Mannes im Wertumsatz

auf den Märkten, sie war eine Frau ihrer Zeit und bewertete solche Arbeiten höher, die besseren Absatz fanden. Die lieben, simplen Bürgersleute hatten kein Gefallen an den Göttern der Heiden, sie kauften nur die schlichten Marienbilder, und das Martertum Christi war ihnen der höchste Inbegriff der Kunst. So entfernte sich immer weiter Seele von Seele bei dem Dürerischen Ehepaare. Die resolute Frau machte kein Hehl daraus, wie das Volk über Meister Albrechts Suchen nach der Schönheit redete, sie stimmte den Armen im Geiste bei, und so konnte sie ihr Mann nicht emporziehen zu sich, nicht teilhaben lassen an seinem Innenleben, es blieb ihr fremd. Sie lebte in werktätiger Lebendigkeit und in aufopfernder Liebe neben ihrem Manne, und der Grübler und Feuergeist vereinsamte immer mehr. Alle Wirtschaftssorgen nahm sie ihm aus den Händen und sparte und arbeitete Tag und Nacht.

Wollte Albrecht eine Stunde die Sonne sehen, ging er in Wilibalds „Griechenland", wie er dessen Studierstube nannte. Dort fand sein Geist Trost und Nahrung. Der gelehrte Freund erlahmte nicht, der Gedankenwelt Dürers neue Gebiete der Wissenschaft zu erschließen, er machte ihn mit der Himmelswelt Uranias bekannt, wies ihm Wege, die in den Kosmos führten, und klärte ihn über das Entstehen der Welt und ihre Ordnung auf. In Dürer versank vor dem gewaltigen Schöpfungswerke allmählich der biblische Begriff über die Erschaffung der Erde und der Menschen; er verlor die Vorstellung von dem Gott, wie ihn die Kirche darstellte, und begann, Welträtseln nachzugrübeln, die ihm ein ungeheures Denkfeld erschlossen. Dr. Pirkheimer klärte ihn vorsichtig auf, denn er empfand, daß ein religiöser Umschwung Dürer aus dem Geleise bringen könne. Ihm galt es viel mehr, dem Freunde eine geistige Umschau zu schaffen, die ihm in der Tretmühle seiner Tagesarbeit größere Freiheit des Denkens bieten sollte.

So floß die Zeit dahin, und es kam der Tag, an dem Dürer seine „Apokalypsis cum figuris" in lateinischer

und deutscher Textausgabe, mit fünfzehn großen Folioholzschnitten ausgestattet, in den Handel brachte. Und das war ein Ereignis in den Kreisen der Humanisten und eine Genugtuung für den jungen Dürer, der es wagte, kühn und unbeirrt von der Kleinlichkeit seiner Umgebung, dieses erste, ernste, künstlerisch empfundene Meisterwerk zu vollenden, das wie ein Feuerbrand in die Stimmung der Zeit fallen solle.

Die erregten Gemüter der Frommen, von den Humanisten, die von Papst und Pfaffentum abfielen, aufgemuntert, vertieften sich mit besonderer Vorliebe in die Offenbarungen Johannis, in denen sie den geheimnisvollen Weisagungen des Evangelisten entgegenharrten. So bot Dürers Werk, von starkem Schaffensgeist durchdrungen, die Gesichte des Sehers in reicher Phantasie erfassend, ein weites Feld unerschöpflicher, religiöser Eingaben und Deutungen, wie sie so künstlerisch ausgedrückt vordem noch nicht gesehen wurden. Dürers „Apokalypse" war nicht nur die Mahnung zu einer reineren Religion, sie war auch eine neue Offenbarung der Kunst; ein Neues, wie es in dieser Zeit noch nicht geahnt und bestanden hatte. Sie war der Wendepunkt in der Geschichte des Holzschnittes, die erste reife Technik, die in geschlossener Strichlage Licht und Schatten malerisch zur Geltung brachte, so daß die Illuminierung überflüssig wurde und die Kraft der Zeichnung plastisch hervortrat. Diese erste Großtat des jungen Meisters begründete seinen Ruhm, erlöste ihn von dem erniedrigenden Gefühl des Handwerkertumes und wies ihm den Rang des Künstlers an. Diese Würdigung erfuhr Dürer zuerst aus dem Munde Dr. Schedels, der das fertige Werk bei Koberger sah.

Lange stand Meister Albrecht in seiner Stube und blätterte das Foliowerk durch. Es kam ihm jetzt, da es fertig vor ihm lag, da es aus dem Grübeln seines Geistes gesprungen war, als ein Neues vor. Seine Seele war in eine Atempause geraten. Was sie so lange intensiv belebte, war aus ihr herausgetreten. Er fühlte ihre Ver-

Zeichnung zur „Grablegung" für „Die große Passion". 1498.
(Auf grünem Tonpapier getuscht mit erhöhten Lichtern.)

Himmelfahrt der Magdalena.
(Holzschnitt. 1500.)

lassenheit, und wie eine Mutter ihr neugeborenes Kind besieht, so besah er sein Werk als neues Wesen, das nun ins Leben treten sollte. Es war ein stummer, gefühlvoller Abschied von dem Schöpfergeiste, der ihn während der langen Arbeit so ganz erfüllt hatte; jetzt sollte es sich erweisen, ob seine Kraft ausreiche, der deutschen Kunst ein neues Mäntlein umzuhängen.

An seine Brust gepreßt, trug er den Folianten zu seinen Eltern hinunter in die Stube. Es war für ihn ein freudenvolles Erlösen aus aller Bangigkeit und Zweifelsucht, die diese Arbeit begleitete. Der Vater hatte jetzt erst den richtigen Überblick über das Geschaffene. In geschlossener Form übte das Werk einen mächtigen Eindruck auf ihn aus. Gerührt und in seinem Vaterstolz gehoben, zog der alte Dürer seinen Sohn in die Arme und sprach feierlich:

„Was du geschaffen hast, ist ein Wegweiser für die kommende Zeit, für die bessere, so Gott es will! Durch die Bilder geht der himmlische Geist, der es wohl imstande ist, den Antichristen zu bekämpfen. Du hast in deiner Knabenzeit den Offenbarungen Johannis schon nachgegrübelt, und deine Wanderjahre haben dir den Geist dazu gereift. Jetzt hast du es als Meister erwiesen, daß unser Bangen um deine Zukunft sinnlos war, jetzt wirst du den Weg finden, der dich emporführt zum Ruhme. So mögen deine himmlischen Streiter in ihrem gerechten Zorn über das Wesen des Antichristen auch den Antichrist der deutschen Kunst niederreiten. Ich will's dem lieben Gott danken, daß er mich noch hat am Abend meines Lebens eine so herzstarke Freude an meinem Sohne erleben lassen!"

Die Mutter wischte immer wieder die Tränen aus ihren Kummeraugen, griff nach der Hand von Frau Agnes und schluchzte:

„Und den Albrecht haben wir einen Träumer geheißen. Jetzt siehst du, was er vermag, meine liebe Agnes. Aus der Not wächst allezeit noch ein Baum, der fruchten kann!"

Agnes sah verlegen ihren Mann an; da sie ihn mild lächeln sah, sagte sie, um der Rührung ein Ende zu bereiten: „Alles ist schön und wahr, ob aber auch die Leute die ‚Apokalypse' so kaufen werden wie die ‚heilige Familie' mit den drei putzigen Hasen', das ist die andere Frage. Mit der Kunst ist's wie mit der Bäckerware, wenige kaufen die teuren Stollen, alle kaufen das billige Brot. Gelt, Albrecht, gibst mir recht?"

Lächelnd ließ Albrecht den Handelseifer seiner Eheliebsten gelten, sagte aber, gleich wieder ernst werdend: „Mit der Kunst mag's doch anders sein, mein' Agnes! Die ist so wie das Weib: Hat man eins, so soll man nimmer nach anderen suchen; hat man keins, da ist das Suchen ein langes Prüfen. Und manchmal kann's sein, daß ein Ehemann ein Weib hat und in anderen suchen muß, was er in seinem nit finden kann. Nimm's nach dem Sinn, mein' Agnes, anders könnt' ich dir's nit deuten."

Sie sah ihn groß an, verstand ihn aber nicht. Weil der Vater lachte, so lachte sie mit.

Der ungestüme kleine Bruder Hans stürmte, auf einem Stecken reitend, in die Stube und schrie wie beim Zahnbrecher: „Ein fremder Herr hat mir mein Rößlein aufgehalten, und zwei Ratsherrn haben mich verlacht. Vater, ich leid's nit. Verhau' ihn du, ich kann ihn nit bezwingen. Sie sind über die Stiege hinauf!"

Frau Agnes lief flink hinaus, zu erspähen, wer die Herren seien. In freudiger Erwartung, sie könnten für Albrecht einen Auftrag bringen, rief sie in die Stube zurück: „Komm flink, Liebster, der Ehrbare Herr Stephan Paumgärtner und ein welscher Herr sind mit dem Doktor Pirkheimer in deine Werkstatt hinauf. Wirst sehn, jetzt bringt dir einer den Auftrag zu einer Altartafel gar. Das Glück zieht ein, nimm mich mit!"

Dürer eilte davon, Agnes lief ihm nach, ihre Schürze glättend. Hand in Hand traten sie in die Werkstatt, in der Wilibald und Paumgärtner bei einem vornehm gekleideten Fremden am Fenster standen. Sie waren in ein

lebhaftes Gespräch versponnen, der Fremde gestikulierte temperamentvoll mit seinen Händen, und hurtige lateinische Sätze galoppierten dahin, als müßten sie eine schwere Sache verteidigen. Als Dürer und Agnes eintraten, kam ihnen der Fremde in freudiger Erregung entgegen, breitete seine Arme aus und rief:

„Maestro Alberto! Erkennt Ihr mich noch?" Nicht lange forschten Dürers klarblickende Augen in den Zügen des Mannes, der ihm beide Hände hinhielt, in freudiger Überraschung umklammerte er die dargereichten Hände und rief:

„Barbari, Jacopo de' Barbari! Ja, wie kommt denn Ihr aus Venedig nach Nürenberg?"

„Durch Kaiser Maximilians Gnade, auf einem flinken Roß, ich bin der heißen Sonne entflohen und suche im Norden Kühlung", lachte Barbari, der sich nun vor Frau Agnes in lebhafter Kavaliermanier verneigte und frug: „Ist das Eure Eheliebste?" Als Dürer bejahend seine Frau vorstellte, sagte Barbari in gebrochenem Deutsch: „Hab' Euren Herrn in Mantua kennengelernt, in seiner Angst vor den toten Göttern und vor der Leiche des Juden. Könnt stolz sein auf den Meister, er hat es weitergebracht denn ich!"

„Bin ich auch!" bestätigte sie errötend und machte ihren Knicks vor den Herren. „Ich dank's Gott, daß mein Albrecht damals vor den Götterleichen ist davongelaufen, sonst hätt' er gar noch den Verstand verloren! So Ihr ihn aber wieder zu dem sündhaften Heidentum verleiten kommt, wär's besser, Eurem Rößlein einen anderen Weg zu weisen. Wir haben in Nürnberg schon einen, der mit seinem narrischen ‚Griechenland' den lieben Albrecht beirrt." Schelmisch blinzelte sie den lachenden Wilibald an: „So! Und jetzt bring' ich die ‚Apokalypse'. Die Herren sollen die ersten sein, die das teure Buch kaufen!"

Hurtig wirbelte die Eifrige davon, und die Herren wußten nicht, sollten sie sich ärgern oder lachen über die

allzu spitzige Rede der Dürerin. Albrecht sah stillvergnügt Barbari an und sagte in ehrlicher Überzeugung:

„Sie ist mein Faktor, nehmt ihr die Rede nit übel. Dieweil ich im Traumland hause und mich in meine Sache verspinn', sorgt sie tüchtig dafür, daß mein Hausstand gut bestehe. Wie ich einmal, hat sie im Unverstand vor dem Heidentum Angst. Im Deutschen Reiche herrscht große Finsternis und Aberglauben. Wie in einen Mauerring eingekerkert ist mein Geist, jedes Hervorragen aus dem Alten wird als Ketzerei angesehen und beschrien. Da haben auch die Götter Angst vor dem Tumult und müssen sich verkriechen. Und meine Eheliebste ist ein frommes Weib, ihr Wachen über mein Seelenheil ist ihr zur Pflicht geworden!" Barbari seufzte tief auf, mit wehmütigem Blicke sah er Dürer an:

„Eure Eheliebste ist ein kluges Weib, folgt ihr nur, sie sieht in die Zeit, wir möchten sie sonst vergessen. Auch bei uns in Welschland ist's nicht besser. Wie dazumal von den Galiläern, wird die Kunst heut wieder gemordet. Savonarola hat alle Götterbilder und die kostbarsten Bücher antikischer Weisheit in Florenz verbrannt!"

Dürer ahnte nicht, was der fanatische Prior von San Marco angerichtet hatte, er sah gleichmütig Barbari an. Lächelnd sagte er:

„Hat schon damals der Savonarola seine Prediger nach Mantua geschickt. Ich denk' eines Helden, der wider den Kunst- und Schönheitsatheisten am Marktplatz sein Wortschwert erhob, und den das Volk gesteinigt hat. Hat's nit geholfen, Jacopo? Und hat der Mantegna nichts tun können gegen den Unverstand der Pfaffen?"

„Nichts!" sagte traurig Barbari, der seine Hände über der Brust kreuzte und im steigernden Pathos fortfuhr: „Selbst Leonardo hat ruhig zusehen müssen, wie sie sein schönstes Werk, die ‚Leda mit dem Schwan', verbrannt haben. Domenico Ghirlandajo hat das Volk in Florenz schon vor Jahren mit seinen Chorfresken in der Kirche Santa Maria Novella aufgewiegelt gegen die

Malerei. Die üppigsten Gentildonne und Kurtisanen der Republik hat er modisch gekleidet unter die Heiligen an die Kirchenwände gemalt, so daß jeder sie erkannte und beim Namen nannte. Das empörte die Priester, Savonarola wollte die Fresken übertünchen lassen und predigte, daß Figuren, die in die Kirchen gemalt werden, dem Volke Götter seien. Male man Kurtisanen an die Chorwände, wie solle da das Volk den Glauben deuten, wenn es in den Heiligen oder in der Madonna unzüchtige Buhldirnen oder eitle Edelfrauen erkenne? Er schrie von allen Kanzeln: ‚Ihr christlichen Maler, zerstöret eure unchristlichen Werke, daß durch die Malerei unzüchtiger, nackter Weiber die unschuldigen Kinder nicht verdorben werden! Gott wird allen Prunk der Eitelkeit und Sinnenlust in seinem Zorn vernichten! Was stellt ihr die heilige Magd des Herrn in prunkender Hoffart in reiche Paläste, angetan mit Brokat und fürstlichem Geschmeide? Sie war die Mutter des Heilands, trug das Gewand der Armen, sie war das einfache Weib des Zimmermanns Joseph. Übertünchet eure gotteslästerlichen Buhlinnenbilder, streuet Asche auf euer Haupt, ihr Maler und du Volk von Florenz! Ich sage euch, Gottes Strafgericht wird über euch kommen!‘ — So schrie der Mönch, und die Maler lieferten ihm ihre Bilder aus, das Volk streute Asche auf das Haupt und winselte: Misericordiam!“

Dürers Augen irrten nach der Tür, ob Frau Agnes nicht dort stehe und lausche. Eine plötzliche Angst befiel ihn. Pirkheimer schnaufte wie ein wunder Löwe, er sah die Angst in Dürer wühlen, mit zornigem Blinzeln wies er dem Sprecher, zu schweigen, reckte seine Hand nach Dürer hin und rief:

„Ängstiget mir den Meister Albrecht nit, Jacopo. Seht Ihr denn nit, wie er sich schreckt? Der fanatische Mönch, der im religiösen Delirium seinen Ehrgeiz übertüncht, um die Herrschaft der Republik an sich zu reißen; der mit den Zeloten Unzucht treibt und Christus als Regent über Florenz ausruft, damit er als sein Stellver-

treter das Ansehen gewinne, um Papst zu werden, gehört ins Narrenhaus! Ein Verächter der Schönheit, ein Schänder der Kultur, ein Leugner der Wissenschaft und Verderber des Staates gehört auf den Scheiterhaufen! Fluch über Savonarola, der Menschengeist und Menschentum verdunkeln will, der die Freiheit vorgibt, um Macht zu haben über ein verdummtes Volk!"

Bedächtig lächelnd über den Feuergeist, der seine Gestalt aufreckte, um den zornigen Worten größere Bedeutung zu geben, legte der ehrbare Rat Paumgärtner seine Hand auf Pirkheimers Schulter und sprach:

„Beruhiget Euch, hochweiser Herr Doktor! Es ist nur ein Verschieben der Begriffe, da und dort. Wo sich ein Emporheben zur Schönheit oder zur Größe zeigt, das will immer nur der vernichten, der es fürchtet. Savonarola ist kein Priester des Herrn, er ist ein wilder Kondottiere, ein herrischer Diktator. Er ist ein Feigling und hat sich vor der Feuerprobe gefürchtet. Imhoff, der mit Meister Barbari von Welschland kam, hat mir's berichtet. Der Zelot, der jetzt eine aufsteigende Woge ist, wird sich zerschlagen an den Klippen seiner eigenen Härte. Das zurückströmende Meer der Zeit wird ihn fortspülen. Aus seiner Verwesung wird ein neues Leben aufsteigen, freier und prunkvoller als das, was er vernichtet hat."

Traurig stand Barbari, an den Tisch gestützt, seine Augen flackerten unruhig.

„Ihr sprecht weise, wie es einem ehrbaren Rat geziemt," sagte er, „die Politik wird Savonarolas Tat nicht berühren, aber die Kunst und die Wissenschaft sind schwer getroffen. Der Künstler, der in dem Meere der Zeit schwimmt, muß sinken, wenn ihn solch eine Woge fortschwemmt. Ich bin vor ihr geflohen. Florenz, die herrliche, lebenslustige Stadt, ist binnen wenigen Monden ein Grab geworden. Wie einst die Sintflut das blühende Leben, so ersäuft das dämonische Wesen dieses Mönches alles Edle und Schöne. Von der Heilsarmee der Kinderinquisitoren, die Savonarola unter dem Zeichen des Kreu-

zes aufgestellt hat als ‚reinen Schiedsspruch Gottes', sind die edelsten Werke antiker Kunst, die unersetzlichen Schriften griechischer und römischer Gelehrter aufgespürt und dem Scheiterhaufen überliefert worden. Keine Hand hat es verwehrt, ein böser Bann lag über Florenz. Und in der Platonischen Akademie, wo Homers und Virgils Geist die schönheitstrunkenen Seelen erfüllte, wird heut Bibel und Kirchengeschichte gelesen. Die Paläste sind leer, alle Freuden sind erstickt in Angst und Grauen, die vornehmsten Damen bestreuen ihr Haupt mit Asche, kein frohes Lied erklingt, nur Bußpsalmen werden in lauten Prozessionen gesungen. Die Künstler vernichten die Schönheit in ihren Werken und malen asketisch die Visionen und Fratzen der Pfaffen. Unser schönheitstrunkener Heide Piero di Cosimo malt anstatt seiner Venusbilder schauderhafte Gespenster und verquälte Madonnen in religiöser Büßerverzückung. In Sandro Botticellis Werkstatt steht die Verzweiflung an der Staffelei, wie sie Savonarola predigt. Timete Deum! Der große Scheiterhaufen des verfluchten Mönches verschlang mit dem irdischen Tand auch unsere Freude am Schaffen. Männer wie Leonardo da Vinci blieben stumm und ertrugen die Vernichtung ihrer Werke wie Sklaven des Irrsinns. Nur der Papst, der die Macht des Mönches fürchtet und dessen Untergang betreibt, schleudert über ihn den Kirchenbann!"

„Eine Waffe der Ohnmacht, ein Bannstrahl für Schüchterne!" schrie im empörten Groll Pirkheimer. „Was vermag der Fluch eines Belasteten, eines Blutschänders, eines Verdammten? Die Welt lacht über die Ohnmacht des lasterhaften Borgia. Aus diesem Medusahaupte kriechen die Würmer, die unsere Religion, unsere Kultur zernagen. Eure ‚Apokalypse', Albrecht, wird an die Seelenpforten der Verworfenen pochen! Ihr habt sie zur rechten Zeit ausgehen lassen. Einen wird die bewegte See aufheben als mächtigere Woge, und die wird über Zelotentum und Pfaffenbrut hinwegrasen, wie Eure Reiter! Dieser *eine* wird sein Schwert erheben, wie Ihr

den Silberstift, aber da wird Volksblut fließen! Die Reform der Kirche muß kommen, so geht's nit weiter mehr, ich sehe es voraus."

In Dürers Seele kauerte die Kümmernis, sie machte ihm bange, all sein Halt wankte, er sah in der Zukunft neue „Götterleichen" wanken, die ein Buttadeus mit seinen Steinplatten zertrümmerte. Verzagt sagte er:

„Arme deutsche Kunst! Wie sollst du dein grau Gewand und deine Ketten ablegen, wenn sie deine Würde mißachten! Durch alle Pfützen mußt du schreiten, und die Sonne bleibt dir kalt. Wie mußt du frieren! Und ich wollt' meiner deutschen Kunst ein Mäntlein nähen, daß sie sich erwärme!"

Gerührt über die tieftraurige Ergebenheit Dürers in den Schicksalswillen, trat Paumgärtner auf ihn zu und streckte ihm die Hand entgegen; wie zu einem Bruder sprach er tröstend:

„Verzaget nit, lieber Meister, gerade Ihr müßt aufrecht stehen, weil Euer Wort viele hören! Wir alle müssen frieren und leiden. Aus großem Leid wächst nur die große Tat! Der ewige Adel ist der, der aus dem Leid das Befreiende erzwingt! Näht immerhin der deutschen Kunst ein Mäntlein, ich will dazu ein Stück Tuch stiften. Laßt Eure Kümmernis fahren und malet für die Katharinenkirche eine Altartafel. Ich weiß, Ihr werdet keine Buhlinnen in den Heiligengestalten konterfeien. Ihr brauchet keinen Savonarola zu fürchten! Malt in die Mitte die ‚Geburt Christi' und auf die Seitenflügel Sankt Georg und Sankt Eustachius, dazu könnt Ihr mich und meinen Bruder als Vorbilder nehmen, sintemalen wir den Altar stiften. Gebt Euren Fleiß zu Eurem frommen Sinn, das wird der deutschen Kunst zu einem Mäntlein verhelfen!"

Ein Aufleuchten in den Augen Dürers gab kund, daß die so rasche, von Frau Agnes vorgeahnte Erfüllung des geheimen Wunsches ihm den Kummer verscheuchte. Dankbar drückte er Paumgärtners Hand und wollte sprechen;

aber Frau Agnes flog wie ein Wiesel, schön aufgeputzt, mit drei Folianten am Arme, in die Werkstatt und rief:

„Item, die Kunst will leben, gestrenge Herren! Was nützet dem Maler aller Ruhm, wenn er dabei verhungert! Laßt mir meinen besten Mann am Leben, er will noch mehr solcher ‚Apokalypsen' ausgehen lassen!"

Diese schlichten Worte und Albrechts Freude lösten die Bangigkeit der Gemüter, die Herren lachten, Barbari griff zuerst nach einem Folianten und sagte zu Dürer:

„Ihr habt ein besser Weib als unsere Maler, Maestro Alberto! Hinstellen soll sich das Weib an die Seite des Mannes, und was diesem mangelt, das soll es ihm sein. Gäb's bei uns in Welschland solche Frauen wie die Eure, es wäre kein Savonarola aufgestanden, es hätte das Sittenlose nicht verbrannt werden müssen!"

Frau Agnes errötete hold, wischte sich die Hand an der Schürze und reichte sie Barbari; schelmisch sagte sie:

„Wie die welschen Weiber sind, das weiß ich nit, aber es ist eine Schand' für eine Frau, so sie den Mann zur Sünde treibt. Wenn Ihr mir meinen Albrecht nit wieder in den Hexenzauber lockt und ihm zuredet, daß er sich von den gottlosen Humanisten nit verführen läßt, dann, Meister Walch *), können wir zwei gute Freunde werden!"

So war es diesmal der schlichten Frau gelungen, den Ernst der Männer zu verscheuchen.

Eine mondhelle Nacht tauchte die Dächer Nürnbergs in silberne Gespinste. Auf der Burg ragte der Luginsland wie eine dräuende Gestalt kraftvoll und trotzig in den Sternenhimmel. Die roten Lichtfunken aus den Giebelhäusern schwammen durch die Silbernebel wie Glühwürmlein. Vom Spittlertor zum Lauferschlagturm, vom Neutor zum Frauentor spann der Mond seine Fäden. Wie flüssiges Silber umspielte die Pegnitz die Insel Schütt. Von den Kirchtürmen und Spitzgiebeln triefte der Mond-

*) Walch wurden damals die Italiener (Welsche) genannt.

nachtzauber in die Netze der Gassen und Gäßchen hinein, in denen die Menschen sonst lichtlos irrten.

Auf der Freiung, der ragenden Burg, standen, im Anblick vertieft, Dürer und Barbari. Die Wunder der Mondnacht stimmten sie ernst. Sie schwiegen lange, im Schauen versunken. Die geheimnisvollen Lichter und die gigantischen Schatten zitterten über die Wege ihres Denkens. Sie hatten sich als Freunde gefunden in dem Jahre, in dem Barbari in Nürnberg weilte, ihr Suchen ging der gleichen Schönheit zu, die sie in ihrer Formensprache ausdrückten. Am engsten verband die beiden Seelen der Geist der Proportionslehre. Jetzt nahte die Stunde, die Barbari aus Nürnberg zu Friedrich dem Weisen nach Wittenberg rief, es galt, zu scheiden und sich gegenseitig zu befragen über ihre Ziele. Barbari nahm die Hand Dürers und sagte:

„Nicht der lächelnde Segen Aphroditens, sondern die den Augen dargereichten Leidensmale Christi sind Euer Ziel, Maestro Alberto."

Dürer stand unbeweglich, weggewendet, im flimmernden Silberlicht, sein Mantel gab ihm ein behäbiges Aussehen.

„Ist es die Kunst, die uns die Wege leitet?" sagte er ernst. „Es wäre besser! Ich wollte die Augen schließen und in mich hineinsehen. So aber ist die Kunst von uns geführt. Wir führen sie irre! Gelehrtes, mit Zahlen bewiesenes Wissen und Wesen der Kunst mag der Meilenstein sein, auf dem der Wanderer ausruht. Unmittelbar und klar dem schauenden Wesen formen sich Gestalten, die kein Träumer greifen kann; das weiterzugeben in Klang, Farbe oder Form, wie es der Urquelle entspringt, ist die Kunst, die ich suche. Ihr habt recht! Es ist gewiß nit die lächelnde Aphrodite, es ist Christus, Christus, der Erlöser! Im stillen Schauen stehe ich in seinem Kirchenraume allein. Mein Gott! Mein Gott! Wie sehne ich mich nach der Sonne!"

Von dem Aufschrei gescheucht, schwirrten die Nacht-

vögel über die Mauern. Im Zickzack strich ihr Flug geisterhaft durch das spinnwebfeine Gestrahle des Mondes. Erschrocken hob Dürer die Hand auf. Die Bewegung des Armes bog sich im scharfen Umriß auf den Steinfliesen, wie eine mächtige Schlange, die eine schwarze Wolke über dem Monde in ihrem Schattenrachen verschlang.

„Ihr friert nach der Sonne, Maestro!" sagte Barbari ernst und lauernd. „Wer einmal Italiens farbige Glut geschaut, dem ist sie ewig begehrlich! In der antiken Vergangenheit reifte schon einmal die Kunst zur höchsten Vollendung. Ihr habet die verstümmelten Werke bei Mantegna gesehen, ich verstand die Angst, die Euch vertrieb. Wieviel Jahrhunderte schien es, als könnten sich die Bejaher der Lebensfreude nicht mehr befreien von dem Christenfluche. Und doch sind die Götter auferstanden aus ihren Gräbern, zum Ärger des fanatischen Savonarola, der nach ihnen die Fackel erhob, ehe ihn seine Widersacher verbrannten. Glaubet mir, Maestro, Savonarola ist der Rache der Götter erlegen, denn wehe dem Frevler, der sie schändet! Eros, Dionysos und Venus atmen wieder, gießen neue Lebenslust über die Welt und zünden unseren Herzen die Feuer der Festesfreuden an. Bei jedem Spatenstich, den wir in die Schollen der Vergangenheit stoßen, befreit sich eine Gestalt antiker Vollkommenheit mit den noch sichtbaren Malen gewalttätigen Mordens. Maestro Alberto, betet auch Ihr die Götter an! Sie träumen aus den Grüften unserer Sehnsucht jahrhundertelang im Todesschlafe dem befreienden Leben entgegen. Warum wollt Ihr im Büßergewand der Kulturgegner einhergehen? Ziehet die Toga der Freuden an, bekränzet Euer Lockenhaupt mit Rosen und lachet der Schönheit entgegen! Gehet nach Venedig, Eure Sehnsucht braucht Licht und Freude, hier seht Ihr den Moder im Keller der Finsternis!"

Dürer sah mit ängstlichen Blicken in das Flimmern der Mondstrahlen, ihm war, als schwebten aus den eilen-

den Wolken die Götter zur Erde, es schienen sich die Steinplatten am Burghof zu heben und Gestalt um Gestalt freizulassen aus den Grüften. Er stöhnte: „Freiheit! Wird auch mich die lastende Steinplatte befreien?“ Ängstlich sah er Barbari an, der ihn mit stolzen Blicken maß. Ihm war, als schaute der Welsche verächtlich über ihn hinweg. Und ein quälender Gedanke befiel den Meister. Meinte es Barbari ehrlich mit ihm? Hing er nicht auch an seinem Geiste, machte er nicht auch die Ideen des Deutschen für seine welsche, oberflächliche Kunst dienstbar? Bestahl er ihn nicht auch, so wie ihn Marc Antonio in Venedig bestahl, der seine Kupferstiche nachstach und vertrieb? War Barbaris Seele frei von Neid? Wollte er ihn nicht aus Deutschland entfernen, daß er allein hier Ruhm gewinne? Wolkenfetzen zogen höhnisch über den Mond, und die Finsternis scheuchte den Götterspuk. Dürer schüttelte das Lockenhaupt, seine Augen suchten die Augen Barbaris, ernst sagte er:

„Überall ist noch Finsternis. Die Götter nur suchen Sonne. Warum wollet Ihr mich ihnen nachschicken? Ist Euch meine Kunst zu gering oder zu gefährlich? Barbari, warum nehmt Ihr aus meinem Geiste? Meinen Apollo, meine Eva habt Ihr gemalt, als hättet Ihr sie auch ersonnen.“ Barbari erschrak.

„Haben wir sie nicht zusammen aufgerissen im Suchen nach den Maßen der Proportion? Warum seid Ihr so argwöhnisch?“ Dürer schwieg.

Barbari erkannte den Mißmut Dürers. Er war sich bewußt, daß er von des bescheidenen Meisters Früchten genossen hatte. Unter den Malern Venedigs konnte er sich nicht behaupten, er hatte keine Ideen, und beschämt von seinen geringen Erfolgen nahm er das Anerbieten Anton Kolbs an, der ihn Kaiser Maximilian anpries, auf daß er als sein Hofmaler nach Deutschland berufen werde. Hier wollte Barbari sich entfalten und zu Ruhm kommen. Aber hier stieß er auf Dürers Ernst und Genie. Wie war ihm dieser Meister im Wege, sein Scharfblick erkannte

sofort, daß er an ihm einen gefürchteten Rivalen hatte, den er irgendwie beseitigen mußte. Er wollte seine sensible Seele mit Verheißungen irre und ihn nach Venedig lüstern machen. So packte er Dürer vorerst an seiner schwächsten Seite, seiner Sehnsucht nach der Schönheit der Antike. So sehr ihn Dürers Vorwurf verdroß, gab er seine Intrige nicht auf. Überlegen lächelnd sagte er:

„Seid nicht geizig, Maestro. Ich meine es gut mit Euch. Euer Genie braucht Luft und Sonne wie eine Blume. Die Kunst steht über dem Leben! Will aber auch siegreich das Leben in sich haben. Wer nur von ihrer Heiligkeit spricht und nie an ihre Wunder glaubt, der ist schwach. Nur der ist stark, der in des Lebens Drang alle Fesseln zerbricht, der wie ein Sieger durchs Leben schreitet. Alberto, werdet stark!"

Der Beschwörer und der Lauscher standen sich gegenüber, Auge in Auge. Dürer mißtraute dem Welschen:

„Ihr seid frei! Warum gehet Ihr aus der Sonne? Warum verlanget Ihr nach den Engen allhier? Warum werfet Ihr nit die Toga um und umkränzet Euer Haupt mit Rosen? Warum seid Ihr nit in Venedig geblieben, Jacopo? Es mag ein Strömen im Menschenleben brausen, das sich nie befreien kann, das sich selbst die Schächte baut, um in der Finsternis zu schmachten. Ihr seid frei und strebet in die Enge, ich bin gebunden an Weib, Sippe und Heimat — mich schicket Ihr an die Sonne! Jacopo! Leben und Kunst trennen sich, wenn wir in dem einen oder der anderen Meister werden wollen!"

„Ihr sehet das Haupt der Meduſa! Sehet in das Antlitz der Schönheit, das fehlt Euch. Was ist Kunst ohne das Leben? Der Gelehrte, der in seinen Speichern des Wissens versinkt, der Dichter, der nur an die Gestalten, die er selbst zeugt, glaubt, der Künstler, der sich in seine Werkstatt vergräbt und das Leben flieht, sie alle erblicken nur die Verwesung ihrer totgeborenen Kinder. Kunst und Leben sind eins. Was Ihr erlebt, das soll auch in der Kunst weiterleben!"

Diese Worte verscheuchten den Argwohn Dürers. Er hatte ja auch nur in der Werkstatt geschaffen, sein Leben lag in Fesseln. Seine Ängste und Grübeleien ließen ihn nie frei werden. Wie sollte er die Schönheit verstehen lernen, wenn um ihn herum alles so frostig und häßlich war? Als löse sich die Steinplatte, die ihn drückte, schrie er auf:

„Ich will hinüber! Hinüber in die Sonne! Die Augen des Lebens will ich sehen, die Stimme der Freude will ich hören, will lachen und Schönheit trinken, berauscht und frei! Helfet mir, Maestro Jacopo!"

Siegesfreudig reckte sich Barbari empor. Aber er wurde überwältigt, als er die Augen Dürers leuchten sah in unirdischem Licht. Die schöne Gestalt Dürers wuchs wie die eines Gottes, und Barbari duckte sich unter dieser bezwingenden Hoheit. Er fühlte sich plötzlich klein und gering neben diesem Manne, der wie ein Bezwinger aufschrie. Kleinlaut sagte er:

„Ich soll Euch helfen! Maestro, ich bekenne, wie klein ich neben Euch bin; seit ich Euren Ruhm neidisch wachsen sehe, ist mir die Erkenntnis mitgewachsen, wie gering mein Können ist. Wir Welsche sind schwach, wenn wir sinken, unsere Stärke liegt im Steigen. Wer steigen kann, steigt hoch, alle anderen sind dann nur die Kreaturen, die mit List und Neid stehlen, was sie nicht besitzen. Verachtet mich, Maestro. Auch Euch war ich neidisch. Aber ich bin es nicht mehr, glaubet mir, ich bewundere Euch. Ihr seid ein Mann, der im Aufsteigen alle bezwingt, wie sollt' ich Euch helfen können? Aus der Sonne bin ich geflohen, im kalten Norden gedachte ich mir Ruhm zu finden, aber wer besteht neben Euch? Euer Geist ist Flamme!"

Dürer erwachte aus seiner Erregung. Die demütige Selbsterniedrigung des sonst so stolzen Venezianers rührte ihn, er schloß ihn in die Arme und sagte mit warmer Stimme, als spräche er zu einem Bruder:

„Wir sind alle gleich. Ein Königreich hätte ich ver-

schmäht, um Euer Wissen von der Proportion dafür einzutauschen. Auch ich war Euch neidisch, Jacopo. So müssen wir uns gegenseitig helfen. Das Leben mit seinen Lasten darf nit Meister werden über uns. Wir lieben beide die Sonne. Was den einen bedrückt, das will er meiden; wohin ihn seine Sehnsucht lockt, dort glaubt er an Erfüllung. Ihr werdet noch über alle siegen, die Ihr beneidet, Ihr seid frei!"

Lange verharrten die beiden Maler in tröstender Umarmung. Endlich riß sich Barbari los und sagte ernst:

„Im Unverstand bricht man rasch Brücken ab, die der reife Geist wieder mühsam aufbauen muß. Wer herüber ist, will hinüber und — umgekehrt! Bei uns wachsen aus dem üppigen Leben der Wärme Schwärmer der Schönheit auf, wie Giorgione, Raffael und Tizian, die schon als unreife Bäumchen goldene Früchte tragen. Im Schwelgen des Lebens und der Sinnentrunkenheit erglüht ihre Kunst zur schönsten Harmonie. Glaubet mir, in ihnen ruft die Sehnsucht nach Kühle und Frost, um stark zu werden! Ihr seid ein starker Baum im Norden und möchtet Eure Äste und Früchte in die Wärme hängen! Holt Euch die Sonne Venedigs auf Eure Palette und zeiget den Deutschen das Wunderbare! Die Deutschen sind arm und kennen hellenische Freiheit nicht. Sie finden keine Zukunft in ihr, weil sie keine Vergangenheit besitzen, die die Schönheit kultiviert hat. Die Deutschen jagten noch in Bärenfellen, als die Römer in seidener Toga rosenbekränzt in den Tempeln der Venus die Schönheit nicht mehr schön genug fanden."

„Die Schönheit!" stöhnte Dürer auf, „wer weiß es, wie sie ist? Die alten Deutschen kannten sie nicht, und die alten Römer suchten sie. Wir suchen sie nun alle! Was Ihr, Jacopo, mir in Maßen und Zahlen dargestellt habt, wisset Ihr, ob es die Schönheit ist? — Wer über die Wiesen schreitet, der sieht sie, dem ruft sie in tausendfältigen Formen zu: ‚Sieh mich an!' — Sie hat aber keine greifbare Gestalt, sie ist zerstreut in der farbigen Glut.

In jedem Baume will sie Gestalt annehmen, im Blühen und Verzweigen prahlen. Aus jedem Steine ruft sie mit Gottes Stimme, und aus der braunen Mutterscholle schreit sie in gebärender Liebe. Und ich kann es nit fassen, nit formen, ich seh', wie sich's wandelt, und kann es nit messen!"

Die Wolken jagten über die Mondscheibe, zerrissen und ängstlich, wie das Ungeziefer um das Licht gaukelt. Phantastisch sprühten die Lichter über den Dächern auf und versanken in die Finsternis. Barbari hatte Mitleid mit Dürer.

„Ihr martert Euch, Alberto! So nehmt doch Urlaub von hier und ziehet der farbigen Glut nach. Die Seele des Malers muß sich befreien!"

„Befreien!" Dürer griff mit den Händen an die kalten Mauern, und es schauerte ihn: „Befreien? Ich kann die deutsche Heimat, die ich liebe, nit verlassen! Ich bin in der Ehe gebunden. Die Kümmernis und die Not stehen jeden Morgen mit mir auf. Ich muß schaffen in der Mühle, daß ich das Korn in Brot wandle. Ich sehe keine Freiheit; in meinen Mauern harrt Christus, vorbestimmt zum Leidensgang."

Wie Trauben hingen die Sterne vom Himmel herab. Sie schwebten und lockten, versteckten sich hinter Wolkenschwaden, blitzten aus den Fugen, die in gesättigter Bläue die Tiefe der Ewigkeit erschlossen. Barbari stand und sah das lockende Spiel, das Wandelbare im Licht.

„Gegensätze", sagte er versonnen und berührt von des Freundes Wehmut. „Meine Seele sucht Fesseln, solche, wie sie Euch behindern. Gerne gäbe ich meine Freiheit dahin, könnte ich für sie die Liebe eintauschen. Ich finde sie nicht. Mein Herz ist zu arm. So stehen wir beide dahier und sehen in Visionen den Mondglanz verspinnen. Ihr sehnt Euch nach Freiheit und Sonne — ich suche den kühlenden Schatten und möchte mich binden. Was einer nicht hat, ersehnt er vom andern. Was wir besitzen, scheint uns gering. Der Mensch ist das Spiel seiner

Nemesis.
(Genannt: Das „große" Glück. [Frau Agnes.])
(Kupferstich. 1503.)

Adam und Eva.
(Kupferstich. 1504. Proportionsstudie.)

Sehnsucht, und der Maler in uns ist wie ein unzufriedener Bettler, dem keiner das Rechte gibt. Maestro Alberto! Seid weise. Formt Euch das Leben, wie's Eure Seele ersehnt, das Leben ist heilig! Wer es besudelt, der ist ein Atheist! Über aller Pflicht und über allem Recht stehet Ihr selbst und habt Euch vor Eurer Kunst zu verantworten."

Dürer nahm Barbari am Arme und zog ihn den Burghofgang entlang. Lange sprach er nicht. In seiner Seele wogte es. Plötzlich blieb er stehen, sah Barbari starr an und sagte seine Worte ironisch betonend nach: „Über aller Pflicht, über allem Recht stehe ich selbst! — Habt Ihr das Wort ausgesprochen, Jacopo? Oder hat mir's der Mond zugerufen? Ich vermeinte, mein Wille stehe unter der Pflicht, er müsse sich vor ihr beugen und dem Rechte fronen im Joch! — Kommet jetzt, Jacopo. Die Ehrbaren und Weisen der Reichsstadt sitzen in der Herrentrinkstube unter der Wage, in ihren Bechern lockt der Wein, der kein Grübeln duldet, der allen Aufruhr in Trunkenheit wandelt. Die Herren werden dem scheidenden Gaste mit goldenem Trunke entgegenharren. Die Mondnacht ist eine Gauklerin, die eitles Grübeln weckt, die uns verlockt zu Dingen, an die wir beide nit glauben. Die Freiheit in unserer Seele ist die Einsamkeit. Alles andere ist Wahrheit. Das Leben ist nur ein Geschenk von Gott; den einen macht's reich, den andern — arm! Kommet, Jacopo de' Barbari, wir wollen die verlorene Freude wiederfinden beim Weine!"

Sie gingen durch die Spinngewebe der Mondscheinfäden, immer eiliger, ihren Gedanken zu entfliehen, hinein in den heiteren Kreis der Humanisten, die bei Wein und Gesang die Freude am Leben priesen.

Während der Untermalungen der Altartafel für Stephan Paumgärtner hatte sich Dürer wieder so ganz seinen Gedankenflügen hingegeben, die sein Sehnen an das blühende, sonnige Gestade des Gardasees trugen. Seine

Liebe für die Heimat war gelockert worden in der Zeit, welche er auf Wunsch des Kurfürsten von Sachsen, Friedrichs des Weisen, in Wittenberg verbrachte. Der kunstverständige Fürst erkannte schon, als ihn Dürer konterfeite, das geniale Talent des bescheidenen Meisters; von Jacopo de' Barbari, der ihm Dürers „Apokalypse" überbrachte, erfuhr er die ganze Lebensweise Albrechts und nahm sich vor, ihn bei der Ausschmückung seines Schlosses und der neu erbauten Predigerkirche in Wittenberg zu beschäftigen. Dürer verweilte viele Wochen lang in der aufblühenden Stadt, fand in der Gesellschaft Lukas von Cranachs liebevolle Aussprache und wurde überall geehrt. Es tat ihm so wohl, sich als Künstler freier fühlen zu dürfen. Der Kurfürst gab ihm Aufträge zu einer Altartafel, zu einigen Porträten und bestellte ein Bild bei ihm, das die heiligen drei Könige vor Maria darstellen sollte. So war der junge Meister von der Enge erlöst, sein Geist entfaltete, sein Wissen vermehrte sich, und man brachte seiner Kunst und seiner auffallend schönen Person Huldigungen dar. Der „Nürenberger Maler" fand in den Kreisen der Humanisten ehrende Aufnahme, und wer seiner Rede melodiösem Flusse lauschte, der bewunderte ihn. Wenn er sprach, so schwiegen alle und lauschten seiner gemütstiefen, bewegten Stimme, die in bilderreichen Sätzen die Schätze seines Geistes darbot.

Und wer bekümmerte sich um ihn in den gelehrten Kreisen Nürnbergs? Außer Wilibald, Dr. Schedel und Hans Imhoff fast keiner. In der Herrentrinkstube des Rates konnte er nur selten, und auch nur auf Betreiben Pirkheimers verkehren; die Ehrbaren duldeten in ihrem Kreise den Handwerker ungern, und mehr galt ihnen Dürer, sosehr sie seine „Apokalypse" auch bewunderten, nicht. So lebte er einsam, zum Broterwerb angetrieben, unverstanden und nur von wenigen gewürdigt, in seiner Heimatstadt. Da lernte er um so mehr die Freiheit in Wittenberg schätzen, wo er, vom Kurfürsten geladen, den Hoffesten beiwohnen durfte.

Über diese Dinge grübelte Meister Albrecht jetzt, während er malte. Das trieb seinen Fleiß noch mehr an, abgeschieden von seiner Umgebung lebte er sich in eine Gedankenwelt hinein mit tausend Sehnsuchten und Wünschen. Und trat Frau Agnes mit flinken Füßen in diese seine Gedankenwelt unvermutet hinein, dann erschrak er. Es war ihm, als ob eine rasche Hand die ins Helle gerückten Phantastereien durcheinanderschiebe, als ob eine lachende Stimme seine idealen Träume verspotte. Und doch tat Frau Agnes nichts anderes, als irgendeine Frage oder Meinung, irgendeine schelmische Bemerkung oder ein leises Aushorchen, warum er so schweigsam dahinbrüte, ob ihm etwas fehle, ob sie ihm etwas tun dürfe. Er aber hörte in allen ihren Worten ein Mahnen, ein spitzes Klügeln; in der harmlosesten Bemerkung spürte er Stacheln, die seine Nerven aufspießten. Er wußte sich auf seinen Sehnsuchtsschleichwegen ertappt, und dann gefielen ihm diese Wege lange nicht mehr, er mied sie und fand sie viel zu sonnig, als daß er auf ihnen schreiten dürfe.

In solchen Verstimmungen, von denen er keinen Anfang und kein Ende wußte, baute er an dem System der Proportionslehre weiter. Sie trat ihm in der träumefreien Nüchternheit klarer entgegen, er konnte schärfer sehen und prüfen. Die Idealgestalt des menschlichen Körpers in der Einteilung, ihren Größenverhältnissen und Schönheitswerten hatte ihm Barbari nicht konstruieren können. Lag es daran, daß der Venezianer ein Wissen davon besaß und es geheimhielt? Oder daß er überhaupt gar keinen Kanon dafür hatte? Für Dürers Geist, dem nur Abstraktes, Gründliches entsprach, konnte die verwirrende Art und die Prahlweise Jacopos nichts bedeuten. Er suchte andere Wege, vieles fand er in den altrömischen Schriften des Vitruvius, der das Ebenmaß eines Bauwerkes mit dem des Menschen verglich und die männlichen Idealmaße für Architekturkunst verwertete. Unermüdlich gab er sich diesen Studien hin, und sie führten ihn wieder in seine Gedankenwelt, wo er die Schönheit im Lande der Sonne,

an den Klippen des Meeres, in den Hainen der Götter in freier Ungebundenheit, lebendig belauschen konnte.

Aus diesem ruhesamen und doch so ängstlichen Sehnen und Grübeln riß ihn plötzlich ein Ereignis, das ihn aus seinem Gedankenschwelgen in die traurigste Wirklichkeit versetzte: Sein Vater starb. Und wie damals in den Schweizer Bergen der heroische Tod Vannas Dürer von dem Suchen nach den Maßen des Schönheitsideals ablenkte, so lähmte nun der Schmerz um den Verlust seines geliebten Vaters seinen Forschergeist. Not und Sorge um die Erhaltung seiner Familie trieb ihn noch tiefer in das Werken um das tägliche Brot hinein. Jede Sehnsucht, jeder Versuch, den Geist in die Höhen aufsteigen zu lassen, erlahmte an der Pflicht des Erhalters, der jetzt außer seinem Weibe und seinen Gesellen auch Mutter und Geschwister zu versorgen hatte. Der Vater starb in gänzlicher Armut im Alter von fünfundsiebzig Jahren an der Ruhr.

In sein „Gedenkbuch" schrieb Albrecht Dürer über den Tod seines Vaters, in seiner rauhen Art zu schreiben, ausführlich. Ein Bruchstück davon ist erhalten geblieben, es zeigt den Satzbau des Meisters, dem das Schreiben mehr Mühe verursachte als das Malen. So wie er in klingendem Flusse, melodisch und bilderreich sprechen konnte, so unbeholfen fügte er die Worte aneinander, wenn er schrieb; zu seiner Zeit verfügten bei dem mühseligen Buchstabenmalen oft Gelehrte über keine bessere Ausdrucksweise. Das Fragment soll zeigen, wie der Sprachgebrauch zu Dürers Zeit war.

Der Anfang in Dürers „Gedenkbuch" fehlt; er mag den Beginn der heftig auftretenden Krankheit des Vaters und die Todesangst geschildert haben, dann folgt:

„Also hätt ihm die alt Frau (Mutter Dürers) aufgeholfen, und die Schlofhaub auf seinem Haupt, was jählings ganz naß worden vor großen Schweißtropfen. Also hätt er zu trinken begehrt. Do hätten sie ihm geben ein wenig Reinfell (Wein von Rivoglio), des hätt er

gar ein wenig eingenummen und hätt wieder in das Bett begehrt und hätt ihn gedankt. Und do er in das Bett kam, hätt ihm die alt Frau das Licht angezündt und ihm Sant Pernharts Vers vorgesprochen. Und eh sie den dritten gesprach, do war er verschieden. Gott sei ihm barmherzig. Und die jung Magd, do sie die Veränderung sah, do luf sie schnell zu meiner Kammer, mich weckte, und eh ich herabkam, do war er verschieden. Den ich todt mit großem Schmerzen ansach, des ich nit wirdig bin gewesen, bei seinem End zu sein. Und in der nächsten Nacht vor Sant Matthaeus Abend ist mein Vater verschieden in dem obgemeldten Johr. Der barmherzig Gott helfe mir auch zu eim seligen End. Und er hätt mein Mutter ein betrübte Wittwe gelossen, die er mir allweg großlich lobet, wie sie so ein frumm Frau wär. Deßhalb ich mir fürnimm, sie nimmermehr zu lossen. O ihr all mein Freund, ich bitt euch um Gotts willen, so ihr meins frummen Vaters Verscheiden lest, ihr wöllt seiner Seel gedenken mit einem Vaterunser und Ave Maria, auch von eurer Seel wegen, auf daß, so wir Gott dienen, daß wir ein selig Leben erwerben um eines guten Ends willen."

Solcher frommen Ergriffenheit gab sich Dürer im Schmerze um den Verlust seines Vaters hin, daß er seine Freunde anrief, für ihn zu beten. Tief bedrückt war er, daß er beim Verscheiden des Vaters nicht zugegen sein konnte. Die Ruhrkrankheit mochte einen überraschend schnellen Tod herbeigeführt haben, ohne daß es der Arzt und Albrecht auch nur ahnen konnten.

Wieder pochte Frau Sorge unbarmherzig an die Pforten des Dürerhauses „Unter der Vesten". Der junge Meister malte mit seinen Gesellen rastlos an dem Tafelbilde und den Seitenflügeln des Paumgärtnerschen Altares und vollendete das poetische, schöne Bild „Die Anbetung der hl. Könige" für Friedrich den Weisen. In diesen Malereien gab der Schönheitssucher beredten

Ausdruck von seinem Ideenreichtum, von seinem Streben nach der antiken Formenwelt. In ihnen belebte sich seine Sehnsucht nach dem Lande der Sonne und der Freude am Prunk, in die er sich bei der Arbeit so sehr hineingrübelte, daß ihm die Heimat immer öder und kälter erschien. Um sich selbst in freier Würde zu fühlen und zu sehen, malte er sich in königlicher Gewandung mit einem großen Silberpokal in der Hand auf der Tafel als einen der heiligen drei Könige.

Mit unermüdlichem Fleiße schuf Dürer eine große Anzahl Kupferstiche und Holzschnitte für den Kunsthandel seiner Frau. Er hatte bereits siebzehn Blätter für sein „Marienleben" vollendet. Auf grünes Tonpapier zeichnete er mit erhöhten Lichtern in ausdrucksvoller Art die „große Passion des Leidensganges Christi". Die mächtigen Gestalten quollen aus seinem Geist hervor wie aus dem Quell das klare Wasser. Unermüdlich saß der fleißige Meister an seinem Werktische, für kargen Lohn gab seine sehnsuchtskranke Seele dem deutschen Volke unschätzbare Perlen der Kunst hin, die ihn aber nicht von seiner Enge befreien konnten. War ihm bange nach der Natur, dann ließ er seine Brotarbeiten stehen und lief hinaus ins Freie, wo er sich wie der verlorene Sohn in die niederen Schöpfungen Gottes vertiefte. Er zeichnete ein Stücklein Rasen in seiner innigsten Liebe zur Natur. Jeden Grashalm gliederte er in seine feinsten Einzelheiten, als gälte es, botanische Forschungen festzustellen. Er malte ein Veilchensträußchen so wahrheitsgetreu, daß es zu leben schien. In das Fell eines Feldhasen und in die Federn eines Perlhuhnes, die er mit minutiöser Genauigkeit nachbildete, vertiefte er sich derart, daß das Unheimliche des Erschauens und Wiedergebens dem Beschauer zu denken gab. Auf diese Weise erlabte er seine Seele an dem Herzen der Natur immer wieder aufs neue, so daß er die Lust behielt, biblische Themen für Frau Agnes' Kunstware mit erfrischten Kräften und innerer Anteilnahme zu werken.

Um ihn herum tobte die Zeit mit Krieg und Pest und

Plünderung. Die Juden wurden aus Nürnberg vertrieben. In den Greuelnachrichten taumelte Dürer von einem Schrecken in den anderen. Sein Freund Wilibald konnte ihn nicht trösten, der zog als Feldhauptmann des Nürnberger Fähnleins in den Schweizerkrieg, und als er ihn ehrenvoll bestanden hatte, fand er beim Rate, der sich in der schweren Zeit zersplitterte, weder Anerkennung noch Würdigung, die er um seine kriegerischen und diplomatischen Leistungen verdient hatte. Gekränkt in seinem Ehrgefühl und in seiner Eitelkeit, zog er sich vom Rate zurück und vergrub sich auf seinem Landsitz in die Wissenschaften. Um diese Zeit starb seine Frau während der Geburt eines toten Knaben, das warf den leidenschaftlichen, impulsiven Gelehrten für eine Zeit vollends in die Einsamkeit. Dürer sah ihn selten. Endlich war dem Witwer das Alleinsein unerträglich geworden, sein Drang nach lebendigen Taten riß ihn in ein um so tolleres Leben hinein. Er stürzte sich mit Leidenschaft in die unruhigen Verwaltungsgeschäfte des Stadtrates und begann ein üppiges Leben. Er suchte Zerstreuung in den Kreisen leichtsinniger Frauen, jagte jungen Mädchen nach und fand an der lustigen Katharina Gärtnerin, die inzwischen Witwe geworden war, eine Trösterin in seinem Witwerschmerz.

Anfangs wollte Wilibald seinen Freund Albrecht in den Strudel mit hineinreißen, aber Frau Agnes stand mit ihrem Wortschwert als Tugendwächterin ihres Mannes am Tore ihrer Liebe, die sie noch zu verdoppeln schien. Mit Aufopferung aller ihrer Kräfte arbeitete sie für den großen Hausstand und betreute ihren Albrecht mit rührender Sorge. Aber er merkte es nicht, er sehnte sich nach Sonne, nach Wilibalds Griechenland, in dem sich ein lustiges Treiben entwickelte im Taumel schönheitstrunkener Sinnlichkeit. Böse Zungen unter den Humanisten begannen, gegen Frau Agnes zu hetzen, sie aber achtete nicht darauf, sie hielt auf Tugend und Sitte.

Ihr Hausstand kam allmählich ins Gleichgewicht. Albrechts Bruder, Andreas, der Goldschmied, wurde auf

die Gesellenfahrt geschickt, um die Wirtschaftssorgen zu entlasten; der ältere Bruder Hans war Geselle bei einem Schneidermeister, und den jüngeren Hans nahm Albrecht in die Lehre. Die Mutter kränkelte; in ihrer übertriebenen Frömmigkeit und Sittenstrenge ward sie allmählich eine neue Qual für Dürer. Sie bewachte und behinderte ihn an allem, was ihn vom Broterwerb abhielt. So kam es, daß der nachgiebige Meister immer mehr eingeengt wurde und sich immer mehr nach der Freiheit sehnte.

Er suchte seine Skizzenbücher von der Gesellenwanderung hervor an den Tagen, wo Frau Agnes mit der Mutter am Markte die Kunstware feilbot. In dem Erkerfenstersitz vertiefte er sich in die Skizzen, die er in seinem Bienenfleiß in die Zellen seiner Waben aufgespeichert hatte, damit in den Tagen der Kälte seine Seele Nahrung habe. Mit sehnsüchtigen Augen liebkoste er die Tiroler Landschaften und sah, im Sonnenschein eingebettet, das liebliche Klausen sich ornamental auf dem Blättchen weiten. Es war ihm, als schwebe über dem sonnigen Tal eine ungeheure Wolke, die eine dräuende Gestalt annahm und schließlich seine Sehnsucht bedrohte. Die Gestalt formte sich immer deutlicher, immer härter. Seine Angst wuchs, sein Herz pochte, ihm war, als höre er Frau Agnes die harmlose Frage stellen: „Träumst du wieder?" „Ich sehe Gestalten!" schrie er auf. Und wieder die Stimme der Frau: „Harre aus! Ich führe dein Schicksal mit sicheren Zügeln, der Becher des Lohnes wird sich dir enthüllen! Das Leben ist ernst. Lenke es nicht auf falsche Bahnen, die Pflicht ist dein Ziel!" „Nemesis!" schrie Dürer auf. Die Gestalt schien vor ihm auf einer Kugel zu rollen, mächtige Fittiche trugen den schweren, nackten Leib. Da erkannte er die Mahnerin. „Agnes!" rief er tonlos, „warum erscheinest du mir als rächende Göttin? Hast du vergessen, wie ich deinen nackten Leib als mein ‚Glück' in Kupfer stach? Nun kommst du so hart, so gebietend, so strafend. Ich aber will die Freiheit die

goldene Freiheit, ich will die Sonne, das Glück! Dein Leitseil ist mir eine Fessel, ich ertrage sie nimmer!"

„Ich bringe dir die Sonne, ich bringe dir das Glück!" Eine andere Stimme rief es, eine glockenhelle, lachende, schmeichelnde Stimme. Dürer fuhr erschrocken zusammen. Kathi Gärtnerin stand hinter ihm, nicht erträumt, sondern wahrhaftig, in einem hellen Sommerkleide, wie eine duftende Blume. Ihr lustiges Gesicht, von kupfrigem Haar umsponnen, neigte sich zu ihm herab. Der Rosenmund atmete heiß, die Augen glühten Lust und Frohsinn. Er wehrte ihr ab.

„Albrecht!" flüsterte sie lockend. „Warum wollet Ihr die Freiheit, die Sonne und das Glück von Euch weisen? Ihr sehnt Euch doch nach ihnen? Müßt Ihr der Schmerzensreiche bleiben? Die Gestalten werden in Eurer Seele lebendiger als Ihr selbst! Warum wollet Ihr ihr Leibeigener sein, wenn Ihr ihr König werden könnt? Erkennet Ihr noch immer nit Euren wahren Wert? Ihr seid ein Genie! Bindet Ihr den Göttlichsten ans Joch, wird ein Knecht aus ihm. Befreit Euch! Lasset die Stunden nit verrinnen, die Schönheit ruft, die Freude lockt, die Sonne lacht."

Dürer fuhr sich mit der Hand über die Augen. Träumte er noch immer? Er sah leuchtende Augen über den seinen, ein lüsterner Mund öffnete sich trunken. Grübchen lachten aus Rosenwangen, und eine Gloriole roten Lockengoldes blendete ihn. Er wußte nicht, wie ihm geschah. Weiche Arme fühlte er um seinen Nacken legen, auf seine Knie drängte sich eine süße Last. Wogende Brüste preßten sich an ihn. Flammend spürte er heiße Lippen die seinen berühren. „Küssen, küssen!" dachte er, „einmal sich wieder satt küssen an der lachenden Schönheit, an der Wärme der Sonne, in der Freiheit!"

Und Dürer trank die sündhaften, erlösenden Küsse, er hatte keinen Willen mehr. Über sein Denken legte sich ein Schleier, rot wie Blut. Seine Augen sahen Vanna vor dem Tore stehen und in den Garten sehen, wo Königsker-

zen und Lilien sich neigten und aus dem Brunnen der barmherzige Erlöser auftauchte, der die Geängstigte auf seinen Armen trug. Nun kniete er vor dem Tore und sah in den Garten seiner Sehnsucht. Die Königskerzen gossen ihr Gold auf seine Füße, die Lilien entblätterten ihre Kelche, und rote Rosen glühten. Aus dem Brunnen seiner Qualen stieg das befreiende, erlösende Weib empor. — —

Als der Abend auf den Garten seiner Sehnsucht die Schatten warf, als er wieder allein in seinem Erkerfenster träumte, da hatte er die bestimmte Empfindung, daß sich seine Seele von der Heimat gelöst und nach dem Lande der Sonne geflogen war. Und er sah wieder über dem lieblichen Tiroler Klausen die Wolkengestalt schweben: Seine Nemesis — aber sie schreckte ihn nicht mehr, sie hatte die Gewalt über ihn verloren.

Es gibt keinen treueren Freund für den Grübler als die Einsamkeit. Sie führt die Wünsche auf vergessene Inseln, wo in der Sonne die Seele badet, in dionysischer Nacht die Sinnenlust taumelt. Befruchtende und offenbarende Kraft strömt aus der Einsamkeit. Dürer grübelte: Kein fremdes Wort scheidet mich von der Sehnsucht. Sie ist wie ein lebendiges Ausgreifen der Kraft. In dieser Stille, wo kein Streit ruft und keine Qual schreit, schläft das Leid. Hier bin ich der Schöpfer. Menschen, die mich nicht verstehen, sind hier ausgeschieden. Die Seele wird fähig, den ganzen Schmerz der Welt zu ertragen. Und will ich's, so lacht die Freude, regt sich das Leben auf meiner Insel der Einsamkeit.

So wurde Dürer wieder stark. Er gebot seinen Geistern, die ihm willig dienten. Er lernte in der Stille seines Denkens die Sehnsucht am Leben empfinden und lernte tieferes Erschauen in die Formenwelt seiner Schöpfung. Frau Agnes rührte die fleißigen Hände, sie wurde ihm immer wertvoller als Beschützerin seiner irdischen Güter, je mehr sich ihr Geist dem seinen entfernte. Sie war ihm der getreue Kamerad, der willig neben ihm schritt und

ihm die Lasten des Lebens trug. Sie blieb aber auch ein geheimer Widersacher seiner Sehnsucht nach der Sonne. Schon ihre Augen, wenn sie sie besorgt in die seinen tauchte, schreckten ihn auf. Diese ehrlichen, gütigen Blicke, die nichts anderes suchten als Liebe und Zufriedenheit, erschienen ihm wie Vorwürfe, wie Fragen nach seiner müßigen Gedankenarbeit. Zog er sein Weib an sich im Aufwallen freierer Gefühle, so konnte ein einziges Wort aus ihrem Munde, das des Tages Not berührte oder eine Sorge betraf, sein Empfinden abkühlen. Sprach er ihr von seiner Welt, die ihn erfüllte, so lachte sie schelmisch: „Albrecht, du machst dich krank mit deiner Grübelei, wer soll dann verdienen?“ So gingen sie gegenseitig am Verstehen vorbei, ihre Seelen wurden sich fremd, aber ihre Liebe und seine unendliche Sanftmut banden sie doch innig aneinander.

Auf einer einsamen Wanderung durch die Wiesen kam Meister Albrecht an einem Maiabend an dem Garten in St. Johannis vorbei, in dem er als Knabe die ersten Regungen seines Herzens bezwingen mußte: der Garten der stummen Margarete. Eine tiefsinnige Sehnsucht überkam ihn. Er versetzte sich zurück in die Tage holder Irrungen, beglückender Vorstellungen und idealer Liebe. Er begann zu fühlen, wie seitdem sein Leben in sein Schaffen überströmte, das alles aufsaugte; wie Tropfen um Tropfen stillen Ertragens seine Seele füllten, bis sie wie ein tiefer See einsam träumte, auf dessen Spiegel die äußeren Ereignisse weite Ringe zogen.

Erschauernd über seine Gefühle blickte er in den Garten, in dem das Blütenwunder des Flieders von der fernen, verschollenen Herrin träumte, die es zu rufen schien in ihrer Liebe zur Natur. In dieser Fülle von Duft und Schönheit glaubten die Traumaugen Dürers die liebliche Gestalt der Stummen zur Laute ihres Geliebten reigen, und wieder in der entehrenden Marter im Grase liegen und weinen zu sehen. Das blasse, von grausamem Schrekken durchwühlte Gesicht schien ihn anzuschauen mit weit

offenen, traurigen Augen, als hätten sie der Weisheit Tiefen erschlossen, wo all das, was ein Herz zerstören kann, wie ein Spiel des Lebens erscheint. Und Dürer wußte doch, daß in diesen Tiefen der sprechenden Augen das grauenvolle Gespenst mit blutigen Händen gelauert hatte. Das ganze impulsive Seelenleben der Gemarterten lag nun vor dem geistigen Schauen des Meisters klar. Solche Liebe erschütterte ihn, die ein Leben mit ganzer Macht an ein anderes schweißte und trotz der Angst vor der blutigen Opfertat kein Auslöschen fand.

Durch diese Stimmen beschwörter Geister der Angst, die über dem blühenden Garten irrten, hörte Dürer ein unendlich trauriges Sehnen rufen. Es rief ihn, seine Gefühle in dem Blütenwunder ausströmen zu lassen. Er trat durch die Pforte in das von seiner ersten Knabenliebe geheiligte Paradies ein. Der Garten war noch so, wie er ihn vor sechzehn Jahren das letztemal gesehen hatte, gepflegt von einer liebenden Hand, der Hand eines Getreuen, der in diesen Mauern ein teures Vermächtnis verwahrte. Dürer wußte, daß Hans Hirschvogel das Grundstück von Heinz Prim, der in die Fremde gezogen war, erworben hatte. Er wußte, daß der Gelehrte alle Jahre im Lenz von Ingolstadt kam, um in diesem Garten von seinem verschollenen Glück einige Tage abgeschlossen zu träumen, als weile er am Grabe seiner Geliebten. Niemand durfte eine Blume pflücken, keiner durfte den Garten betreten, nur die alte Magd Margaretens war als Pflegerin bestellt und hielt Wache über das Blühen und Erhalten der Blumen.

Dürer setzte sich auf das Bänklein unter dem Fliederstrauche, und die anmutige Gestalt der einst so geliebten Jungfrau schien um ihn zu reigen. Unbeweglich, im wohltuenden Zauber der Jugenderinnerungen verstrickt, saß der Meister, erschüttert von dem Schicksal der Stummen, die aus dem Zauber ihrer Heimat in die rauhe Tiefe des Lebens floh. Aus dieser träumenden Versunkenheit rief ihn eine zornige Männerstimme:

„Was stört Ihr meinen Frieden, meine Einsamkeit? Was suchet Ihr hier in meinem Garten?"

Dürer war aufgesprungen und stand nun einem hageren, großen Manne gegenüber, der wohl nur um zehn Jahre älter war als er, dem aber der Gram das Haar gebleicht und das Antlitz zerfurcht hatte. Dürers Maleraugen erkannten ihn doch.

„Hans Hirschvogel!" rief er, ergriffen von dem frühen Altern des einst so schönen Jünglings, und trat ihm entgegen. Der mit seinem Namen Gerufene sah Dürer eine Weile an, dann leuchtete die Freude in seinen Augen auf, er reichte ihm die Hände entgegen und rief:

„Meister Albrecht! Daß Ihr mich heimsuchet, ist mir eine wahre Freude. Sehet, in diesem Garten hause ich jetzt, und mit mir hauset sie, die ich so unendlich liebe!"

Erstaunt sah sich Dürer um, er dachte in diesem Augenblick, daß Margarete zurückgekommen wäre. Hirschvogel setzte sich auf die Bank und zog Dürer neben sich. Mit wehmutvollem Lächeln sagte er versonnen:

„In jeder Blume lebt ihr sprechendes Auge, durch jede Fliedertraube umschmeichelt mich ihre liebende Hand. Aus jedem Strauche tritt ihr schlanker Leib hervor und reigt für mich; aus jeder Rosenknospe lacht mich ihr Rosemund an, und doch ist sie mir so weit entrückt, als stünden Welten zwischen ihr und mir. Ich weiß nit, wo sie ist, und weiß nit, ob sie noch lebt. Wenn der Lenz kommt, dann kommt sie und küßt alle Blumen wach. In den Sternennächten steht sie am Rasen und lauscht; mit hurtigen Schritten läuft sie über die Wiesen hinaus, mir entgegen. So sind wir immer beisammen, im Wachen und im Träumen. Ich weiß, daß sie in einem verborgenen Winkel der Welt sich nach mir sehnt, und sie weiß es, daß ich in ihrem Garten harre. Aber ich ahne nit, wo sie darbt, wo sie weinet, ich fühle nur, daß ihre Sehnsucht in den Blumen wacht, und so ist sie immer gleich einer holden Fee um mich und hauset mit mir!"

In Dürers Seele jagten barmherzige Gedanken. Wie

leicht hätte er es vermocht, den Verlassenen zu beruhigen, ihn zu trösten, wenn ihn nicht Margaretens Gebot, zu schweigen, daran gehindert hätte. Er sah sie plötzlich mit erschrockener Miene am Gartenzaun am Gardasee stehen, mit dem Knaben am Arm, die Finger auf ihren Mund gepreßt, ihn mit den sprechenden Augen anflehend, ihren Aufenthalt nicht zu verraten. „Ängstige dich nicht, du Getreue!" dachte Dürer, „einmal ist er dir begegnet in Liebe, er wird dich wiederfinden im Suchen seiner Treue. Du bist keine von den dunklen Seelen, die sich auf Irrwegen verlieren. Du bist im Sterne der Liebe aus jeder Ferne zu sehen!" Zu Hirschvogel gewendet, sagte er:

„Ehrbarer, wer in solcher Treue an die Liebste denkt, dem ist sie immer nahe. Verzaget nit, sie ist ihrer selbst sicher, sie ist Herrin über ihre Kraft. Sobald ihre Seele frei ist von den Ängsten, wird sie sich Euch wiedergeben!"

„Sie muß kommen!" stöhnte Hirschvogel, von Sehnsucht übermannt. „Ich rufe sie täglich im Gebet. Wie mag sie in ihrer Abgeschiedenheit sich ängstigen, und sie ist doch so rein, so ohne Schuld."

„Nur die starke Liebe lastet auf ihr", sagte Dürer; plötzlich sah er Hirschvogel mit vorwurfsvollen Blicken an: „Aber Ihr! Habt Ihr die Treue zu dieser Heiligen nit mit Untreue befleckt? Seid Ihr nit abgewichen von den Wegen, die Euch mit ihr wieder makellos zusammenführen könnten? Habt Ihr nit eine andere gefreit in Ingolstadt? Hans Hirschvogel, wie kann Eure Treue vor der Treue jener, die ihr Lebensglück für Euch geopfert hat, bestehen?"

Hirschvogel saß in trostloser Bangigkeit wie vor einem vergitterten Fenster und starrte in den Kerker, in dem seine Seele schmachtete.

„Nennet Ihr das Untreue, wenn sich ein Mann so schwer loskauft von seiner Sehnsucht und seinen Leib in die Arme einer anderen legt, dieweil seine Seele bei der einzigen ist? Und wenn der fremde Leib dem Leibe der Geliebten gleicht, wenn er im Anschauen dieser anderen

alles das wiederfindet, was er an der einen verloren glaubt? Und wenn aus dieses Leibes Seele ein Zauber strömt, der in der Seele der Geliebten im gleichen Maße verströmte? Nennt Ihr das Untreue?"

Verächtlich sah Dürer den bebenden, befreiende Antwort heischenden Gelehrten an. Sein sittlicher Begriff kannte keine Umschreibungen, er sah die Untreue in sicheren Formen. Ernst wie ein Richter, rief er:

„Ja, das ist Untreue, denn Ihr nahmt die andere zum Weibe, die Ihr auch betrogen habet, weil Ihr in ihr Eure Geliebte liebtet. Zwei unschuldige Seelen habet Ihr betrogen!"

„Dürer!" schrie Hirschvogel in seiner Angst, „richtet nit also hart! Vernehmet erst, was Gottes Wille mir gebot!" Der Frühgealterte faltete seine Hände im Schoße, seine Blicke irrten von Blume zu Blume, als wollte er sie zu Zeugen seiner Erlebnisse anrufen. Dann erzählte er mit bebender Stimme:

„In Ingolstadt wollte ich meinen Herzenskummer in einsamer Vertiefung der Kirchengeschichte und Weisheit vergraben. Es litt mich nimmer in der Heimat, seit Margarete entflohen war. Mein Suchen nach ihr war vergeblich gewesen, auch ihr Bruder hat sie nit gefunden. Im Wachen und im Träumen war mir das seltene Wesen nahe. In meiner Sehnsucht rief ich nach ihr in hundert schlaflosen Nächten. Und in einer Nacht war es mir, als stünde sie im Winkel der dunklen Stube und spräche: ‚Rufe mich nicht in der Nacht des Friedens! Ich lebe für dich alle Tage in einer anderen, der ich meine Liebe lieh. Suche sie, in meinem Ebenbilde wirst du sie finden!' Meister Albrecht, könnet Ihr meine Schauder, die mich beschlichen, fühlen, da die Stumme mit einem Male sprach? Wie irrsinnig habe ich ihren Worten nachgegrübelt und die rätselhafte Weisung nit begreifen können. Wie kann mich eine, die mich so grenzenlos liebt, eine andere suchen heißen? Könnte je ein anderes Weib ihr Ebenbild sein? Wochenlang harrte ich auf eine Lösung der Dinge. Ich

hatte keine Ruhe zur Arbeit, die Abende trieb ich mich in der Umgebung der Stadt herum. Einmal schritt ich über eine blühende Wiese zu einer Gartenmauer. Fliedertrauben hingen üppig von den Sträuchen hernieder, es war mir so zumute, als ob ich schon immer diese Mauer und diese Blüten gesehen hätte. Die Pforte stand offen, da trat ich in das Blütenwunder und glaubte nicht anders, als ich stünde im Garten meiner Geliebten. Ein neuer Zauber griff nach meiner Seele. Am Rasenplatz, vor dem trauten Hause, reigte eine Gestalt so anmutig, so traumhaft, daß mir das Blut stillestand. Sie trug ein helles Flatterkleid wie Margarete, wie an ihr spielte goldenes Haargelock um das Köpfchen der Fremden, der Elfenleib wiegte sich spielend in den schlanken Hüften. Wie von Sinnen lief ich zu der Gestalt und schrie: ‚Margarete!' Sie wendete sich mir lächelnd zu und sagte freudig erglühend: ‚So kommst du endlich? Im Traum hab' ich dich gerufen!' Ich kniete nieder vor ihr, die so ganz meiner Geliebten glich, aber eine hellklingende Stimme besaß. ‚Margarete, bist du's?' Dieses Wunder hielt mich derart im Bann, daß ich das bezaubernde Wesen, das sich, wie ein Ebenbild Margaretens über mich neigte, inbrünstig in meine Arme schloß. Unendlicher Jubel stieg in mir auf, ich glaubte nicht mehr an das Rätselhafte einer Täuschung, ich glaubte, in Wahrheit Margarete gefunden zu haben. Das übermannte mich derart, daß ich weinen mußte."

„Es gibt Rätsel," sagte Dürer ergriffen, „die ein Menschengeist nit lösen kann. Eine kranke Seele fiebert wie ein kranker Leib, das hab' ich auch erlebt auf meiner Wanderschaft. Aber eine nüchterne Stunde löste alle Zweifel, wenn das klare Sehen die Gespenster vertrieben hat!"

„Das klare Sehen hat mir nit helfen können. Für mich war es das Verhängnis. Warum trug die andere denselben Namen wie meine Geliebte? Warum hatte sie dieselbe Gestalt, Ähnlichkeit und Seelentiefe wie Margarete? Sie war die Tochter eines Gelehrten, mit dem ich verkehrte, sie sah mich oft, ich sie nie, weil meine Augen auf kein

Die Ruhe auf der Flucht nach Ägypten.
(Holzschnitt. 1505. Aus: „Das Marienleben".)

EPITOME IN DIVAE PARTHENICES MARI
AE HISTORIAM AB ALBERTO DVRERO
NORICO PER FIGVRAS DIGES
TAM CVM VERSIBVS ANNE
XIS CHELIDONII

Holzschnitt-Titel zu: „Das Marienleben". 1510.
(Lateinische Ausgabe.)

Mariä Himmelfahrt.
(Holzschnitt. 1510. Aus: „Das Marienleben".)

Schweißtuch der hl. Veronika. 1510.
(Aus Dürers Holzschnittwerk: „Die kleine Passion".)

Weib eingestellt waren. Sie liebte mich von der ersten Minute an, da sie mich gesehen hatte. Sie sehnte sich nach mir im rätselhaften Zwange. Ich erzählte ihr nun die Schicksale meines Herzens, sie verstand mich, als hätte sie sie selbst miterlebt. Warum, Dürer? Es muß eine heimliche Macht geben, die unter dem Seelenzwange steht! Warum hat meine Geliebte mich in jener Nacht an ihre Doppelgängerin gewiesen? Ich war dem Irrsinn nahe, wollte den Garten und das neue Wesen fliehen, aber eine geheime Macht zog mich gewaltsam wieder dorthin, wo ich das Wunder erlebte. Ich rang mit mir, bis mich ein Traum erlöste: An dem blumenbunten Gestade eines Sees sah ich Margarete stehen und mir winken. Wieder sprach sie, als hätte sie immer sprechen können: ‚Warum zweifelst du? Ich habe sie dir gesandt, ich lebe in ihr. Du sollst glücklich sein! Der Ring unseres Schicksals muß sich schließen! Könnt Ihr mir das deuten, Meister?"

Dürer erschrak, er wehrte dem eindringlichen Sprechen Hirschvogels ab:

„Im Traum habt Ihr ein Gespenst geboren. Es sprach aus Eurer Seele Lügen! Gespenster formen eigene Wünsche zu Orakeln. Der Mensch verlangt nach Liebe wie nach Speisen. Das ist alles so einfach. In Euch erwachte die Begierde nach dem Weibe! Wer das Übernatürliche und Unfaßbare mit wachen Augen betrachtet, der erlöst sich von den Gespenstern der Lüge!"

Meister Albrecht erhob sich, ihm war so weh ums Herz, er dachte an Vanna, die durch das Gespenst seiner Vision allen inneren Halt verloren hatte. Er dachte an die Liebe seines Weibes, die er in der Sehnsucht nach der Schönheit betrog. Hirschvogel zog ihn ängstlich zu sich auf die Bank zurück. Traurig starrten seine Augen in die Weite, seine Hände zitterten, als er sprach:

„Es war kein Gespenst, Meister Albrecht! Ich lag im Banne eines Verhängnisses. Nicht die Natur schrie in mir, ein überirdischer Zwang hieß mich das Ebenbild Margaretens zum Weibe nehmen. Ich lebte in einer siche-

ren Klarheit, daß keine andere als meine Geliebte mein Weib wurde. Sie reigte zu meinem Lautenspiel wie die Elfe von St. Johannis in jenen heißen Nächten der Sinnentrunkenheit, sie lag in meinen Armen, wie einst die Stumme, willenlos, glücklich, aufgelöst in Glück. Ich lebte wie im Traume. Und doch war eine furchtbare Angst in mir. Eine geheime Stimme klagte mich an, eine andere verteidigte mich. In den Stunden der Hingebung, wenn mein Weib in meinen Armen lag, schrie es in mir: ‚Frevler!' Ich verbarg mich in den Nächten, wo mich ihre Liebe überströmte, in einem Winkel des Gemaches und zitterte, weil ich in ihr die andere, die Fremde erkannte, die mit liebeheißen Worten zu mir sprach . . ."

„Das war das böse Gewissen!" unterbrach Dürer unerschütterlich. „In uns wacht eine geheime Macht, die uns warnt. Wer die Reinheit der Seele befleckt, den trifft die Strafe im Verfolgen aller Qualen!"

Lange blieben die beiden Männer in grübelnder Versonnenheit. Plötzlich schlug Hirschvogel stöhnend die Hände über sein Gesicht.

„Das Gewissen und die Strafe! Ja, sie haben mich verfolgt. Mein Weib starb bei der Geburt einer Tochter!"

Der Meister mit den forschenden Blicken und den zürnenden Mienen war von der Lösung dieses Schicksals erschüttert. Er ahnte nun, wie es in der Seele dieses Mannes, der in seiner Treue zu Margarete diese Untreue begangen hatte, aussah. Weicher gestimmt fragte er:

„Und die Tochter?"

Hirschvogel war bei der Frage aufgesprungen, er rannte vor Dürer auf und ab, in ihm stritt die Liebe mit der Angst. Endlich sagte er mit erloschener Stimme:

„Sie ist ein Kind der Sünde! Was vermochte ein Priesterspruch, der die Ehe band, gegen die Erkenntnis meines Betruges. Mein Weib war nicht meine Geliebte, so wie Margarete es war. Sie war mir die Vorstellung der einen, in der sie mir nahe kam. Ich liebte sie nur aus

dieser Vorstellung heraus. — Das arme Kind! Ich konnte es viele Jahre nit anschauen, erst als es mir einmal entgegenlief und ausrief: ‚Vater!‘, da kam ich zur Besinnung, wieviel ich an dem unschuldigen Wesen gutzumachen, wieviel ich an seiner Mutter verschuldet hatte.“

Dürer ergriff die Hände Hirschvogels und sah ihn milde an.

„Ehrbarer, ich erkenne nun, daß Ihr der Verschollenen die Treue nit wissentlich gebrochen habet. Der Zaun, der Euch trennt von ihr, ist nit fortgerissen. Sie sitzet dahinter wie die Mutter Gottes auf der Blumenwiese und sieht durch die Sprößlein in die Weite, dorthin, wo sie Euch wähnt. Lasset den Zaun bestehen, Ehrbarer, er schließet ein heimliches Glück ein. So wie Euch im wachen Traum die Stumme erschienen ist, so erschien sie mir vor zwölf Jahren auf meiner Wanderschaft lebendig. Sie saß am Gestade eines Sees, vor dem Zaun, der ihr Gärtlein der Einsamkeit von der Welt trennte, und war so schön, so heilig. Auf ihrem Schoße spielte ein liebholdes Knäblein, wie der liebe Jesus am Schoße seiner Mutter gespielt haben mochte.“

„Ein Knäblein?“ schrie Hirschvogel freudig auf, sein Herz klopfte zum Zerspringen, seine Arme streckten sich aus, als wolle er das Pfand seiner Liebe umfassen.

„Ein Knäblein, Ehrbarer!“ fuhr Dürer fort: „Die Vorsehung ist weise, der Ring Eures Schicksals ist geschlossen. So habt Ihr einen Sohn und eine Tochter, beide aus Eurem Blute, und beide der Sünde entsprungen. Gebe Gott der Allmächtige, daß sich die Schuld des Vaters nit an seinen Kindern räche! Ihr habt ein schweres Los zu tragen, Ehrbarer, wanket nit, führet Euer Töchterlein die Wege des Glaubens und der Reinheit, auf daß sie nit sühnen müsse, was Ihr gesündiget habet. Und Margarete mag in ihrer Einsamkeit dasselbe tun. Es steht geschrieben, daß die Schuld der Väter die Kinder verfolge bis ins siebente Glied.“

Hirschvogel hörte die mahnenden Worte nicht, in ihm

schrie das Frohlocken seiner Liebe, der Geist des Lebens pulste durch sein Empfinden. Unendliches Sehnen nach der Geliebten und nach seinem Sohne erfüllte ihn. Es schien ihm, als ob ihm aus allen Blumen, allen Büschen des Gartens das Ersehnen nach der Heimkehr ihrer Herrin entgegenströme, von seinem drängenden Wunsche im Herzen beschworen. Die Seele des Geängstigten gab sich diesen Gefühlen völlig hin und wurde auf die Gipfel der Liebe und des Glaubens getragen. Ein ungeduldiger Drang, die Erfüllung seiner Sehnsucht zu beschleunigen, stürmte auf den Gelehrten ein. Er erwog die Glücksfülle kommender Tage und bebte im greifbaren Anblick der Nähe seiner Geliebten und seines Sohnes. Er wollte sie heimführen in das Haus, das ihrer harrte, das für sie so lange Jahre bereitstand.

„Wo saht Ihr sie, Meister, so sprecht doch!" bat er. Dürer aber stand geruhsam auf, mitleidig sagte er:

„Sie trug mir Schweigen auf. Harret, Ehrbarer, bis sie den Gartenzaun, in dem sie verschwiegen ihr Glück behütet, durchbrechen kann, um sich der Welt und Euch zu geben. Sie ist Euch treu. Ich sah es, wie sie Euer Bildnis in der goldenen Kapsel küßte, als wäre es eine Reliquie. Ihr Mutterglück ersetzt ihr alles, was sie verloren hat, es ist so stark wie ihre Liebe zu Euch."

Da ließ sich Hans Hirschvogel auf seine Knie nieder und betete inbrünstig zu Gott, daß er ihm die Geliebte und den Sohn zuführen möge. Dürer erkannte die Weihe dieser Minute und schritt, erschüttert von dem Schicksale dieses Frühgealterten, aus dem Garten. Als er seine Blicke noch einmal wendete, sah er ein holdes Mägdlein über die Wiese springen, das, o Wunder der Natur! in allen seinen Bewegungen, mit seinem goldenen Haargelocke und der feinen Schlankheit des Leibes der stummen Margarete glich. Es sprang behende zu Hirschvogel, legte die Arme um seinen Hals und zwitscherte mit silberheller Stimme: „Vater! Betet Ihr wieder, daß die Mutter kommen möge? Ich bete mit Euch!"

Dürer dachte: „Die Sehnsucht des Menschen ist eine unsterbliche Sonne, die im Weltall kreiset. Alle Hoffnungen sind der Schatten, den sie wirft, und den der Angelobte der Armut mit sich führen muß durch sein Leben.“ — Die Bilder, die er heraufbeschworen hatte, verfolgten ihn, er sah das fromme Glück von Vater und Tochter, die im Grase knieten, und sah hinter ihnen mit lauernder Gebärde den Dämon der Schuld stehen.

Das Gespräch mit Hans Hirschvogel gab Dürer sein Gleichgewicht wieder. Er erblickte in dem reichen Patrizier eine schwerere Schicksalsbelastung, als es die seine war. Er besaß einen Hausstand, ein Weib und die Kunst, die ihn über alle Demütigung der Zeit emporhob; er hatte eine makellose Vergangenheit. Hirschvogel aber litt schwer unter dem Verhängnis, das ihm sein Leben aufzwang. Beim Anblick der größeren Kümmernis raffte sich Dürer auf und fühlte sich wieder freier. Er begab sich in die Kreise der Humanisten, denn der Aufenthalt Konrad Celtes' in Nürnberg vereinigte die Gelehrten im Schreyerhause. Celtes zog Dürer, dessen regen Geist er bald erkannte, in seinen Kreis hinein, und an dem Born geistvoller Gespräche fand der Meister schnell neue Nahrung für seine Sehnsucht nach dem Lande der Schönheit. Der gekrönte Dichter übertrug dem für den klassischen Geist empfänglichen Dürer die Illustrierung seiner poetischen und gelehrten Werke: „Das Buch der Liebe“ und „Guntherius Ligurinus“. Der wißbegierige Meister las diese und andere Werke Celtes' mit Verständnis und genoß bald die ungeteilte Achtung des Dichters, die ihm nun auch von den anderen Humanisten entgegengebracht wurde.

In einsamen Stunden vergrub sich Dürer in die mythologischen Schriften Polizians und Ovids, die seine Sinnlichkeit und Schönheitssehnsucht aufwirbelten. Er fand für seinen wankenden Kirchenglauben in Passavantis Gottesgelehrtheit ein weites Feld des Grübelns, fand neue Glaubenssätze in den Schriften indischer Mystiker und

Sektierer; so verlor er allmählich den Zwang sittlicher und religiöser Vorstellungen, die ihn an die Heimat gekettet hatten. In seiner Kunst gewann die Gestaltung des Nackten sicheren Ausdruck und die Proportion der Idealgestalt bestimmtere Maße.

Gebieterisch verlangte sein im Grübeln erschautes Bild der „Nemesis" nach Form. Es ließ ihn nicht mehr los, zerquälte seine Gedanken; wenn er sich mythologischen Entwürfen nähern wollte, stand die eherne, fordernde, strafende Schicksalsgöttin vor ihm und gebot ihm, sie aus der Seele zu reißen und in Kupfer zu stechen.

Mit großem Überredungsaufgebot entschloß sich endlich Frau Agnes, ihrem Manne für die „Nemesis" Modell zu stehen, und des Meisters klarsehende Augen erblickten in den Leibesformen seines Weibes ein unheimliches Wahrheitsbild, in dem sich der Schauer des göttlichen Mythus mit der unbeugsamen Willensstärke des kräftigen Leibes herb vermischte. In jeder Muskel sah Dürer Kraft und Energie, und es wurde ihm bewußt, daß in dieser Schwere des Leibes eine weiche, biegsame Seele nicht bestehen konnte. Er fand dieselben Körperformen, die er vor neun Jahren als Symbol des „Glücks" nachgebildet hatte, für jede Nachgiebigkeit widerstandsfähiger, sein Schicksal bedrohender, und seine sichere Hand zog Linie um Linie diesem Vorbilde nach. Kein Verschweigen des Häßlichen, kein Hervorheben des Schönen sollte die „Nemesis" adeln. Er wollte das Rücksichtslose seiner Schicksalsgöttin rücksichtslos gestalten.

Über dem schönheitstrunkenen Tale von Klausen, von der Sonne verlockend zur Lebenslust überglüht, erhob sich aus Wolken die dräuende Gestalt unendlich mächtig empor: Das herbe, schicksalsschwere Weib mit den kräftigen Schenkeln, den bewußt schreitenden Beinen und dem nach Nürnberger Sitte vorgestreckten Unterleibe. Die muskulösen Arme hielten Zaum und Zügel, die Unbeständigkeit damit zu lenken, und hoben den verdeckten Becher empor, der den Lohn für den Sieger im Lebenskampfe enthielt.

Auf der rollenden Kugel schwebte die geflügelte Nemesis durch die Wolken, unbeugsam in ihrer herben Willensstärke, als Mahnerin zur Pflicht.

Dieser Kupferstich Dürers bedeutete den Höhepunkt im Erfassen des realen Nackten, der im Vollbewußtsein der Gestaltungskraft des Meisters entstand. Und diese Arbeit erlöste ihn von der Furcht, dem Schicksal zu erliegen.

Als in einer ruhesamen Dämmerstunde die liebesdurstige Kathi Gärtnerin in ihrer koketten Sprunghaftigkeit in Dürers Werkstatt eintrat und mit silberhellem Lachen die Arme um seinen Hals schlang, hielt er ihr das Blatt der „Nemesis" vor die Augen. Sie erschrak, sah lange auf das Bild, dann in die ernsten Besiegeraugen des Meisters und begann plötzlich zu weinen. Jäh ergriff sie ein tiefes Mitleid mit dem schönheitssuchenden Freunde, der in der Gestalt seines Weibes die Schicksalsgöttin erblicken mußte. Dürer sprach milde lächelnd:

„Erschrecket nit so, Gärtnerin! Sein Schicksal muß jeder willig tragen. Mit der göttlichen Gerechtigkeit soll keiner spielen. Ich sehe die Nemesis von außen wohl hart und unbeugsam, aber ich weiß, daß in ihr die Liebe und Treue lebt, und ihre Zügel führt sie sicher und zu meinem Besten. Ihr habt mich vom Wege der Tugend geführt, Kathi! In Eurer lachenden Schönheit erblickte meine Nemesis die Sünde, und darum hat sie mir ihren Willen gezeigt. Wollet Ihr, daß sie mir den Becher frühzeitig enthülle? Er könnte kargen Lohn für meine Standhaftigkeit weisen. Ich muß erst noch viel Gutes tun, ehe sich der Becher gefüllt hat. Item will ich den Weg der Pflicht gehen; kommt aber einmal wieder eine Stunde, die mir allen Trost nimmt, dann, Gärtnerin, will ich's Euch von Herzen danken, wenn Ihr mir die Sonne der Freude wieder strahlen lasset!"

Dürer küßte die Enttäuschte auf die Stirn, und sie floh, als jage sie die Nemesis, aus der Stube. Er aber saß noch lange in erregter Zwiesprache mit den Geistern der Lebensfreude am Erkerfenster und sah es Nacht werden.

Im Gegensatze zu diesem ehrlichen Bekenntnis, in dem Dürer seinem Weibe die Zügel seines Lebens überließ, ersann sein grüblerischer Geist, frei von jedem Zwange, auf Grund seiner Messungstheorie des Menschen, zwei nackte Idealgestalten: „Adam und Eva." In sorgsamster Beachtung abgezirkelter Kunstregeln, die er mit Barbari festgestellt hatte, konstruierte er nach den Idealmaßen die beiden Gestalten, die dem Schönheitsgeiste der Renaissance entsprachen. Zum ersten Male erwuchsen hier in Deutschlands Kunst menschliche Idealkörper, die alle hergebrachten zünftlerischen Formenvorschriften umstürzten und mit wahrem Erfassen der Muskeln und Knochen den Schönheitsgedanken aussprachen. Der Kupferstich dieser Adam- und Evagestalten, der aus dem Ringen nach Schönheit herauswuchs, erfüllte den Meister mit tiefer Freude.

Zu die politischen Unruhen Nürnbergs und des Deutschen Reiches trat ein sichtbares Zeichen der Sternenwelt: Ein Komet von nie gesehener Größe erschien am Himmel. Unerklärliche Kreuze fielen aus der Luft auf Kinder und Erwachsene. Eines fiel einer Magd aufs Leintuch, das Dürer sah und zeichnete. Ein Weinen und Klagen hub an, jeder, auf den so ein Kreuz fiel, glaubte, daß er nun sterben müsse. Das Volk erblickte in diesen Himmelserscheinungen den Weltuntergang. Aberglaube und Astrologie schufen Verwirrungen, der Fanatismus der Kirche erschreckte die Gemüter und gaukelte ihnen die Strafe Gottes vor. Die Hexengerichte wüteten mit Scheiterhaufen und Folterqualen. Der Papst erließ gegen das Deutsche Reich seine Zornbulle. Sprengers Buch vom Hexenhammer goß siedendes Öl in die angsterfüllte Zeit der päpstlichen Gewaltherrschaft und Inquisition. Die Menschen verloren das Vertrauen zu Recht und Sitte und ergaben sich der Schwelgerei in sinnloser Angst vor dem Weltuntergange. Geistige Kämpfer griffen zu den Waffen der Abwehr und Aufklärung, der Humanismus bewährte sich, er verurteilte die Unvernunft der Kirche und

den Aberglauben des Volkes. Raub und Plünderung nahmen überhand und brachten dem Handel großen Schaden. Krieg und Fehden zerstörten Felder, Dörfer und Städte, und die Kunst war bald ein vergessenes Ding.

Dürer erlitt großen Schaden in dieser unruhigen Zeit. Die Kunstware, die er in dem Tucherwagen durch seinen Kolporteur Jakob Arnold zum Augsburger Markte schaffen ließ, wurde von dem Strauchritter Kunz Schott, der mit seinen Anhängern gegen Nürnberg in Fehde lag, geraubt und verwüstet. Andere Kolporteure betrogen ihn um sein Gut. Der bayrische Erbfolgekrieg entbrannte und rief die Nürnberger unter die Waffen. Eine anhaltende Dürre trocknete Teiche und Flüsse aus. Die Quellen gaben wenig Wasser, und die Feldfrüchte verbrannten in der Sonnenglut. Es drohte Hungersnot. Jedes Interesse für die Kunst starb. Eine furchtbare Seuche schlich durch die Straßen Nürnbergs und pochte unerbittlich an die Tore der Bürger. Die Not zog wieder unter das Dach des Dürerhauses und stürzte den gequälten Meister in Schulden. Ein kummervolles Jahr schlich dahin und untergrub die Ruhe Dürers, dessen Frau und Mutter diese Heimsuchung dem Heidentum der Humanisten und dem gottlosen Ketzerwillen der Bürger zuschrieben, so wie es die Pfaffen von der Kanzel herabschrien. Auch Meister Albrecht konnte aus diesem Lamentieren der Weiber so manches auf sich beziehen.

Kaum daß die offenen Fehden zur Ruhe kamen, begann ein grausames Morden um Veldeu, das die Nürenberger erobert hatten. Sie vereinten sich mit den Heeren Kaiser Maximilians und siegten über den grimmigen Pfalzgrafen Ruprecht. Endlich wurde auf der Reichsversammlung zu Köln Frieden geschlossen. Nürnberg atmete wieder auf, seine Gebietserweiterung aber, die ihm der Kaiser zusprach, wurde vom Pfalzgrafen Philipp angefochten, und Wilibald Pirkheimer war es, der später die Gründe des Pfalzgrafen widerlegte und siegte.

Ein Jahr später brannte in Venedig das deutsche

Kaufhaus ab und wurde wieder neu erbaut. Da erhielt Dürer den Ruf, nach Venedig zu kommen, um dort für die Kirche der deutschen Handelshalle eine Altartafel zu malen. Durch Pirkheimers Freunde Hans Imhoff, Tucher und den kunstverständigen Anton Kolb wurde die Anregung gegeben, das Fondaco dei Tedeschi von deutschen Malern schmücken zu lassen. Auch erfuhr Dürer, daß ein welscher Maler, der sich Marc Antonio Raimondi nannte, die meisten Kupferstiche und Holzschnitte und das „Marienleben" Dürers in diebischer Weise nachgestochen hatte und mit diesem Diebstahl, der sogar das Meisterzeichen Dürers fälschte, schwunghaften Handel trieb. Durch den Räuber am Geiste des deutschen Meisters, der allerdings auch auf diese Weise den Ruhm Dürers in ganz Italien verbreitete, erlitt Frau Agnes großen Schaden. Sie jammerte über das welsche Diebsgesindel und verlangte Bestrafung. Pirkheimer hatte die geschäftskluge Frau bald überredet, daß sie ohne viel Aufregung dareinwilligte, ihren Mann nach Venedig zu sicherem Verdienst und zur Verfolgung des welschen Diebes ziehen zu lassen.

Erlöst von den erdrückenden Engen, aufatmend in dem Gedanken der Erfüllung seiner Sehnsucht nach Freiheit und Sonne, stand Dürer in einer Oktobernacht neben den fertiggepackten Kisten und Ballen am Fenster seiner Werkstatt und sah hinaus über die Dächer Nürnbergs. Da lag das Stück seiner Heimat, das über ihn soviel Macht hatte, und es schien, als ob es unter den Blicken des Befreiten kaum zu atmen wagte; so, als hätte es in dem Bangen der Scheidestunden alle seine Lichter demütig ausgelöscht. Während sich die Giebelhäuser zu ducken schienen vor den schauenden Augen Dürers, so wie sich seine Seele ducken mußte vor dem Ansturm der Enttäuschungen, stiegen die Türme der Burg wie Riesen empor, das Völklein des Giebelheeres stolz überragend.

Dürer faltete die Hände und sagte vor sich hin in die Nacht hinaus: „So möchte ich unter den deutschen Malern emporragen wie diese Burg, und sie aneifern,

der Kunst zu dienen. Wie Meister Leonardo in seinem spekulativen Wissen der Mechanik, so wollte ich in der freien Aussprache mit der Natur ein Flügelpaar an meine Seele binden. Was der schwebende Vogel für den Florentiner ist, das möge der frei schwebende Geist für mich sein. Auf ausgebreiteten Schwingen hoch über dem Greuel der Menschheit zu ruhen, während alle Erdenenge und -zwänge tief unter mir bleiben, wollte ich der Vollkommenheit entgegenfliegen. Sie werden mich verlachen, die Armen im Geiste, einmal aber werden sie mich verstehen und ehren in meiner deutschen Liebe zu ihnen."

So nahm Dürer Abschied von der beengenden Heimat. Am anderen Morgen übergab ihm Wilibald ein Darlehen für die Reise und ein starkes Pferd zum Ritt in das Sonnenland. Dürer löste seine Werkstatt auf, entließ die Gesellen, gab seinen Bruder Hans in die Weiterbildung zu Michael Wolgemut und nahm Abschied von seinen Freunden und Gönnern.

Um sein Rößlein zu erproben, ritt er hinaus nach St. Johannis zu Hans Hirschvogel. Im Garten der stummen Margarete, wo alle Blumen verblüht waren und die Sträucher im Schmuck von Gold und Purpur den letzten Sturm erwarteten, der ihr Sterbekleid von den Ästen rütteln sollte, traf der Meister die lustige Kathi Gärtnerin, die sich seit einigen Monaten des liebholden Töchterleins des Gelehrten mütterlich annahm. Ihr Silbergeläute unerschöpflicher Lebensfreude bereitete ihm eine unerwartet lustige Scheidestunde. Als er wieder den Fuß in den Steigbügel seines Pferdes setzen wollte, riß sie ihn an sich, küßte ihn und entfloh. In einem stillen Winkel des Gartens im Fürlegerhause weinte sie ihr Herzeleid aus, denn keinen Menschen liebte sie so herzinnig wie Meister Albrecht mit den Seelenaugen des Heilands.

Noch vor Ende des Jahres 1505 ritt Dürer frohgemut mit Imhoffs Warenwagen sehnsuchtstrunken dem Lande der Sonne zu, in die herrliche Lagunenstadt Venedig.

Frau Agnes kämpfte tapfer die ängstlichen Gedanken

nieder, gab ihrem Manne Lehren auf den Weg, damit er allen Anfechtungen der Heiden- und Ketzergelüste mannhaft widerstehe. Als er aber ihrem Auge entschwunden war, mit Pirkheimer und Imhoff stolz zu Rosse um die Ecke der Gasse „Unter der Vesten" ritt, brach ihre Beherrschung zusammen. Sie kauerte sich in einen Winkel der verlassenen Werkstatt und weinte bitterlich. Sie wußte, wie allzu willig sie ihr Mann verließ. Wie würde er in dem heidnischen Welschland seine Frömmigkeit bewahren? Allen Verlockungen ausgesetzt, sah ihn Frau Agnes bei den sittenlosen Weibern und den gottlosen Malern Venedigs schwankend werden. Wie würde er wieder heimkommen! Tage- und nächtelang zermarterte sie ihr Herz, allmählich aber ging sie den Geschäften wieder nach und bereitete sich vor, mit der Kunstware auf die Frankfurter Messe zu fahren.

Die alte Mutter Dürers betete täglich vor dem Grabmale St. Sebaldus' im Dome, daß der Beschützer der Nürnberger Kinder ihren Sohn fromm und unbeschadet aus dem welschen Heidentum heimkehren lasse. Und St. Sebaldus hörte der Mutter Gebet.

Sieghaft, vom deutschen Geiste beseelt, blieb er trotz aller Verlockungen und Intrigen der Weiber und Maler Venedigs seiner deutschen Sitte und Kunst treu. Der Aufenthalt im Lande der Sonne war für seine künstlerische Bildung von großer Bedeutung, und was er heimbrachte waren Erfolg, Triumph und das männliche Bewußtsein, nichts aufgegeben zu haben, was das stolze Gefühl seines Deutschtums an innerem Halt besaß. Und das hat seinen ewigen Ruhm begründet.

Ende des ersten Bandes.

Romane berühmter Männer u. Frauen

Mit vielen historischen Abbildungen, Dokumenten usw.

Nitokris
Die Priesterin der Istar
Roman aus den letzten Tagen Ninives
Von H. V. Schumacher

Mirabeau
Roman
aus der Französischen Revolution
von Alfred Schirokauer

Die Gräfin Kosel und der Porzellanerfinder
Roman aus der Zeit Augusts des Starken. Von Dr. Arthur Stiehler.

Liebe und Leben der Lady Hamilton
Historischer Roman
von Heinrich Vollrat Schumacher

Graf von Brühl
Der Roman eines Mächtigen aus galanter Zeit. Von Rita Sonneck

Elisabeth von Platen
Eine deutsche Pompadour
Roman von Paul Gerh. Zeidler

Prinz Louis Ferdinand
Ein Buch von Liebe und Vaterland
Von Alfred Semerau

Die letzte Königin von Neapel
Geschichtl. Roman von C. R. Vietor

Maria Theresia
Geschichtlicher Roman von
Zdenko von Kraft

Johann von Leiden
Roman aus der Zeit der Wiedertäufer von Hans Freimark

Lola Montez
Histor. Roman von Jos. Aug. Lux

Lord Nelsons letzte Liebe
Histor. Roman von H. V. Schumacher

Grillparzers Liebesroman
Die Schwestern Fröhlich
Roman aus Wiens klassischer Zeit
Von Joseph Aug. Lux

Marie Antoinette
Einer Königin Liebe u. Ende
Roman aus der Französischen Revolution von Hans Freimark

Kaiserin Eugenie
Der Weg zum Thron
Historischer Roman
von Heinrich Vollrat Schumacher

Napoleon III.
Ein Märchen auf dem Thron
Historischer Roman
von Heinrich Vollrat Schumacher

Ein Liebesidyll Ludwigs XIV.
Louise de La Vallière
Histor. Roman von Dora Duncker

Lassalle
Ein Leben f. Freiheit u. Liebe
Roman von Alfred Schirokauer

Marquise von Pompadour
Ein Roman aus galanter Zeit
Von Dora Duncker

Der Roman einer Kaiserin
Katharina II. von Rußland
Geschichtl. Roman von Eugen Zabel

George Sand
Ein Buch der Leidenschaft
Histor. Roman von Dora Duncker

August der Starke
Der erste deutsche König in Polen
Geschichtl. Roman von A. Schirokauer

Ein livländisch Herz
Katharina I. von Rußland
Geschichtl. Roman v. Hans Freimark

Die letzte Zarin
Alexandra Feodorowna
Roman von G. v. Brockdorff

Berlin/Verlag von Rich. Bong/Leipzig

Bongs Goldene Klassiker-Bibliothek

Anzengrubers Werke, 7 Bände
Anzengruber, Dramen, 3 Bände
Arndt, 4 Bände
Arnim, 2 Bände
Arnim und Brentano, Des Knaben Wunderhorn, 2 Bände
Bürger, 1 Band
Bürger (Kritische Ausgabe), 2 Bände
Chamisso, 1 Band
Chamisso (Vollst. Ausgabe), 2 Bände
Droste-Hülshoff, 2 Bde.
Eichendorff, 2 Bände
Fouqué, 1 Band
Freiligrath, 2 Bände
Geibel, 1 Band
Gellert, 1 Band
Goethe (Auswahl), 5 Bände
Goethe (Erweit. Auswahl), 10 Bände
Goethe (Vollständige Ausgabe), 20 Bände
Grabbe, 2 Bände
Grillparzer, 4 Bände
Grillparzer (Vollständige Ausgabe), 6 Bände
Gesamtregister dazu, 1 Band
Grimm, Sagen, 1 Band
Grimm, Märchen, 1 Band
Grimmelshausen, 3 Bde.
Grün, 3 Bände
Gutzkow, 4 Bände
Gutzkow (Erweiterte Auswahl), 7 Bände
Gutzkow, Ritter vom Geiste, 3 Bände
Halm, 2 Bände
Hauff, 3 Bände
Hebbel, 6 Bände
Hebel, 2 Bände
Heine, 4 Bände (13 Teile)
Heine (Erweiterte Ausgabe), 5 Bände (15 Teile)
Herder, 3 Bände
Herder (Erweit. Auswahl), 6 Bände
Herwegh, 1 Band
Hoffmann (E.T.A.), 5 Bde.
Hoffmann (E.T.A.), 7 Bde.
Hoffmann von Fallersleben, 2 Bände
Hölderlin, 2 Bände
Homer, 2 Bände
Immermann, Münchhausen, 1 Band
Immermann, 3 Bände
Jean Paul, 3 Bände
Jean Paul (Erweiterte Ausgabe), 5 Bände
Keller (Gottfried), 5 Bände
Keller (Gottfried), (Erweit. Ausgabe), 6 Bände
Kerner (Justinus), 2 Bände
Kleist, 2 Bände
Körner, 1 Band
Lenau, 2 Bände
Lessing, 3 Bände
Lessing, Hamburgische Dramaturgie, 1 Band
Ludwig, 2 Bände
Mörike, 2 Bände
Nestroy, 1 Band
Nibelungenlied (Übersetzung von Simrock mit Urtext), 1 Band
Novalis, 2 Bände
Raimund, 1 Band
Reuter, 5 Bände
Rückert, 3 Bände
Scheffel, 3 Bände
Schenkendorf, 1 Band
Schiller, 5 Bände
Schiller (Vollständige Ausgabe), 10 Bände
Shakespeare, 4 Bände
Shakespeare (Vollständige kommentierte Ausgabe), 5 Bände.
Stifter, 3 Bände
Storm, 3 Bände
Sturm und Drang, Dichtungen aus der Geniezeit, 2 Bände.
Tieck, 2 Bände
Uhland, 1 Band
Uhland (Erweiterte Ausg.), 2 Bände
Wagner (Richard), 6 Bde.
Wieland, 3 Bände
Zschokke, 5 Bände

Ausführliche Preisverzeichnisse kostenfrei durch alle Buchhandlungen.

Berlin • Deutsches Verlagshaus Bong & Co. • Leipzig

Bongs Klassiker-Briefe

Gottfried Keller in seinen Briefen. Herausgegeben und eingeleitet von Heinz Amelung. Mit Kellers Bildnis in Gravüre und einer Handschriftprobe.

Schiller und Goethe. Briefwechsel in den Jahren 1794 bis 1805. Herausgegeben und eingeleitet von Dr. Hans Heinrich Borcherdt. Mit 20 Bilderbeilagen in Kunstdruck und zwei Handschriftenproben. 2 Bände.

Eckermann, Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. (Vollständige Ausgabe.) Herausgegeben, mit Einleitung, ergänzendem Kommentar und Register versehen von Prof. Dr. Eduard Castle. Mit 88 Abbildungen. 2 Bände. Text-Ausgabe. Mit 88 Abbildungen. 1 Band.

Heines Briefe. Ausgewählt und eingeleitet von Dr. Hugo Bieber.

Hebbels Briefe. Ausgewählt und eingeleitet von Dr. Theodor Poppe.

Goethes Briefwechsel mit einem Kinde. Seinem Denkmal. Von Bettine v. Arnim. Neu herausgegeben und eingeleitet von Heinz Amelung.

Zdenko von Krafts Romane

Kaufhaus Alljeder. Ein Roman von der Welt. Mit vier Original-Holzschnitten vom Verfasser.

Missa Solemnis. Roman.

Sonnwend des Glücks. Die Symphonie eines Lebens. Roman in vier Sätzen. 2 Bände.

Maria Theresia. Geschichtlicher Roman. Mit 20 zeitgenössischen Abbildungen, Dokumenten usw.

Ein Dichter von reicher Einbildungskraft, im Besitz der zartesten und stärksten Gefühle, voll sonniger Heiterkeit und der stärksten Leidenschaft nicht fremd, von einer außerordentlichen Bildkraft des Wortes. (München-Augsburger Abendzeitung.)

Zdenko von Kraft ist ein Erzähler, dem echtes Dichterblut durch die Adern pulst; seine Sprache klingt, seine Worte malen so deutlich, daß die Menschen und ihre Umgebung vor dem Leser auftauchen. Hier greift wieder einmal ein wirklicher Dichtersmann hinein ins volle Menschenleben und erschüttert und erfreut durch seine Kunst. (Beuthener Zeitung.)

„Ein ganzer und echter Dichter, ein wahr und warm empfindender Poet, ein die Sonne suchender und findender Mensch", ward Zdenko von Kraft, der junge österreichische Poet, schon nach seinen Erstlingen von der großen literarischen Kritik gerühmt. (Wilsener Tagblatt.)

Ein echter, rechter, deutscher Künstler hat es geschrieben . . . es gibt Gott sei Dank noch Menschen genug, die sich von ganzem Herzen daran erquicken werden, denn die Eigenschaften, die darin in schönster, dichterischer Form ihren Widerhall finden, gehören zu den besten des deutschen Volkes. (Deutschlands Erneuerung.)

Ein hervorragender Dichter, ein Führer zu den Höhen reinsten Menschentums spricht hier zu uns, und er spricht zu uns in der Zunge des beseligten und beseligenden Propheten, in der Sprache des zur Meisterschaft gelangten Künstlers, mit der Wärme des durch alles Erdenleid und jede Daseinsfreude gegangenen großen, gütigen Menschen. (M. A. u. G.)

Berlin • Deutsches Verlagshaus Bong & Co. • Leipzig

Bongs Schön-Bücherei

Mit den Allüren eines Weltmannes, der ein reiches Wissen über Menschen und Dinge leicht plaudernd zum besten gibt und dabei in seiner äußeren Erscheinung gepflegt und mit Geschmack gekleidet ist, so tritt jedes dieser Bücher vor uns.

Briefe der Liebe. Dokumente des Herzens aus zwei Jahrhunderten europäischer Kultur. Gesammelt von **Camill Hoffmann.** Mit einer Bildbeilage.

Lebensweisheit. Eine Deutung unseres Daseins in Aussprüchen führender Geister. Von **Bruno Wille.** Mit Bruno Willes Bildnis und Namenszug.

Triumph der Liebe. Ein Venusspiegel. Die schönsten Liebesnovellen der Weltliteratur. Gesammelt und mit einer Einleitung versehen von **Curt Moreck.** Mit 32 Abbildungen nach Gemälden berühmter Meister.

Und gib uns Frieden Ein Buch weltlicher Andacht aus deutschen Dichtern. Von **Bruno Wille.**

Arno Holz: Das ausgewählte Werk. Mit Autogramm des Dichters, drei Liederkompositionen von Georg Stolzenberg, vier Porträtzeichnungen von Karl Bauer und Erich Büttner und Buchschmuck von Hanns Thaddäus Hoyer.

Sterntaler und Sonnengulden. Ein Sammelbuch deutschen Humors von **Otto Ernst.** Vom Mittelalter bis zur Romantik.

Garten unterm Regenbogen. Ein Sammelbuch deutschen Humors von **Otto Ernst.** Neuere und neuste Zeit.

Vom guten Ton im Wandel der Jahrhunderte. Von **Erich Sturtevant.** Mit einer Kostümtafel: Die Entwicklung der modischen Trachten von 1200—1850.

Rokoko. Das galante Zeitalter in Briefen, Memoiren, Tagebüchern. Gesammelt von **Rudolf Pechel.** Eingeleitet von Felix Poppenberg. Mit 9 Bilderbeilagen.

Gold gab ich für Eisen. Deutschlands Schmach und Erhebung in zeitgenössischen Dokumenten, Briefen, Tagebüchern aus den Jahren 1806—1815. Von **Ernst Müsebeck.** Mit einer Bildbeilage.

Das Biedermeier im Spiegel seiner Zeit. Briefe, Tagebücher, Memoiren, Volksszenen und ähnliche Dokumente, gesammelt von **Georg Hermann.** Mit vier Bilderbeilagen.

Die Männer der Freiheit in ihren Schriften, Briefen, Erinnerungen, Tagebüchern. Von **Alfred Semerau.** Mit 18 Bildnissen.

Die Rutschbahn, das Buch vom Abenteurer. Herausgegeben von **Ignaz Jezower.** Mit Buchschmuck von George Grosz und zahlreichen zeitgenössischen Bilderbeilagen und Textillustrationen.

Berlin · Deutsches Verlagshaus Bong & Co. · Leipzig

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 000016565